XIX. Band 1933 Heft 2

IMAGO

Zeitschrift für psychoanalytische Psychologie ihre Grenzgebiete und Anwendungen

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Ernst Kris** und **Robert Wälder**

A. A. Brill . . . . Über Dichtung und orale Befriedigung

Paul Schilder . . . . Psychoanalyse und Biologie

Hans Peters . . . . Die Sexualbiologie der Spinnen

Hans Kelsen . . . . Die platonische Liebe (II)

Albrecht Schaeffer . . . . . . Noch einmal: Der Feuermythos

Dorian Feigenbaum . . . . . Bemerkungen zu den „Libidinösen Typen"

Paul Kecskeméti . . . . Psychologie und Ontologie

Besprechungen

Wir machen hiemit unsere Autoren auf die folgenden gesetzlichen Bestimmungen aufmerksam:

Bis zum Ablauf von zwei dem Erscheinungsjahr einer Arbeit folgenden Kalenderjahren kann über die betreffenden Verlagsrechte (Wiederabdruck und Übersetzungen) nur mit Genehmigung des Verlages verfügt werden. Es steht jedoch auf Grund eines generellen Übereinkommens, das wir mit dem „International Journal of Psychoanalysis" getroffen haben, jedem Autor frei, ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages der letztgenannten Zeitschrift Rechte zur Übersetzung und zum Wiederabdruck einzuräumen.

Ansuchen um die Genehmigung einer Wiederveröffentlichung oder Übersetzung in einem anderen Organ müßten zugleich mit Übersendung des Manuskriptes gestellt werden, um Berücksichtigung finden zu können.

Die Redaktion

1) Die in der »Imago« veröffentlichten Beiträge werden mit Mark 25.— per sechzehnseitigen Druckbogen honoriert.

2) Die Autoren von Originalbeiträgen sowie von Mitteilungen im Umfange über zwei Druckseiten erhalten zwei Freiexemplare des betreffenden Heftes.

3) Die Kosten der Übersetzung von Beiträgen, die die Autoren nicht in deutscher Sprache zur Verfügung stellen, werden vom Verlag getragen; die Autoren solcher Beiträge erhalten kein Honorar.

4) Die Manuskripte sollen gut leserlich sein, möglichst in Schreibmaschinenschrift (einseitig und nicht eng geschrieben). Es ist erwünscht, daß die Autoren eine Kopie ihres Manuskriptes behalten. Zeichnungen und Tabellen sollen auf das unbedingt notwendige Maß beschränkt sein. Die Zeichnungen sollen tadellos ausgeführt sein, damit die Vorlage selbst reproduziert werden kann.

5) Mehrkosten, die durch Autorkorrekturen, das heißt durch Textänderungen, Einschaltungen, Streichungen, Umstellungen während der Druckkorrektur verursacht werden, werden vom Autorenhonorar in Abzug gebracht.

6) Separata werden nur auf ausdrücklichen Wunsch und auf Kosten des Autors angefertigt. Die Kosten (einschließlich Porto der Zusendung der Separata) betragen für Beiträge

bis	8 Seiten	für	25 Exemplare	Mark	15.—,	für	50 Exemplare	Mark	20.—
von	9 „ 16	„	25	„	20.—,	„	50	„	25.—
„	17 „ 24	„	25	„	30.—,	„	50	„	40.—
„	25 „ 32	„	25	„	35.—,	„	50	„	45.—

Mehr als 50 Separata werden nur nach besonderer Vereinbarung mit dem Verlag angefertigt.

Preis des Heftes Mark 6.—, Jahresabonnement Mark 22.—

Jährlich 4 Hefte im Gesamtumfang von etwa 560 Seiten

Einbanddecken zu dem abgeschlossenen XVIII. Band (1932) sowie zu allen früheren Jahrgängen: in Halbleinen Mark 2.50, in Halbleder Mark 5.—

Bei Adressenänderungen

bitten wir freundlich, auch den bisherigen Wohnort bekanntzugeben, denn die Abonnentenkartei wird nach dem Ort und nicht nach dem Namen geführt.

IMAGO

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHOANALYTISCHE PSYCHOLOGIE, IHRE GRENZGEBIETE UND ANWENDUNGEN

XIX. Band 1933 Heft 2

Über Dichtung und orale Befriedigung[1]

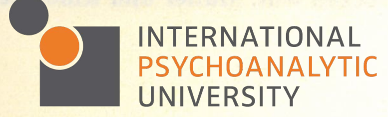
Von

A. A. Brill

New York

Unter den prägenitalen Betätigungen des Individuums ist die an die orale Zone geknüpfte nicht nur die zeitlich früheste, sondern auch die wichtigste. Wenn der Säugling anfängt, an der Mutterbrust zu trinken, macht er bald die Entdeckung, daß er nicht nur seinen Hunger stillt, sondern auch orale Lust empfindet. Diese primäre Lust ist so eindrucksvoll, daß der Säugling bald versucht, sie im Daumenlutschen zu wiederholen. Das Lutschen am Daumen setzt das Saugen an der Brust fort; es unterscheidet sich aber insoferne, als das Saugen an der Brust die höchste Steigerung der Kind-Mutter-Beziehung in seiner Vereinigung von Hunger und Liebe darstellt, während das Daumenlutschen die autoerotische Befriedigung par excellence ist und als erste Äußerung des kindlichen Unabhängigkeitskampfes angesehen werden kann. Das Kind will jetzt alles von sich selbst bekommen und nicht mehr auf seine Mutter angewiesen sein. Später wird das Daumenlutschen durch andere Reizmittel ersetzt, die zur Ernährung beitragen mögen oder auch nicht, die aber auf jeden Fall Lust verschaffen. So besteht seit undenklichen Zeiten der Wunsch der Menschen nach Geschmacksfreuden (in Form von Süssigkeiten, Tabak usw.), nach allem, was die orale Zone zu reizen imstande ist. Dieser Hang zu oraler Lust wurde mit fortschreitender Zivilisation intensiver. Die Franzosen etwa bewerten die Geschmackskunst

1) Vortrag in der New York Psychoanalytic Society, 25. November 1930. Übersetzt von Fr. Deri.



so hoch, daß zweien ihrer gastronomischen Genies, Closé und Marie Harel, sogar Statuen dafür errichtet wurden, daß sie der Welt Gänseleberpastete und Camembertkäse geschenkt hatten, Delikatessen, die zur Stillung des Hungers sicher nicht unbedingt nötig sind.

Wenn wir aber daran denken, wie nahe die Organe, die die Geschmackszellen beherbergen, mit dem ganzen Muskelsystem des Mundes und den mit ihm verbundenen Körperteilen zusammenhängen, mit der Nase, den Zähnen, dem Kehlkopf und der Lunge — sie alle haben teil an jeder oralen Befriedigung —, dann müssen wir zugeben, daß Frankreich nicht das einzige Land war, das orale Befriedigungen gepflegt hat. Und ist nicht auch die Dichtkunst Ausdruck der Geheimnisse oraler Erotik, ist sie nicht eine sinnliche oder mystische Befriedigung, gleichsam durch Kauen und Saugen schöner Worte und Sätze? Der Dichter spielt mit Rhythmus und Reim der Worte, wie ein Feinschmecker mit köstlicher Speise oder berauschendem altem Wein. Liest man Longfellow, Shelley oder Whitman, so billigt man die Definition, die in der Encyclopedia Britannica von der Dichtkunst gegeben wird: „Freie Dichtkunst ist der konkrete und künstlerische Ausdruck des menschlichen Geistes in emotioneller und rhythmischer Sprache.“ Immerhin darf man nicht vergessen, daß es sich bei diesen Dichtern um Höchstleistungen der Kunst handelt, und daß Dichtkunst und Dichtkunst zweierlei ist. In der Tat ist es zweifelhaft, ob diese Definition für viele von den in den letzten fünfundzwanzig Jahren entstandenen „Dichtungen“ gilt und ob diese Definition überhaupt exakt ist. Denn um Dichtkunst zu definieren, müßte man bis in die Anfänge ihrer Entwicklung zurückgehen. Die Kenntnis von Homer, Shakespeare, Goethe, Dante, Emerson, Byron oder Longfellow einem Urteil über Wesen und Entstehung der Dichtung zugrunde zu legen, wäre so trügerisch und unsinnig, wie etwa der Versuch, das Studium des Wesens der Verkehrsentwicklung auf die Untersuchung der Mechanismen eines Motors unseres schnellsten Flugzeugs zu gründen. Bleiben wir darum in unseren psychoanalytischen Geleisen und suchen wir Material über die Entstehung dieser oralen Befriedigung beim Neurotiker, beim Psychotiker, beim Kind und beim Primitiven.

Wenn wir die Entwicklung des Sprachgebrauchs beim Kinde beobachten, so sehen wir, daß es lange vor dem Gebrauch zusammenhängender Worte zu seiner Mutter in einer Sprache spricht, die nur ihm allein eigen ist. Es braucht diese Sprache, wenn es seine Wünsche nach Nahrung und Bequemlichkeit ausdrücken will. Mütter und Kinderkenner können die verschiedenen

Wünsche, die das Kind im Schreien ausdrückt, genau unterscheiden. Nach Jespersen[1] hat die sprachliche Entwicklung des Kindes drei Perioden: Schreien, Krähen oder Lallen und Sprechen. Das Schreien des Kindes holt die Eltern in seine Nähe, und das Kind lernt bald, davon Gebrauch zu machen, wenn es sich nicht behaglich fühlt oder etwas wünscht. Später benützt das Kind dieses orale Mittel, um die Eltern zu tyrannisieren. Weiterhin bringt das Kind auch fröhliche Laute hervor, wie Gurren, Krähen, Lallen, manchmal schon von der dritten, manchmal erst von der siebenten oder achten Woche an. Aber auch noch lange nachdem es den Gebrauch der Wörter erlernt hat, bezieht es Lust aus dem Hervorbringen sinnloser Laute. Vom zweiten Jahre bis zum Schulalter zeigt das Kind eine ausgesprochene Tendenz, mit Worten als Klängen zu spielen. Eltern sind über diese Leistungen zuerst entzückt, später verärgert. Irgend ein Wort oder ein Satz wird aufgegriffen, in Kauderwelsch verdreht und minuten- und stundenlang wiederholt. So machte es einem dreijährigen Knaben sichtlich Vergnügen, als das Kindermädchen *„rye bread“* (Roggenbrot) sagte. Er wiederholte es immer und immer wieder, bis es klang wie *ryebredryebred*, und achtzehn Minuten später war es in ein stereotypes *Rybrrrrrrrbbrrrrd* verkümmert, das er lange Zeit hindurch immer wieder sagte und sang. Jespersen zitiert folgende Sätze von Hawthorne beziehungsweise Rob. Louis Stevenson, um diese Beobachtung zu stützen:[2]

„Pearl murmelte etwas in sein Ohr, was zwar wie menschliche Sprache klang, aber nur Kauderwelsch war, wie man es von Kindern hört, die sich damit stundenlang belustigen“ (*„Scarlet Letter“*), und „Kinder ziehen den Schein der Wirklichkeit vor. Wo sie verständlich miteinander sprechen könnten, schwatzen sie stundenlang sinnloses Kauderwelsch und sind ganz glücklich im Vorgeben, französisch zu sprechen.“ (*„Virginibus Puerisque“.*)

Ich beobachtete einmal etwa ein Dutzend Kinder, die im Central-Park spielten. Sie waren wohl zwischen vier und sechs Jahren, der führende Knabe, der meine Aufmerksamkeit auf sich zog, war nach Aussage seiner Erzieherin etwas über fünf. Der kleine Kerl griff jeden Satz auf und sang und reimte ihn mit allen möglichen sinnlosen Silben, zur großen Freude aller übrigen. Zum Beispiel rief eine der Gouvernanten ihrem Schützling zu: *„Don't run up the rock!“*, und schon begann der zukünftige *Poeta laureatus* zu singen:

1) Language: Its Nature, Development, and Origin, S. 103, Henry Holt & Co., New York 1922.
2) l. c., S. 149.

„Don't run up the rock
Don't bun up the dock
Don't bun bon the nock
Don't don't don't the dock usw."

Die anderen Kinder mußten seine dichterischen Fähigkeiten bemerkt haben, denn sie sahen ihn begeistert an und schrien vor Lachen. Das Spiel dauerte geraume Zeit, bis das Kindermädchen, gelangweilt durch den Unsinn, den Knaben unterbrach. Bei der Beobachtung solcher oraler Leistungen spürt man, daß Wörter dem Kinde jahrelang zuweilen nicht mehr bedeuten, als dem dressierten Papagei oder Star. Unser Star Ned, den wir im Hause haben, seitdem er flügge wurde, lernte nicht bloß den Yankee Doodle und andere Lieder zu pfeifen, sondern er erwarb einen Wortschatz von etwa einem Dutzend Wörtern und Sätzen, die er sehr gut ausspricht. Er spricht: *Hello, Ned, hello sweet Neddie, hello Neddie boy, come on, come on, water, bath, worms* usw. Er schnappte diese Wörter im Laufe der Zeit auf und sprach sie uns nach. Er gewöhnte sich bald daran, jeden Morgen zu baden; wir sagten dabei: *„Come on, get your bath"*, und diese und andere Wörter wurden ihm dann gleichsam Bedingung. Wenn es gelegentlich vorkam, daß wir ihm sein Bad etwas später zurechtmachten, konnte er in unser Zimmer kommen und *„bath, bath"* sagen. In derselben Weise verband sich ihm das Wort *„worms"* mit seinem Frühstück, da er dann immer Mehlwürmer bekam. So weit wir sehen konnten, handelte er in dieser Hinsicht — wie ein Kind. Aber wenn er Lust hat, zu singen, wiederholt er nacheinander alle Worte und Lieder, die er beherrscht; anscheinend ist er nicht fähig, zwischen Singen einerseits, Wohlbefinden und Bedürfnis anderseits zu unterscheiden. Wenn er ärgerlich und böse ist, hackt er nach einem und schreit: *„Hello! Hello! Come on, come on!"*. Diese Wörter bedeuten für Ned Bedürfnis, Vergnügen und Ärger, noch jetzt, da er fünf Jahre alt ist. Nun handeln Kinder ganz genau so, solange sie noch klein sind. Ein Kind von zweieinhalb Jahren drückte seine Wut gegen die Eltern aus, indem es sie „Orangen", „Stuhl" und „Schokoladen" rief. Aber die Differenz zwischen dem Star und dem Kind liegt darin, daß das normale Kind, körperlich und geistig anders strukturiert, seine Sprache allmählich zu einem höher dimensionierten Gebilde entwickelt. Das zurückgebliebene Kind mag, je nach dem Grade seines Defekts, etwa bei Idiotie nicht weiter kommen als bis zum Hervorbringen einfacher und farbloser Laute oder, wie es bei manchen Imbezillen der Fall ist, eine gewisse Wortarmut oder einen unrichtigen Gebrauch des Wortschatzes aufweisen.

Die kindliche Lust am Spiel mit Wörtern[1] war die Quelle unzähliger Kinderreime sowie von Werken, in denen — wie etwa in „Alice im Wunderland“ — sinnlose Neologismen und Reime eine große Rolle spielen. Aber noch im erwachsenen Alter gefällt sich das normale Individuum gelegentlich darin, mit Wörtern als mit sinnlosen Klängen direkt zu spielen. Schul- und College-Rufe — *Rah, rah, rah, boom, boom, boom, Zoopolica, boomalika* usw. — erweisen das hinlänglich. Dauernd werden neue und sinnlose Wörter und Ausdrücke geprägt und mit einem speziellen, meist suggestiven Sinn versehen, und bald finden sie ihren Weg in unsere Alltagssprache und manchmal sogar ins Lexikon. So ist z. B. heute das Wort „*whoopee*“ sehr populär geworden. Jung und alt gebrauchen es, um etwas Verbotenes, Tolles zu bezeichnen. Vor langer Zeit waren ähnliche sinnlose Neologismen viele Jahre populär: „*Hey tidle-dee didle-dee yum-ti-dum-deeda*“ und „*Tarara-boom-deay*“.

Daß alle diese Ausdrücke auf ein Freiwerden oraler Lust schließen lassen, sieht man sehr schön an den Kosenamen, die Kindern und geliebten Personen gegeben werden. Wenn eine Mutter ihre kleinen Jungen „*Honey boy*“ nennt, so liegt offenbar kein Irrtum in der Geschmacksempfindung zugrunde. Besonders die Liebessprache fügt den Namen gern honigsüße Attribute und sinnlose Silben hinzu; Anreden wie „*sweetheart*“, „*honey*“, „*sugar-plum*“, „*snookey wookey*“ etc. sind außerordentlich verbreitet. Überdies überwiegen bei diesen „normalen“ wie bei den abnormen Regressionen auf prägenitale Organisationsstufen die sprachlichen Manifestationen. Liebende regredieren häufig zur „Babysprache“, besonders Frauen. Nach Jespersen ist die Frau

„sprachlich schneller als der Mann: schneller im Lernen, schneller im Hören und schneller im Antworten. Der Mann ist langsamer; er zögert, er käut wieder, um sich des Geschmacks der Wörter zu vergewissern, entdeckt so Ähnlichkeiten und Differenzen in Klang und Sinn der verschiedenen Wörter und rüstet sich auf diese Weise zum angemessenen Gebrauch des passendsten Haupt- oder Eigenschaftswortes.“[2]

Mit anderen Worten: die Frau geht leichter aber oberflächlicher mit ihrer Zunge um als der Mann, die emotionellen Elemente überwiegen über die intellektuellen. Viele Männer haben mich schon um eine Erklärung gebeten, warum Frauen in der Liebe sich in die Babysprache flüchten, besonders während intimerer Situationen. Die Antwort muß zweifellos lauten, daß eine Regression in die früheste prägenitale Periode vorliegt,

1) Siehe Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Ges. W., Bd. IX.
2) l. c., S. 29.

als des kleinen Mädchens größter Wunsch — den Vater ganz für sich zu haben — nicht restlos erfüllt werden konnte. Die betreffenden Männer waren meistens mittleren Alters, die betreffenden Frauen eher jung. Die Babysprache ist eine unbewußte Wiederbelebung früh-infantiler prägenitaler Erfahrungen mit dem Vater.[1]

Es sei festgestellt, daß alle diese Versuche, orale Besetzungen zur Abfuhr zu bringen, Leistungen des Unbewußten sind. Es könnte scheinen, daß wir es hier mit Automatismen zu tun haben, die sich dem Bewußtsein in besonders affektiven Situationen aufdrängen. Vor vielen Jahren hatte ich eine hysterische Patientin mit großen hysterischen Anfällen, die während der Anfälle automatisch sprach und schrieb. Sie schwang ihren Körper oder nur ihren Kopf hin und her und sprach oder schrieb Wörter oder Sätze, die niemand verstand. Die Patientin war im normalen Zustand ganz begabt und schrieb beachtenswerte Gedichte. Ein charakteristisches Beispiel ihrer Leistungen während des Anfalls: „*Dub-jumble-bumble-dumble-dill-doll-doll-dell-ell-ill-hill-hill-jill-go-gu-giu-ju-jup*“ usw. Die Analyse zeigte, daß diese sinnlosen Silben sich auf die Kinderreime von „*Jack and Jill*“ und „*Rub-a-dub-dub*“ bezogen. Solches Kauderwelsch wurde gewöhnlich produziert, wenn sie nach irgend einer Gemütserregung in einen träumerischen Zustand versank. Freilich deutete diese Patientin, die unter spiritistischem Einfluß stand, alle möglichen mystischen Bedeutungen in ihre Leistungen.

Zungenreden und andere Formen der Glossolalie, über die es eine sehr umfangreiche Literatur gibt, gehören zu derselben Kategorie oraler Befriedigungen.[2] Die von mir beobachteten und studierten Fälle zeigten deutlich, daß selbst diese gänzlich unsinnigen Produktionen der Analyse unterworfen werden können, ebenso wie Träume und schizophrene Verbigerationen, Von letzteren gibt Jung[3] eine Anzahl von Beispielen, deren eines ich zitiere: Ein Katatoniker sang zeitweilig stundenlang ein religiöses Lied mit dem Refrain „Hallelujah“. Dieser verkümmerte allmählich zu „Hallo-ha“ schließlich zu „ha-ha-ha“, begleitet von konvulsivischem Gelächter. Ein von mir

1) Anderseits hörte ich von einer Anzahl Männer, die in ähnlichen Situationen, besonders während des Koitus, das Wiehern des Hengstes, das Knurren des Hundes oder ähnliche Laute nachahmen; alle diese Fälle ließen sich auf eine Identifizierung mit dem betreffenden Tier hinsichtlich der sexuellen Potenz zurückführen.

2) Wer sich dafür interessiert, sei auf G. B. Cuttens sehr interessantes Buch Speaking with Tongues hingewiesen; vgl. auch Monroe Meyer in Int. Journal of Psychoanalysis, 1928, S. 269—271.

3) C. G. Jung: Die Psychologie der Dementia praecox. Halle a. S. 1907.

beobachteter Schizophrene schloß sein Gelächter an „komische Wörter" an, die sich ihm gegen seinen Willen aufdrängten. Die Wörter *„stipulate"*, *„tripodate"*, *„manipulate"* und ähnliche Ausdrücke wiederholten sich dauernd in seinem Denken und machten ihn lachen, trotzdem sie eigentlich gar nicht komisch waren. Die Analyse deckte auf, daß er mit fünf oder sechs Jahren ein Lied gehört hatte, in dem die Buchstabenfolge des Refrains *„Mississippi"*, folgenderweise in Silben abgeteilt, buchstabiert wurde: *Mis-sis-sip-pi.*[1] Als er das Lied zum ersten Male hörte, amüsierte es ihn sehr, und er lachte so unmäßig, daß es seine Eltern bald sehr störte. Was ihn so belustigte, waren die letzten Silben, die ihm so klangen wie *„as I pee, pee I"*. Noch wochenlang zwang ihn allein der Gedanke an das Wort Mississippi zum Lachen, und als er das Lied schließlich vergaß, ersetzte er es durch andere Wörter und Silben, die ihm ab und zu rhythmisch durch den Kopf giengen. *„As I pee, pee I"* klang ihm so komisch, weil er seine Blase noch nicht beherrschen konnte. Diese Schwierigkeit war in seinem Denken natürlich mit erheblicher Unlust verknüpft, und er gab sich die größte Mühe, sie zu verdrängen; das Wort Mississippi mit den suggestiven Schlußsilben *„as I pee, pee I" (sip-pi)* mußte als Reizwort wirken und den Betrag psychischer Energie, der bisher in der Gegenbesetzung gebunden war, unmittelbar freisetzen und entbinden.[2] Die Automatismen, die im späteren Leben zum Vorschein kamen und gewöhnlich Gelächter erzwangen, enthielten die Silbe *„ip"* und bezogen sich in der Regel auf Dinge sexueller oder genitaler Natur; sie wurden meistens in entstellter Form gedacht. So erklärte sich *„stipulate"* aus *„to stand up late"* und bezog sich auf seine geschwächte Potenz; *„tripodate"* löste sich in *„tripod and date"* auf, etwas, was aufsteht und zur Zeit da ist, und *„manipulate"* bezog sich auf seine verbotenen „Manipulationen". Ich habe viele ähnliche Automatismen in zugänglichen Fällen von Katatonie beobachtet und analysiert.

Aber auch normale Personen erinnern sich, daß sie in ihrer Kindheit gezwungen waren, bei bestimmten Wörtern oder Sätzen zu lachen Ein 45jähriger Mann konnte nicht erklären, warum er als Junge immer lachen mußte, wenn er die Worte *„scarlet macaw"* hörte. Irgendwie entdeckten das die Eltern, und sie benützten es immer, wenn er aufhören sollte zu weinen: man brauchte nur *„scarlet macaw"* zu rufen, und er mußte lachen. Eine junge Frau von 25 Jahren mußte zwanghaft lachen,

1) Populär geworden durch die begabte Schauspielerin Frances White.
2 Freud, l. c., S. 228.

wenn sie das Wort „Candida“[1] hörte. In diesen und ähnlichen Fällen konnte der Grund des Lachens leicht auf frühe verbotene Freuden zurückgeführt werden, die später verdrängt werden mußten; die Betreffenden zeigten starke prägenitale Fixierungen.

Ähnliche Mechanismen ergeben die Basis der oralen Störungen bei den Psychotikern. In den Krankenblättern meiner Anstaltspatienten finden sich zahlreiche Beispiele von „Stereotypien und Verbigerationen“. So wiederholte ein Katatoniker von 26 Jahren rhythmisch tagaus tagein, jahrelang:

I didn't do it
You didn't do it
I didn't do it
You didn't do it usw.

Man mußte schon sehr genau hinhören, um den Klang der Worte zu erfassen; der monotone Rhythmus ähnelte etwas dem Grillenruf „*Katy-did-it*“[2] den man so oft an Herbstabenden hört. Ein anderer Patient wiederholte dauernd: „*hochee, hochee, notchee, datchee, mutchee, mutchee, practchee, lacchee, whatchesay, whatchesay?*“ Diese und ähnliche schizophrene Produktionen ähneln außerordentlich den stereotypen Wiederholungen, die man von Kindern und Zungenredern hört. Cutten muß sich darüber klar gewesen sein, daß es sich bei Zungenreden um einen Infantilismus und etwas Psychopathologisches handelt, wenn er feststellt, daß ein bemerkenswertes Charakteristikum der Wortbeispiele im Zungenreden die Alliteration und die Wiederholung ist. Z. B. „*prou, pray, praddy*“, „*pa palassate pa pan pu pe*“, „*telli, teratte, taw*“, „*terrei te te-te-te*“, „*vole virte vum*“. — Es erinnert uns an die sinnlosen Silben, mit denen Kinder ihre Spiele auszählen, „*enee menee minee mo*“, was ursprünglich sicher ein Versuch war, in einer fremden Sprache zu reden.[3] Dieselbe Ausdrucksweise findet sich auch in den von Kindern erfundenen Sprachen und in den Glossolalien der Psychopathen. Vor einiger Zeit untersuchte ich eine Choristin in der Psychopathenabteilung des Bellevue-Hospital (New York), die sich für eine ägyptische Prinzessin hielt und behauptete, nur ägyptisch zu sprechen. Mein Ruf als Sprachkenner verleitete den Direktor dieses Krankenhauses, M. S. Gregory, mich um eine Untersuchung dieser Patientin zu bitten. Ich fragte sie, wie „gib mir Brot“ auf ägyptisch heiße, und sie antworte: „*jimman jumjum*

1) Dieses Wort deckte „Zuckerwerk (engl. = *candy*), gestohlene Süßigkeiten, Bestrafung“ und bezog sich direkt auf eine Reihe von unangenehmen Erlebnissen.

2) „*Katydid*“ = nordamerikanische Hausgrille, Heimchen.

3) l. c., S. 174.

mimi". Ein Stenograph hielt ihre Antworten phonetisch fest, und mit leichten Klangabweichungen bat sie mit denselben sinnlosen Silben um Brot, Liebe und Geld.

Aus den bisher gegebenen Beispielen können wir feststellen, daß durch Affektstörungen orale Äußerungen hervorgerufen werden können, die anscheinend jeder sprachlichen Logik und Ordnung entbehren und bei denen der psychische Akzent vom Wortsinn auf den Wortklang verschoben ist. In den sinnlosen Silbenwiederholungen der Kinder, den Stereotypien der Schizophrenen, den Ausdrücken der Zungenredner und ähnlichen psychopathischen Produktionen wird das deutlich. Aber da alle diese Erscheinungen entweder beibehaltene infantile Oralerotismen oder Regressionen sind, dürfte die Frage Beachtung verdienen, wie die Primitiven sich ausdrücken, wenn sie in ähnliche Gefühlssituationen geraten.

Theodore Roosevelt stellt in seinen „African Game Trails" fest, daß jedes gefühlsbetonte Erlebnis, sei es noch so geringfügig, die Eingeborenen zum Singen reizt. Gewöhnlich war es „ein Stegreifgedicht über irgend etwas, was sie im Moment interessierte. Eine halbe Stunde besangen sie das Fest des *Bwana Makuba* (großer Meister oder Häuptling, mein Name), der das Flußpferd tötete; besonders wurde betont, wieviel vortreffliches Fleisch es geben und wie sehr gut das Mahl sein würde. Gewöhnlich improvisierte einer das Lied, die anderen fielen im Chor ein." (S. 260.) Ein solcher Gefühlsüberschwang wegen großer Fleischmengen, die ein gutes Mahl liefern würden, dünkt unserem Ex-Präsidenten etwas Besonderes; unterscheidet sich dieses Verhalten aber gar so sehr von den Lobliedern, die von unseren zivilisierten Rassen dem Essen gesungen werden? Man denkt zwangsläufig an das Lied vom „Altenglischen Roastbeef", das im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in Großbritannien außerordentlich populär war.[1]

Man kann wohl sagen, daß das Loblied auf das Roastbeef, Englands gastronomische *Pièce de resistance*, die Gefühlskonkurrenz mit den Liedern

---

1) Es lautet:

Das mächtige Roastbeef
Tat dem Engländer gut!
Es adelt die Herzen
Und kräftigt das Blut,
Den Höfling macht's tüchtig,
Dem Krieger gab's Mut.
Oh! das altenglische Roastbeef!
Und oh! das Roastbeef Alt-Englands!

Wenn Briten verachten,
Was jetzt sie ergötzt,
Womit Welsche und Spanier
Das Futter ersetzt,
Das gewaltige Roastbeef
Bleibt Sieger zuletzt.
Oh! das altenglische Roastbeef!
Und oh! das Roastbeef Alt-Englands!

aufnehmen kann, in denen die Wilden sich auf die großen Massen von Flußpferdfleisch freuen.

Immerhin muß man zugeben, daß die Primitiven aus Anlässen in Affekt geraten, die uns unwichtig scheinen. Das geht deutlich aus Roosevelts spannendem Werk hervor, in dem wir lesen können, wie die Eingeborenen einander feierliche Lobgesänge singen, in denen immer der eine die zahlreichen guten Eigenschaften des andern rühmt, oder daß sie auch so banale Leistungen wie etwa das Holzholen besingen. Letzteres beschreibt Roosevelt wie folgt:

„Die ersten warteten in der Mitte des Lagers, bis alle zusammen waren, dann fingen sie an, im Takt mit den Füßen zu stampfen. Der Führer oder *shanty* ruft: „*Kooni*" (Holz), alle anderen brummen zustimmend unisono: „*Kooni telli*" (viel Holz). „*Kooni*" ruft wieder der Führer, „*Kooni*" ist die Antwort. „*Kooni*" der Führer; diesmal kommt von den anderen nur ein langgezogenes „*Hum-m-m*". So geht es weiter, bis die Lasten abgeladen sind. Ihr Gefühlsaufwand variierte natürlich je nach der Situation. Der Tod eines Löwen regte sie mehr auf; dann sangen sie ihre rauhen Jagdgesänge oder Siegeslieder, bis die monotonen, rhythmischen Wiederholungen sie beinahe von Sinnen brachten."

Dieselben Gefühlsausbrüche von Wilden hat auch Updegraff in seinen „Kopfjägern vom Amazonenstrom" beschrieben:

„Eine Gruppe von Burschen ist in aufgeregter Unterhaltung. Anscheinend agieren sie alle die Bewegungen des Trombonspielers, ihre rechte Hand fliegt hin und her, vom Mund bis zur vollen Armlänge, die Handfläche nach innen. Ihre Stimmen sind laut und tief, und das Leuchten ihrer dunklen Augen verrät ihre Aufregung. Sie sprechen vom Krieg, das wissen wir, denn nur dann gestatten sie sich diese Gesten und diesen forcierten Ton."

Diese monotone Wiederholung von improvisierten Sätzen oder sinnlosen Wörtern ist bei allen Primitiven in allen Erdteilen beobachtet worden. So berichtet R. F. Barton[1] über die Ifugaos, einen ziemlich primitiven Philipinnenstamm, bei dem jeder außereheliche Verkehr unter strengem Tabu steht; er zitiert folgendes Lied, in dem sinnlose Wortfolgen gebraucht werden:

„Die Jungen sitzen in einer Reihe unter den Häusern, nach Geschlechtern getrennt, und kritisieren einander abwechselnd singend. Einer improvisiert, ein anderer aus dem gleichen Geschlecht fällt bei „*Di-din-ay-an!*" (jetzt jedenfalls sinnlos) ein.

Die Männer: „Ihr Frauen, *Di-din-ay-an!*
Ihr sammelt Schnecken auf den Reisfeldern, *Di-din-ay-an!*
Ihr kocht und eßt und verbergt den Rest, *Di-din-ay-an!*
Ihr lasset eure Männer dürr werden, *Di-din-ay-an!*"

---

1) R. F. Barton: „Hunting Soul Stuff", Asia, März 1930.

Die Frauen: „Ihr Männer, *Di-din-ay-an!*
Ihr geht weg mit euren Netzen, *Di-din-ay-an!*
Ihr fangt einen großen Flußfisch, *Di-din-ay-an!*
Ihr kocht ihn in einem großen Topf, *Di-din-ay-an!*
Ihr eßt ihn in einen großen Dickwanst, *Di-din-ay-an!*"

Dieses Thema wird stundenlang ohne irgend eine Änderung wiederholt. Der Autor versucht, den Grund, warum die Nahrung das Thema für Musik, Dichtung und Unterhaltung abgibt, dahin zu erklären, daß das Gesungene irgend einmal wahr gewesen sein mag.

„Man glaubt", sagt er, „daß bei allen Völkern der Selbstschutz zuerst Handlungen erforderte, die dann als Liederthemen reproduziert werden. Diese Freßgesänge mögen die Überbleibsel einer solchen Zeit sein und jetzt als ein Mittel gebraucht werden, einen tabufreien Kontakt zwischen den Geschlechtern zu ermöglichen."

Vielleicht gibt es da Improvisationen, die unter der Blume das Tabu verletzen. Was uns an diesen Freßliedern der Ifugaos interessiert, ist die Verwendung sinnloser Silbenfolgen und die Tatsache, daß tabuierte Sexualität, um zur Abfuhr zu gelangen, auf eine prägenitale, die orale Phase, regrediert.

Margaret Mead gibt in ihrem Buch *„Growing up in New Guinea"* einen ähnlichen Bericht über die Lieder und Gesänge der Manus auf den Admiralitätsinseln:

„Eine Gruppe hat auch die Tendenz, Sätze aufzugreifen und zu wiederholen oder in einen leisen, eintönigen Gesang zu verwandeln. Besonders, wenn man zufällig einen Satz in singendem Tone äußert, oder einen Ausruf in einer anderen Tonart als die sonstige Unterhaltung, oder wenn man etwas vor sich hinmurmelt. Die zufälligsten und gewöhnlichsten Sätze, wie: ‚ich verstehe nicht', oder ‚wo ist mein Kanu', werden mit größter Genugtuung noch mehrere Minuten lang wiederholt. Ich habe bis zu sechzig Wiederholungen eines einzigen einsilbigen Wortes gezählt, entweder eines richtigen Wortes, oder einer sinnlosen Silbe. Und nach der sechzigsten Wiederholung war es weder jung noch alt zu viel."

Die Verfasserin beobachtete auch, daß diese Eingeborenen

„singen, wenn ihnen kalt und elend ist, oder wenn sie sich nachts fürchten. Wenn sie müde sind, finden sie sich in Gruppen zusammen und singen lange eintönige Gesänge immer und immer wieder:

I am a man
I have no wife
I am a man
I have no wife" usw.

Clark Wissler zitiert in seinem Buche *„The American Indian"* eine Anzahl von Dichtungen in der Form von Hymnen, Gebeten und Kriegs-

liedern von unseren Indianern und Eskimos, in denen er dieselbe Art der oralen Abfuhr aufzeigt. Er sagt: „Bei diesen Texten sehen wir, daß viele Zeilen eines Verses mit sinnlosen Silben ausgefüllt sind."

Was nun diese sinnlosen Wörter oder Silben bei den Primitiven bedeuten, ist unmöglich festzustellen; auch wäre eine solche Feststellung kaum von großer Bedeutung für unsere These. Es mögen etwa in Vergessenheit geratene Wörter sein; aber ähnliche Leistungen von Kindern und Erwachsenen lassen mit Sicherheit annehmen, daß solche sinnlose Wörter oder Silben, wie „*Whoopee, Tar-a-ra-boom-di-ya-hi-didle-dee, didle-dee boom de yun, de-a*" usw., einen Ausdruck von Gefühlserregungen bedeuten. Man braucht die onomatopoetische Theorie der Entstehung der Sprache nicht in ihrer Gänze anzunehmen, und kann doch davon überzeugt sein, daß sehr viele Wörter und Ausdrücke auf diese Weise entstehen.[1] Ferner machte ich Beobachtungen über die Entstehungsweise sogenannter „dichterischer" Leistungen bei Patienten, die Dichtungen geschrieben und publiziert hatten, die mich zu dem Schluß führten, daß zuerst das Gefühl, die Stimmung da ist, und dann erst die Worte ihr angepaßt werden. So hat eine meiner früheren Patientinnen, Miß X., eine bekannte Dichterin, in gehobener Stimmung den außerordentlich starken Drang zu dichten. Diesem gesteigerten oder manischen Zustand geht immer eine Depression voraus, aber bevor jener voll entfaltet ist, wiederholt sie innerlich immer folgendes: „*He hem, he hem, dem dem, nem nem, he hem, he hem* . . .", was sie als synchron mit ihrem Herzschlag empfindet. Diese Wiederholungen ohne Sinn dauern ein paar Tage, ehe sie einen Sinn bekommen. Wirkliche Wörter und Sätze kommen dann gelegentlich vor, aber sie unterliegen demselben Rhythmus. Zwanghaft bleibt sie dabei, innerlich zu wiederholen: „*me, me great, me, me great*" usw., oder „*I'm a wonder, I'm a wonder, I'm a wonder*" usw.; bald wird die Patientin erregter und wiederholt immer längere Sätze. Ein typisches Beispiel für deren pathetischen Charakter lautet:

„*She is Sheba the queen*
Behold her splendor!
Her eyes gleam green
None dare offend her."

Bei zunehmender Manie äußert sich der Tätigkeitsdrang in ununterbrochenem Schreiben in großen umfangreichen Buchstaben, achtzig und

1) Über den Ursprung der Sprache vgl. Sapir: „Language." Harcourt, Brace & Co., New York.

mehr Seiten, auf denen die Ideenflucht immer deutlicher wird; der Schluß ist dann richtiger Wortsalat. Um den Leser nicht zu sehr durch lange Zitate zu belasten, will ich nur ein paar Sätze anführen, um Richtung und Stimmung ihrer Gedanken zu charakterisieren. Das folgende stammt aus einem Brief an einen Verwandten, den sie heimlich verehrte:

„I have never experienced in all my days never never never anything like this of the eight minutes blood pressures and pain the second four less pain and then four minutes the worst suppressed excitement with heart affected by this, I have never experienced in all my days with heavy heartedness same as first to five minute chills once in a while and the beginning of this was fierce cold for this combination to tell of the severity and enormity of this suffering of the code of 7—999, 999, 999, 999, 999, 999, 999, 999, times by —999, 999, —999, so as the better to tell you with this weight on head an chin and neck but a dead weight on two to three counts of forty-five seconds to a minute same code.“

Das zeigt ihre Verfassung, bevor sie in eine Art erschöpfter Depression fällt, die manchmal dem manischen Stupor ähnelt. Der depressive Zustand tritt ziemlich rasch ein. Innerhalb weniger Tage wird die Patientin schwer depressiv und gehemmt. Manchmal wird die Retardation so stark, daß die Patientin ihre Gedanken nicht festhalten kann, „es ist wie eine komprimierte Dunkelheit, in der nichts zu unterscheiden ist“. Aber eine andere schizoid-manische Patientin, die ebenfalls dichterisch veranlagt ist, beschreibt ihre Depressionen:

„Seitdem ich mich meiner depressiven Stimmungen erinnern kann, verursachten alle Klänge einen merkwürdigen, immer wiederholten Rhythmus in mir — fast eine Melodie mit einem höhnischen Beiklang, begleitet von Worten wie: ‚*Hm, hm, hm, you're a devil, you're a devil, you're a devil*‘. Das wiederholte sich in meinem Kopf stundenlang. Andere Male, im selben Zustand, quälten mich Worte wie: ‚*You're a bad girl, bad girl, bad girl*‘, oder ‚*Mother hates you*‘.“

„In Träumen kehrte dieser selbe Rhythmus wieder, besonders in einem Alpdruck, der mich zwischen meinem 8. und 12. Jahre quälte. In diesem Alpdruck hing ich mit dem Rücken an einem Seil über einer weiten blauschwarzen Wasserfläche, jede Minute kann ich mein Gleichgewicht verlieren und in die Finsternis da unten stürzen. Das Wasser stöhnte in dem gleichen Singsang zu mir herauf, es sang dieselben vorwurfsvollen Worte, die ich tagsüber hörte. Wenn ich Angst habe, so fühle ich den Zwang, diese kurzen Sätze ununterbrochen herzusagen, und ich bin nicht fähig, die Wiederholung zu unterdrücken.“

So fühlt und handelt diese begabte Frau dann wie die Manus von Neuguinea: in Erregungs- oder Angstzuständen sucht sie Zuflucht in einer oralen Abfuhr. Aber anders als die Primitiven, die sinnlose Wörter oder Sätze singen, wiederholt diese kultivierte syntonische Frau in ihren Zwangsphrasen das Schelten ihres Über-Ichs, dem sie sich demütig unterwirft.

Eine andere Patientin, Miß Z., die einen Band Gedichte herausgegeben hat, klinisch eine Schizoid-Manische, berichtet, daß sich während ihrer Depressionen entweder sinnlose Silben monoton wiederholen oder aber alberne Reime, die sie oft in all ihrem Elend lächeln machen. Ein Beispiel dafür lautet:

„See Saw See Saw
See Saw See Saw
See Saw See Saw
See Saw See Saw.“

Dieser Text, der die Wiegenlieder ihrer frühen Kindheit zurückruft, geht im Takt ihres Atems. Manchmal begleitet sie die innerlichen Wiederholungen von *„see saw“* mit einem tickartigen Stöhnen, das sie kaum unterdrücken kann. Andere sinnlose Dichtleistungen derselben Patientin:

„Stung (Bee)
Dunc Dunc
Bunc Bunc
Hunc Hunc“, oder

„Candles Candles Mantles Candles
Squat on Mantles Candles Candles
Hoi Hoi Toi Hoi
Oi Oi Oi Oi.“

Diese Produktionen beziehen sich auf bestimmte Ereignisse im Leben der Patientin, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Beachtenswert ist, daß diese Patientin besonders empfindlich in Bezug auf Geräusche ist, die sie sowohl als äußerst störend wie auch als beruhigend empfindet. Die beruhigende Wirkung beschreibt sie folgendermaßen:

„Oft empfinde ich eine entschiedene gefühlsmäßige Erleichterung durch Lärm, etwa durch das Dröhnen der Untergrundbahn oder das Schreien der Zeitungsjungen. Es ist, als ob ich den Lärm gemacht hätte; das schreckliche Kreischen der Züge wird zu meiner Stimme — und plötzlich bin ich ruhig und wie erlöst von dem entsetzlichen Druck des Stillhaltens. Das Getöse und Durcheinander eines Nachtlokals verschafft mir dasselbe Gefühl der Erleichterung.“

Diese Patientinnen waren mittleren Alters und, wie schon erwähnt, dichterisch begabt; die sonderbaren Produktionen, von denen ich einige zitierte, entstehen gewöhnlich während ihrer Anfälle, manche auch im freien Intervall, in dem sie wirkliche Dichtungen schreiben können.

Im Gegensatz zu diesen Patienten möchte ich jene erwähnen, die im Normalzustand nicht dichten, aber im Ausnahmezustand zu „Dichtern“

werden. Ein ausgezeichnetes Beispiel bietet der Patient W., den ich im Central Islip State Hospital behandelte. Er war 62 Jahre alt und wurde eingeliefert, weil er dauernd schrie und kreischte. Er gab an, er könne es nicht ändern, er müsse schreien, weil er sich so sehr über den Verlust von Geld und Besitz ärgere. Im allgemeinen zeigte der Patient einige senile Züge; seine Stimmung war depressiv. Nachdem er vier Monate lang die anderen Spitalsinsassen durch sein Schreien und Stöhnen geärgert hatte, trat ein gewisser Rauschzustand ein, und er entdeckte plötzlich, daß er ein Dichter sei, „ein großer Dichter“, wie er sagte. Ein Beispiel seiner poetischen Leistungen:

Thou old Adonis
Thought you at Rest
asleep
Anew causing
Displeasure Pain
Awake again
I pray for dispense
a glorious Bliss
Masters of Temptation
A sorrowful Cruelty

Ever since Creation
Yes, it is easily said
Millions know the old
Time story
All for that tempting
Bait
Adam and Eve
Lost the paradise
Halleluya Glorious!

Man sieht leicht, daß es sich um ein schwaches Bemühen handelt, zu reimen. Den Inhalt kann man verstehen, wenn man weiß, daß der gesteigerte Zustand seine Sexualität plötzlich aktivierte. Während der depressiven Phase war er ins primitiv-kindische Schreien, Kreischen und Jammern geflüchtet, während der gesteigerten Phase bemühte er sich, seine oralen Regungen in eine der Konvention besser entsprechende Form zu bringen. Wie bei den anderen obenerwähnten „wirklichen“ Dichtern handelte es sich um eine syntonische Persönlichkeit von schizoid-manischem Typus mit milden hypomanischen Perioden während des ganzen Lebens. Als Dichter versuchte er sich das erste Mal, und wenn wir unser Wissen über den Ablauf der Einfälle auf seine Leistung anwenden, sehen wir, daß der Patient oberflächliche oder „äußerliche“ Assoziationen den „innerlichen“ vorzieht. Immerhin macht er von den vielen klanglichen Assoziationen, die für Kinder, manche Psychotiker und schließlich auch für manche hypermoderne Dichtung charakteristisch sind, keinen Gebrauch.

Oben haben wir Beispiele für diese Art des Gedankenablaufs gegeben; zum Vergleich zitieren wir noch aus den „dichterischen“ Leistungen der Gertrude Stein, einer Pionierin modernistischer Dichtung, aus *„Sacred Emily“*:

„Next to barber.
Next to barber bury.
Next to barber bury china.
Next to barber bury china glass.
Next to barber bury china and glass.
Next to barber and china.
Next to barber and hurry.
Next to hurry.
Next to hurry and glass and china.
Next to hurry and glass and hurry.
Next to hurry and hurry.
Next to hurry and hurry."[1]

Im Gegensatz zu diesen stereotypen Wiederholungen zeigt das folgende Gedicht, wie vielseitig Miß Steins kosmisches Bewußtsein ist:

„Here is a poem
Amber.
Ambler Curran.
Amber is found on the shores of the Baltic.
Like wild asparagus you must have an eye for it.
All animals howl.
All animals or a barnyard fowl.
All animals are stars.
All animals and bars.
Please pay a monkey a dear or a sweet.
Please pay a lion a pheasant or a street."[2]

Diese Produktionen ähneln zweifellos den oben zitierten Stereotypien, und wenn wir sie nach den Regeln über die Assoziation analysieren, können wir sagen, daß in ihnen die äußerlichen Assoziationen auf Kosten der innerlichen vorherrschen. Anscheinend fehlt jede Ideenverbindung, jede logische Konsequenz; es gibt nur unverständlichen Wortschwall und Klangassoziationen. Ich glaube nicht, daß wir diesen Gedichten Gewalt antun, wenn wir sie neben die Produktionen der Geisteskranken stellen. Wie man am nachfolgenden Beispiel leicht sehen kann, herrscht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden, obwohl das folgende logischen Zusammenhang und einen Ideenkern hat.[3]

„I am the president
I am the ex-president
Of the United States.
I have been a decent president
Just at present
I was present president
Of many towns in China, Japan and Europe and Pennsylvania
When you are president
You are the head
Of all.
You are the head
Of everyone of those
You have a big head
You are the smartest man in the world."

1) Gertrude Stein: Geography and Plays. S. 181. The Four Seas Press, Boston 1922.
2) l. c. S. 408.
3) Bleuler: Textbook f. Psychiatry. S. 72.

Vor weiteren theoretischen Erörterungen möchte ich feststellen, daß mit Ausnahme des Patienten W., der in meine voranalytische Zeit fiel — ich war damals strenger Kräpelin-Anhänger —, die Analysen aller hier zitierten Patienten die Abrahamschen Theorien über Manie und Melancholie[1] vollinhaltlich bestätigen. Soviel auch zur Psychologie der Dichtung gesagt worden ist, hat meines Wissens niemand die oralen Stadien in der Entwicklung des Dichters näher untersucht; auch ich nicht. Aus verschiedenen Gründen konnten die Fälle, die zu meiner Kenntnis kamen, nicht wirklich analysiert werden. Aber nach dem vorliegenden Material glaube ich sagen zu dürfen, daß die Bedeutung der prägenitalen Phase für die Psychologie des Dichters wesentlich sei. Manche kommen nicht weit über die (erste oder zweite) orale Stufe hinaus, während andere, selbst wenn sie die genitale Stufe erreichen, trotzdem Anzeichen der Fixierung in der oralen, urethralen und analsadistischen Stufe der Libidoentwicklung aufweisen. Nach meinen bisherigen Beobachtungen stimme ich vollständig mit Clark Wissler überein, der feststellt: „Unter uns herrscht die naive Vorstellung daß Dichtung und Gesang zu den fortgeschrittensten Kulturstadien gehören; und doch kommt es der Wahrheit näher, sie die wahrhaft primitive Form künstlerischen Ausdruckes zu nennen.“[2] Sicherlich ist die Dichtung der Kulturvölker anders zu beurteilen als die der Primitiven. Jahrtausende der Entwicklung brachten viele Veränderungen in ihre Struktur. Eine Strophe von Emerson oder Browning kann mit den Produktionen der Primitiven kaum verglichen werden; aber auch sie zeigen noch denselben Mechanismus. Alle meine Analysanden, die dichterisches Talent besaßen, Freude an der Reimbildung hatten und als Dichter anerkannt waren, zeigten deutliche oralerotische Fixierungen, und ihre Neurosen waren auf oraler Regression oder Mangel an Sublimierung des Oralen aufgebaut. Ich wiederhole, daß meine Erfahrung auf diesem Gebiete sehr begrenzt ist, aber ein wenn auch noch so oberflächlicher Blick in die Literaturgeschichte stützt meine Annahme. Viele der größten Dichter weisen deutliche oralerotische Erscheinungen in mehr als einer Form auf. So soll Goethe ein außerordentlich starker Esser gewesen sein.[3] Nach Möbius, der hier verläßlich ist, war Goethe zyklothym.

1) „Entwicklungsgeschichte der Libido.“ Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1924.

2) Wissler, The American Indian, S. 149.

3) G. H. Lewes teilt darüber mit: „Sein Appetit war ungeheur. Selbst an Tagen, an denen er über Appetitlosigkeit klagte, aß er viel mehr, als die meisten anderen Menschen. Puddings, Süssigkeiten und Kuchen waren jederzeit willkommen.“ (Lewes: Life and Works of Goethe. S. 452.)

Wenn wir den Alkoholismus als orale Befriedigungsform anerkennen, was uns Psychoanalytikern selbstverständlich ist, kann man die Vorliebe für Alkohol bei vielen Dichtern nicht übersehen. Als einen der auffallendsten Trinker von dipsomanischem Typus erwähnen wir Edgar Allan Poe. Er gelangte niemals bis zur Stufe der Objektbeziehung, Leben und Werk beweisen, daß er auf oralem, anal-sadistischem Niveau verblieb. Seine Persönlichkeit war entschieden schizoid-manisch, seine affektive Unschlüssigkeit erinnert an den epileptoiden Reaktionstypus. Sein Werk ist erfüllt von Fäulnis und Grauen, und er scheint Freude daran gehabt zu haben. Die orale Fixierung zeigt sich deutlich in seiner „*Berenice*", in der der Held gewaltsam in das Grab seiner Geliebten eindringt, um ihr die Zähne auszuziehen, an denen seine ganze Libido hängt. Ohne auf Nietzsches Liebesleben einzugehen, das wohl allen Lesern bekannt ist, will ich hier einige Verse aus dem vierten Teil des „Zarathustra" anführen, die auf Nietzsches oralerotische Einstellungen schließen lassen:

„Da sitze ich nun,
In dieser kleinsten Oasis[1]
Einer Dattel gleich,
Braun, durchsüßt, goldschwürig, lüstern
Nach einem runden Mädchenmunde,
Mehr noch aber nach mädchenhaften
Eiskalten schneeweißen schneidigen
Beißzähnen: nach denen nämlich
Lechzt das Herz allen heißen Datteln. Sela."

Dean Swift war ebenfalls ein oraler und analsadistischer Charakter. Er erreichte nie die objektlibidinöse Reife, obgleich er darum kämpfte. Sein ganzes Leben lang war er deutlich oral und analsadistisch, und seine Äußerungen waren erfüllt von Ironie und Zynismen ohnegleichen gegen alle gesellschaftlichen Einrichtungen. Wie bei Poe kamen seine oralen Verdrängungen gelegentlich zum Durchbruch. So macht er in „*Modest Proposal*" einen bescheidenen Vorschlag, wie das Los der Armen zu lindern sei: Eine gewisse Anzahl von Kindern solle geschlachtet werden, um als Nahrung zu dienen. Er geht auch ins Detail, etwa wie viele Personen durch ein Kind gesättigt werden könnten, und gibt Anregungen, wie man diese Kinder mästen und zubereiten solle. In diesem Zusammenhang ist es nicht ohne Bedeutung, daß weder Poe noch Swift Väter hatten, die das

1) Die ihn vorher in ihrem „lieblichen" Maul verschluckt hatte, dem „wohlriechendsten" aller Mäulchen.

Sexualleben der Kinder hätten leiten können. Auch der Einfluß des Alkoholismus macht sich in ihren Werken bemerkbar. Swifts Liliputaner und Riesen haben sicher mit den Erscheinungen der Mikroskopie und Makroskopie zu tun, die man bei Alkoholismus so häufig beobachtet.[1] Als Dichter, die Alkoholiker und Süchtige waren, können wir etwa noch Verlaine, E. T. A. Hoffmann, Coleridge, De Quincey, Blake und wohl noch viele andere nennen. Die meisten von ihnen hatten entweder manische oder schizoid-manische Schübe: einige starben im Wahnsinn. Des „Dichters Wahnsinn" ist wirklich beobachtet und schon seit Plato immer wieder diskutiert worden. Shakespeare stellt den Dichter in eine Reihe mit dem Verliebten und dem Wahnsinnigen, und Heine gibt die Krankhaftigkeit der Dichtung zu, wenn er fragt: „Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austertier leidet?"[2]

Der Volksmund hat seit jeher die Dichter mit der Nahrung oder vielmehr mit dem Nahrungsmangel in Verbindung gebracht. Der „hungrige Poet" ist sprichwörtlich. Die Wüstenaraber, von deren dauerndem Hunger und seltenem Sattsein alle Kenner berichten, sind wegen ihrer dichterischen Begabung berühmt. So berichtet etwa Musil:[3] „Es ist zweifellos, daß die Beduinen dichterisch begabt sind. Das Abfassen aller Arten von Liedern und Gesängen ist für sie reines Spiel, und auch längere Dichtungen machen ihnen keine Schwierigkeit." Unter der Wirkung großer Gemütserregungen bekommt die Sprache der Araber deutlich erkennbares Versmaß. Sie sprechen beinahe in Versen, und Sale behauptet, daß es schon vor Mohammed „Sängerkriege" unter ihnen gegeben habe.

Diese und andere Beispiele, die angeführt werden könnten, weisen in die Richtung, daß Dichtung eine orale Befriedigungsart darstelle, eine Abfuhr durch Worte und Sätze, um eine innerliche Erregung zu bewältigen. Neurotiker und Psychotiker können in ihrer Regression auf die orale Stufe auch zu Dichtern werden, da ihr syntonischer Ausgleich sie zum rhythmisch geformten Ausdruck zwingt. Schließlich ist es der Dichter, der diese orale

1) Vgl. dazu S. Ferenczi: Gulliverphantasien. Bausteine zur Psychoanalyse, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien 1928. — Shakespeare läßt Tamora in seinem Titus Andronicus die in einen Kuchen eingebackenen Köpfe ihrer beiden Söhne essen.

2) Nach F. C. Prescott: The Poetic Mind. S. 270. The Macmillan Co., New York 1922.

3) The Manners and Customs of the Rwala Beduins. Am. Geographic Soc. Oriental Expl. and Studies No. 6.

Aktivität bis zum höchsten Grade der Verfeinerung und Bereicherung entwickelt, und dessen sublimierte Befriedigungen der oben angeführten Definition der Dichtung entsprechen. Sicherlich unterscheiden sich die Dichtungen eines Byron, Shelley oder Whitman doch entscheidend von den hier gegebenen Beispielen. Nichtsdestoweniger habe ich in den Fällen X. und Z. gezeigt, daß jene Patienten, die sonst gute Verse schreiben können, unter dem Druck gewisser seelischer Erlebnisse auf ein infantiles und primitives Ausdrucksniveau zurückkehren und dann auch ihrerseits zu sinnlosen und monotonen Worten und Wortfolgen ihre Zuflucht nehmen, die denen von Kindern und Wilden ähnlich sind. Vorherrschend im Dichter ist nicht die Noopsyche, sondern die Thymopsyche, nicht der Intellekt, sondern die Emotion. Immer ordnet der Dichter den Gedanken dem Fühlen unter; immer kommt zuerst der Affekt, dann erst Wort und Gedanke. Wie ein Vogel in der Falle, ist der Dichter in Affektnöten gezwungen, den Gedanken dem Klang zu opfern, die Logik dem Rhythmus, das Sprachgesetz der „poetischen Lizenz".[1] Noch immer ist der Dichter von der Allmacht der Gedanken beherrscht, die zwar ihre erste brutale Enttäuschung erfuhr, als das Kind nach der Mutterbrust schreien mußte, die aber schließlich durch rhythmisches Saugen befriedigt wurde. Zwangsweise wiederholt er diesen ganzen Ablauf, und ähnlich wie beim Kinde kann sein Affektzustand nur durch ein rhythmisches Äußern klingender Worte beruhigt werden. Eine sekundäre Bearbeitung kann aus dieser primitiven oralen Abfuhr entweder eine große dichterische oder eine lächerliche „modernistische" Leistung machen. Natürlich hängt das von der Konstitution (dem Talent) und von der Entwicklungsstufe ab, die die Libido des Betreffenden erreicht hat. Aber doch scheint das Ich des Dichters aus der oralen Zone seine größte Befriedigung zu schöpfen. Die obenerwähnte Patientin X. äußert sich über diesen Punkt:

„Wenn ich dichte, bin ich glücklicher, als zu irgend einer anderen Zeit. Der Klang der Worte macht mich trunken. Dichtung ist für mich ein schöner Wahnsinn; der völlige Frieden der einen Dichtung und die zermalmende Wucht der anderen gibt mir das Gefühl, meinen eigenen lästigen Körper zu verlieren."

Mit anderen Worten: Orale Befriedigungen in Form von Klängen oder Rhythmen können Miss X. veranlassen, ihren lästigen Körper aufzugeben und sich in das früheste infantile Ich zurückzuversetzen, das weder durch

1) Ist „poetische Lizenz" doch auch zuweilen eine Verzerrung von Worten, Sätzen und Gedanken zugunsten von Versmaß und Reim.

Außenwelt, noch durch Über-Ich gestört war. Hier darf denn auch an Heines Beschreibung der Goetheschen Lieder erinnert werden:

„Diese Goetheschen Lieder haben einen neckischen Zauber, der unbeschreibbar ist. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt."

Heine selbst bietet ein ausgezeichnetes Beispiel für eine Regression zum Oralen oder zum infantilen, vom Über-Ich eingeschüchterten Ich. Voll Humor erzählt er von seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe, daß er während seiner Reise von Jena nach Weimar eine sorgfältig vorbereitete Anrede memorierte, die in der Gegenwart des jupitergleichen Goethe wie aus seinem Hirn gelöscht war. Als er das Zimmer betrat, konnte er nur eine kindische Bemerkung über die Güte der Pflaumen machen, die auf dem Wege nach Weimar wachsen.

Aber während bei den großen Meistern der Dichtkunst die infantile Oralerotik in der Regel hinter hochorganisierten Kulturformen in Zucht gehalten und verborgen wird, behalten manche sogenannten „modernen" Dichter diese Oralerotik vollkommen unverkleidet und offen bei. Unter dem Zauber der poetischen Inspiration entladen sich die meisten dieser „Dichter" mit kaum mehr Rücksicht auf Form und Rhythmus als die kulturärmsten Primitiven und die Geisteskranken. Sie repräsentieren in der Regel nicht so sehr Regressionen zum Infantilen, als dessen Beibehaltung. Der wahre Dichter erlaubt sich die Freude am Infantilismus durch den gelegentlichen Kunstgriff der „poetischen Lizenz" und des Versmaßes; bei jenem heutigen „Dichter" ist dieser Infantilismus Alleinherrscher. Beim wahren Dichter kann man zu den oralen Regressionen nur durch Analyse vordringen; bei den andern bedarf es keiner Analyse. Der „moderne" Dichter repräsentiert den Infantilismus der Poesie ohne jegliche Verkleidung. Er läßt seine Phantasien ausschweifen, ohne Reim oder Rhythmus zu beachten. Er ist der „Erfinder" *par excellence*; und was ist Dichtung anderes als „Erfindung"? Etymologisch betrachtet, bedeutet das griechische Wort für Dichtung „schaffen", „erfinden". Aber „erfinden", „erlügen" ist im Normalbereiche charakteristisch für das Kind, im Pathologischen für den entwicklungsgestörten Erwachsenen oder den Lügner.[1] So muß also das Dichten dem Kindlichen und dem Lügnerischen verwandt sein. Wem diese Feststellung zu seltsam klingt, der möge der Tatsache Beachtung

1) Siehe des Autors „Fundamental Conceptions of Psychoanalysis". S. 204. Harcourt, Brace & Co., New York.

schenken, daß Prescott[1] nicht nur die enge Verwandtschaft zwischen Dichtung und *Pseudologia phantastica* feststellt, sondern auch viele bekannte Dichter erwähnt, denen dieser Zug anhaftet.

Die Araber, als Rasse dichterisch so hochbegabt, betrachten trotzdem die berufsmäßigen Dichter als Schwindler. Musil[2] erzählt:

„Sie sagen, ein Dichter sei ein Lügner. Wenn ein Dichter erfährt, daß seine Verse von jemand anderem in Anspruch genommen werden, klagt er bei den Häuptlingen, oder sogar bei Gericht; aber sie hören ihn gar nicht an, weil einem Dichter nicht zu trauen sei."

Araber und Europäer werten den Dichter als infantil. Mit anderen Worten, er ist oralerotisch in jedem Sinne. Sein chronischer affektiver Hunger braucht dauernd orale Befriedigung. Er hat Hunger nach Nahrung und Hunger nach Selbstbehauptung, aber während jener gewöhnlich direkt befriedigt wird, kann dieser nur indirekt erledigt werden, meist in Phantasie, Reim und Rhythmus. Und je nach seiner Begabung und der Entwicklungsstufe seiner Libido wird er entweder ein reifer Dichter oder ein infantiler Dichterling. Hat er die objektlibidinöse Stufe trotz gewisser oraler Fixierungen erreicht, so besingt er Natur und Menschheit in verständlichen, reifen Formen. Fehlt ihm die Begabung und ist er von Kindesbeinen an mit oralerotischen Einstellungen schwer beladen, dann dichtet er wie etwa Gertrude Stein und nennt sich einen „modernen" Dichter. Der wahre Dichter bietet uns eine Ersatzbefriedigung, denn wir können uns leicht mit ihm identifizieren oder uns sozusagen in seine Gefühle und Konflikte einlesen, wie sie in seinen Dichtungen dargestellt sind. Walt Whitmans Narzißmus in seinem *„Song about myself"* und seine Homosexualität in seinen „Grashalmen" haben ihre Wurzeln zwar im Infantilen des Dichters, sind aber nicht nur verständlich, sondern sogar erschütternd, während *„Tender Buttons"* oder *„Pink Melon Joy"* uns kalt lassen oder zum Lachen bringen.

Nun gibt es zwischen diesen beiden Extremen noch eine Gruppe von Dichtern, zu deren Werke man schwer Zugang findet. So bieten einige der Dichtungen von Poe, Coleridge und anderen nicht nur dem Verständnis Schwierigkeiten, sodern sie erfüllen uns mit einem geheimnisvollen mystischen Gefühl. Die Dichter selbst sind außerstande, über diese Dichtungen Rechenschaft abzulegen. Sie unterliegen einer gewissen Stimmung, die sie in Worte kleiden müssen. Es ist derselbe Affekt, der alle

1) l. c. S. 203.
2) Musil, l. c.

Mystiker begeistert und ihre Äußerungen beherrscht. Dies muß Carlyle gemeint haben, wenn er von Odin sprach als von „einer großen, tiefen Seele mit der Inspiration und dem geheimnisvollen Aufsteigen von Gesichten und Antrieben, die über ihn fallen, er weiß nicht, woher“.[1] Anscheinend lassen Regressionen oder Fixierungen solche Werke aus der frühesten Phase der Ichentwicklung aufsteigen, aus jener Zeit, als das Ich Alles umfaßte und von der Außenwelt noch nicht differenziert war. Das seltsame aber faszinierende Gefühl, das solche Werke in uns erwecken, ist nur ein Echo jener unbestimmten, grenzenlosen und geheimnisvollen Zeit frühester Kindheit, als der Mund noch alles in sich begriff und alle Befriedigung im rhythmischen Saugen an der Brust zentriert war. Im Anfang war das „ozeanische Gefühl“.[2]

1) Aber Odin — bei Grimm „Wotan“ — ist nur eine Personifizierung von „vadere“, englisch „wade“, das ursprünglich Bewegung bedeutete, Quelle der Bewegung, Macht, Göttlichkeit.

2) Siehe Freud: Das Unbehagen in der Kultur. Wien 1930.

Psychoanalyse und Biologie

Von

Paul Schilder

New York

Freud selbst hat immer wieder die Psychoanalyse als biologische Wissenschaft betrachtet. Die Studien über Hysterie (mit Breuer) betrachten es als selbstverständlich, daß es sich in der Hysterie, im hypnoiden Zustand und in der Hypnose um Mechanismen handelt, welche vom Standpunkt der Hirnphysiologie aus betrachtet werden können, ja betrachtet werden müssen. Man kann beinahe sagen, daß der Begriff der seelischen Energie im Zentrum des psychoanalytischen Lehrgebäudes steht. Die Begriffe der freien und gebundenen Energie spielen nicht nur in dem Buche von Breuer und Freud eine Rolle, sondern sind auch maßgebend für die spätere Theorienbildung, wie sie etwa in „Jenseits des Lustprinzips“ entwickelt wird. Es ist für Freud selbstverständlich, daß dieser Begriff der Energie ein naturwissenschaftlicher Begriff ist und daß seelische Energie und die Energie, welche sich in den Gehirnvorgängen entwickelt, als im wesentlichen identisch angesehen werden können. „Da die freien Energiequanten nach Freud wesentlich im Trieb ihren Ursprung haben, bedeutet die energetische Betrachtungsweise gleichzeitig die Grundlegung der Psychologie auf dem Triebbegriff“ (H. Hartmann). Die Energien der Triebe sind nun nicht nur in Zusammenhang mit den zerebralen Prozessen, sondern sie sind wesentlich abhängig von den chemischen und hormonalen Vorgängen im Organismus. Der Begriff der Libido in der Psychoanalyse meint nicht nur den inneren Drang, die Richtung, den Trieb, sondern auch die chemisch-physiologischen Prozesse, welche mit dem Triebleben verbunden sind. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Freud und die Psychoanalyse der inneren Sekretion und besonders den Sexualhormonen stets ein besonderes Interesse zugewendet. Es hängt mit dieser Tendenz der Psychoanalyse zusammen, daß Freud und Ferenczi dem organischen Leben als solchem eine besondere Aufmerksamkeit schenken. In „Jenseits des Lustprinzipes“ wird der Biologie der Protozoen eine erhöhte Beachtung zugewendet, und Freud basiert seine Formulierung über den Todestrieb zumindest zum Teil auf die Vorgänge, welche bei der Fortpflanzung und beim Tod der Einzeller beobachtet werden können.

Die Psychoanalyse hat fernerhin, besonders unter dem Einfluß von Groddeck, Jelliffe und F. Deutsch, die weitgehende Plastizität des

Organismus unter seelischen Einflüssen studiert, hat sich mit der Psychogenese organischer Erkrankungen beschäftigt und hat so die seelischen Faktoren, welche in der Analyse zu Tage treten, in unmittelbare Beziehung zum Geschehen im Organismus gebracht.

Im Organismus und im seelischen Geschehen kommen entsprechend der Grundeinstellung der Psychoanalyse die gleichen fundamentalen Gesetzmäßigkeiten zum Ausdruck. Das Studium biologischer Vorgänge ist daher für die Psychoanalyse von grundlegender Bedeutung. Man mag hoffen, daß Teilprobleme der Analyse durch den Vergleich mit den Vorgängen im Organismus zur klareren Gegebenheit kommen können, ja daß Probleme durch biologisches Studium manifest werden können, welche sonst der Aufmerksamkeit des Analytikers entgangen waren. Das Eindringen in biologische Probleme ist sicherlich von fundamentaler Bedeutung für die Psychoanalyse und es wäre zweifellos interessant festzustellen, an welchen Punkten die analytische Theorienbildung durch das Studium der Biologie befruchtet worden ist. Es kann anderseits keinem Zweifel unterliegen, daß die Psychoanalyse einen unvergleichlichen Einblick in das komplizierte Getriebe des Seelenlebens ermöglicht, welches die biologische Funktion katexochen ist. Wir dürfen daher erwarten, daß die Methode der Psychoanalyse dem Biologen nützlich sein kann und ihm neue Problemstellungen ermöglicht, die auf andere Weise nicht in den Blickpunkt seiner Aufmerksamkeit gekommen waren. Hierüber sind alle Psychoanalytiker einig (vgl. dazu auch Alexander).[1] Die Diskussion der Beziehungen zwischen Psychoanalyse und Biologie gliedert sich demgemäß in die Erörterung biologischer Vorgänge im engeren Sinn und in Diskussion der Funktionen des Nervensystems.

I) Allgemeine Biologie und Psychoanalyse

Wenn eine rot und eine weiß blühende Erbsenrasse miteinander gekreuzt werden, blühen alle Bastarde tiefrot. Kreuzt man nunmehr zwei Exemplare dieser ersten Tochtergeneration, so blüht ein Viertel der Enkelgeneration weiß, während drei Viertel eine tiefrote Farbe der Blüten zeigen. Von

1) Lediglich Marjorie Brierley ist der Ansicht, daß Versuche, die Korrelation zwischen Hirnmechanismen und Psychoanalyse aufzuzeigen, für die Analyse ziemlich wenig Wert haben. Psychologische Funktionen und Hirnmechanismus seien Begriffe, die auf verschiedenen Erfahrungsgebieten gewonnen seien, auf einer Doppelheit der Erkenntnisquellen. Sie hat sich offenbar mit den einschlägigen Problemen nur ungenügend beschäftigt.

diesen drei Blüten gibt jedoch nur eine in der nächsten Generation vier rote Blüten, während zwei, wenn sie miteinander gekreuzt werden, wiederum in dem Verhältnis von eins zu drei in weiß und rot blühende Exemplare aufspalten. Dies ist der grundlegende Versuch Mendels. Das Merkmal rot ist dominant über das Merkmal weiß. Die Tochtergeneration enthält Exemplare, in welchen das rezessive Merkmal (weiß) und das dominante Merkmal (rot) vorhanden ist. Oder, mit anderen Worten, in allen Exemplaren der ersten Tochtergeneration ist eine Mischung von R (dominant) und W (rezessiv) vorhanden. Nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit finden wir dementsprechend bei der folgenden Kreuzung die folgenden Exemplare: RR, RW und WW. Kreuzt man nun in der dritten Generation ein Exemplar WW mit einem Exemplar WW, so werden alle Nachkomen wiederum WW enthalten, d. h. weißblühend sein. Kreuzt man RR mit RR, so wird die nächste Generation gleichfalls wiederum aus rotblühenden Exemplaren bestehen. Kreuzt man jedoch RW mit RW, so wird ein Exemplar RR ein Exemplar WW und zwei Exemplare RW resultieren; da R dominant ist über W, werden die Exemplare RW gleichfalls eine rote Blüte haben. Sie enthalten jedoch in ihrer inneren Struktur das Merkmal W, das aber nicht in Erscheinung tritt. Diese Mendelsche Grundregel hat eine allgemeine Bedeutung: sie regelt die Vererbung, und wir wissen, daß diese Mendelsche Vererbung im Chromosomenmechanismus begründet ist. Man hat nun die Meinung vertreten, daß das dominante Merkmal einer positiven Eigenschaft entspricht, welche durchbricht, wenn sie vorhanden ist. Das rezessive Merkmal wäre dann lediglich negativ charakterisiert. Doch ist man gegenwärtig von dieser „presence-absence"-Theorie abgekommen, und wir wollen für unsere Erörterungen den Grundsatz festhalten, daß sehr vieles von dem, was in der Erbmasse vorhanden ist, in der Erscheinung nicht zu Tage tritt. Die rote Blüte, welche das Merkmal weiß rezessiv enthält, ist von der roten Blüte RR im Aussehen nicht zu unterscheiden. Der Genotypus ist vom Phänotypus zu unterscheiden. Hier tritt uns die fundamentale Tatsache entgegen, daß es biologische Eigenschaften gibt, welche unterdrückt bleiben. Man mag der Ansicht sein, daß es sich hier nur um eine mehr oder minder oberflächliche Analogie zum Verdrängungsmechanismus handelt, aber man wird doch nicht verkennen dürfen, daß die Erscheinung des Organismus keinen eindeutigen Schluß erlaubt auf das, was im Bestande des Organismus wirklich vorhanden ist. Wir wissen, daß der manifeste seelische Inhalt nur zum geringen Teile einen Rückschluß auf die wirklich bewegenden seelischen Kräfte zuläßt. Man wird zumindest schließen dürfen,

daß Analogien zwischen den Vererbungsmechanismen und den seelischen Mechanismen bestehen.

Das rezessive Merkmal kommt nur unter bestimmten Erblichkeitsbedingungen zur Erscheinung. Aber auch in der individuellen Entwicklung des Embryos kommt nur eine begrenzte Anzahl der Möglichkeiten einer Zelle zur wirklichen Entfaltung. Driesch hat die prospektive Bedeutung und die prospektive Potenz von Zellen unterschieden. Er hat gefunden, daß im Seeigel ein halbes Ei den ganzen Körper hervorbringen kann. Allerdings hat Roux bei der Teilung eines Froscheies lediglich die Hälfte des Körpers sich entwickeln sehen. Spätere Forschung hat es klargemacht, daß die Resultate bei verschiedenen Tierarten verschieden sind, und daß die Unterschiede auf der verschiedenen Verteilung des Zellplasmas beruhen. Die Entwicklung verteilt nicht das verschiedene Kern- und Erbmaterial in verschiedene Zellen, aber sie verteilt das Zellenmaterial und gestaltet es unter dem Einfluß der Gene, welche das Erbmaterial im Kerne darstellen. Wenn die Entwicklung fortschreitet, differenziert sich das Plasma der verschiedenen Teile des Organismus immer mehr, so daß schließlich verschiedene Gewebe und verschiedene Organe entstehen. Die wachsende Verschiedenheit im Zellplasma ist das Resultat fortdauernder Einwirkung der Gene, welche in den Chromosomen lokalisiert sind. Sie absorbieren Plasmamaterial und ändern es. Auf diese Weise bearbeiten die Gene fortwährend das Zellplasma, ändern es und bewirken so die Verschiedenheiten im Körper. Die Zellen, aus denen Gewebe und Organe zusammengesetzt sind, enthalten in der überwiegenden Mehrzahl der Organismen denselben Genbestand, aber sie sind verschieden in der Konstitution des Plasmas. Man sieht also, daß nur wenige der Möglichkeiten einer Zelle zu Wirklichkeiten werden. Im Laufe der Entwicklung erlangen die Zellen eine endgültige Struktur und können nicht länger alle Teile des Individuums produzieren. Ihr Schicksal ist dann endgültig bestimmt. Dieser Prozeß geht in einer Anzahl von Stufen vonstatten. Die Versuche von Spemann haben gezeigt, welch weitgehende Plastizität noch in relativ späten Stadien der Entwicklung besteht. Wenn kleine Stücke, welche im Laufe der normalen Entwicklung zu einem bestimmten Teil der Medullarplatte geworden wären, an eine Stelle verpflanzt werden, welche sich sonst zu Epidermis entwickelt hätte, so zeigt sich, daß sich nach vollendeter Gastrulation das Transplantat ortsgemäß entwickeln kann. Der Teil, der im Laufe der normalen Entwicklung Epidermis geworden wäre, wird zur Medullarplatte. Er entwickelt sich, wie man sagt, ortsgemäß. In späteren Stadien der Entwicklung

entwickelt sich jedoch das Transplantat nicht ortsgemäß, sondern herkunftsgemäß. Man kann solche Transplantationen mit dem gleichen Resultat zwischen Keimen verschiedener Arten ausführen. Es existieren Keimbezirke, die imstande sind, bestimmte Entwicklungsprozesse hervorzurufen, und zwar an Stellen, an denen diese normalerweise nicht auftreten, sobald ein solcher Organisator verpflanzt wird. Es ist anzunehmen, daß jede Zelle noch Möglichkeiten enthält, die im Gewebsverbande nicht zum Ausdruck kommen. Es ist also ein durchgehendes Prinzip organischer Entwicklung, daß viele der Entwicklungsmöglichkeiten der Einzelzelle niemals zur Wirklichkeit werden. Es ist richtig, daß im Laufe der fortschreitenden Entwicklung auch die Möglichkeiten der Zelle sich immer mehr und mehr verringern und daß die Organisation eine immer starrere wird, doch glaube ich nicht, daß der Organismus, so lange er lebt, jemals seine Möglichkeiten vollständig erschöpft.

Wir begegnen hier wiederum Tatsachen, welche zumindest eine Analogie zum Verdrängungsprozeß zeigen. Die biologische Gesamtsituation bestimmt, was von den Möglichkeiten der Zelle zur Wirklichkeit werden soll. Dieser innere Plan der Entwicklung unterdrückt notwendigerweise eine Fülle prospektiver Tendenzen. Die Analogie zum Verdrängungsprozeß ist insofern nicht so vollständig wie bei der Vererbung nach Mendelistischen Regeln, als bei dieser das rezessive Gen grundsätzlich erhalten bleibt, während die prospektive Potenz der Zellen eine zweifellose Verminderung erfährt. Es ist richtig, daß in verschiedenen Tieren das Maß, nach welchem das Zellschicksal fixiert wird, sehr verschieden ist. Bei niedrigen Tieren ist es entweder stets veränderlich oder eine große Anzahl von Zellen verbleiben in ihrem ursprünglichen Zustand und diese embryonalen Zellen können die Teile, welche entfernt werden, regenerieren. Sogar in Salamandern ist die Fähigkeit zur Regeneration in beträchtlichem Maße erhalten. Jedenfalls gehen aber in der Entwicklung von Zellen und fertigen Geweben prospektive Potenzen verloren.

Man mag natürlich die Frage aufwerfen, ob diese Analogien überhaupt eine Bedeutung haben. Es würde langgestreckter philosophischer Erörterungen bedürfen, um zu einer endgültigen Entscheidung zu kommen. Die theoretische Grundposition der Analyse nimmt an, daß organisches Geschehen einen Sinn hat. Die Sinnhaftigkeit des organischen Geschehens muß jedoch mit analytischen Mitteln verstanden werden können. Die Analogien, welche hervorgehoben wurden, müssen demnach mehr als Analogien sein und teilweise Identität der Vorgänge in sich schließen.

Bei den vielzelligen Organismen führt der Lebensvorgang schließlich zum Tode. Das Charakteristische des Todes ist nach Weismann die Leiche. Es ist bekannt, daß bei den Einzellern eine große Reihe von Teilungen stattfinden kann, ohne daß eine Leiche zurückbleibt. Man hat daher von der Unsterblichkeit der Einzeller gesprochen. Man könnte allerdings den Vermehrungsvorgang durch Zweiteilung als Tod bezeichnen. Es ist Woodruff gelungen, Paramäzien unter voller Ausschaltung der Befruchtung durch achttausend Generationen zu züchten, wenn schädigende Einflüsse des Kulturverfahrens ausgeschaltet wurden. Es zeigte sich jedoch, daß periodisch ein Absinken der Teilfrequenz auftritt, welche mit einem Zugrundegehen des Alten und der Bildung eines neuen Makronukleus aus Teilungsprodukten des Mikronukleus verbunden sind. Man kann von Parthenogenese sprechen. Diese parthenogenetischen Prozesse sind durch äußere Faktoren bedingt. Es tritt also im Laufe dieser fortgesetzten Kulturen ein innerer Befruchtungsvorgang ein und es bleibt fraglich, ob Fortsetzung des Lebens in die „Unsterblichkeit" ohne Befruchtung möglich ist. M. Hartmann konnte jedoch die Volvocinee *Eudorina elegans* bisher durch dreitausendsechshundert Generationen züchten, ohne daß Befruchtung eintrat. Betrachtet man daher nicht bereits die Zweiteilung als Tod, so kann man hier wirklich von einer potentiellen Unsterblichkeit sprechen. Das Sterben wäre demnach nicht notwendig mit dem Lebensvorgang verknüpft und wäre sozusagen nur ein Unfall. Es bedarf allerdings besonderer Vorsichtsmaßregeln, um diesen Unfall zu vermeiden. Normalerweise gehen die Einzeller an ihren eigenen Stoffwechselprodukten zugrunde, falls sie von äußeren Schädlichkeiten bewahrt bleiben. Freud sieht hierin bekanntlich einen Beweis für die Annahme eines Todestriebes, der das Individuum dazu drängt, die eigenen Vitaldifferenzen abzuleben und seinem eigenen Tode zuzustreben. Schreibt man den Versuchen M. Hartmanns eine endgültige Beweiskraft zu, so müßte man die Existenz eines inneren Todestriebes ablehnen und zu der Annahme kommen, daß das Leben in sich selbst unerschöpflich sei und der Trieb der eigenen Erhaltung und Mehrung zustrebe. Das ist die Annahme, welche ich auf Grund der psychologischen Untersuchung des Triebes für die richtige halte. Es erhebt sich sofort die allgemeine Frage, wieweit es berechtigt sei, das biologische Geschehen als solches als den Ausdruck eines triebhaften Verhaltens anzusehen. Diese Frage kann wiederum nur aus den allgemeinen Grundsätzen der Psychoanalyse beantwortet werden. Wenn man der mannigfaltigen körperlichen Äußerungen seelischer Zustände gedenkt und wenn man ferner in Betracht zieht, daß es der

Konversion gelingt, den Körper im Sinne der unbewußten Triebregungen zu gestalten, wird man der Annahme jedenfalls Berechtigung zuschreiben dürfen, daß biologische Vorgänge sinnhaft und gerichtet sind. Man wird auch über die Annahme Drieschs hinausgehen dürfen, daß es sich lediglich um eine Entelechie handle, die nicht als psychisch betrachtet werden darf. Ich glaube daher an den seelischen Sinn biologischen Geschehens. Ehrenberg kommt zu der Anschauung, daß alles Leben nur ein Ablauf zum Tode ist. Die Gestaltung und Formausprägung bedeutet, daß die Substanz aus dem Flüssigen und Gelösten in den festen und unlöslichen Zustand übergegangen ist. Das Leben tendiert zur Strukturbildung, die Struktur ist aber schließlich der Tod. „Der Unterschied zwischen der Theorie Ehrenbergs und der Schlackentheorie, die auch besagt, daß das Individuum in seinen Abfallprodukten stirbt, ist der, daß das Formen dieser Produkte für Ehrenberg das einzige Ziel des Lebens ist." (A. J. Westermann Holstijn.) Aber die erwähnten Versuche von M. Hartmann zeigen, daß Leben auch ohne solche Strukturbildung möglich ist. Die Theorie Ehrenbergs kann demnach nicht richtig sein. Sie geht insofern weit über die Freudsche Theorie hinaus, als für Freud das Leben nicht nur aus dem Todestrieb besteht, sondern aus der Mischung von Lebens- und Todestrieben. An der Existenz der Schlackenbildung und der Strukturierung, welche zumindest eine Einschränkung des Lebens bedeutet, kann jedoch nicht gezweifelt werden. Auch besteht die Tatsache zurecht, daß die Einzeller sowohl als die Vielzeller dem Tode verfallen sind. Haben biologische Vorgänge einen Sinn, so wäre die Annahme naheliegend, auch nach dem Sinn der Schlackenbildung und des Todes zu fragen, und es wäre sehr einfach, Schlackenbildung und Tod als den Ausdruck eines Todestriebes anzusehen. Es ist jedoch die Frage, ob jedes Geschehen im Organismus einen Sinn haben müsse. Dem sinnhaften Geschehen im seelischen Erleben steht die relative oder absolute Sinnlosigkeit der Außenwelt gegenüber. In der Natur geschehen Dinge, Wolkenbrüche, Erdbeben, Gewitter, Blitzschlag oder gar säkulare Katastrophen. Es besteht zumindest die Denkmöglichkeit, daß Schlackenbildung und Tod auch etwas ist, was lediglich in der Welt geschieht und nicht aus einem inneren Drang des Individuums erfließt. In einer anderen Ausdrucksweise könnte man sagen, daß es auch ein anorganisches Geschehen im Organismus gibt. Man könnte hieran die weitere Theorie knüpfen, daß ebenso wie die Realität der Außenwelt zu einer Fülle von seelischen Haltungen den Anlaß gibt, obgleich sie nicht unmittelbar gewollt ist, auch das innere anorganische

Geschehen eine Fülle von Haltungen hervorruft. Meine psychologischen Untersuchungen mit Bromberg über die Haltung zum Tode weisen in der Tat auf solche Zusammenhänge hin. Diese Bemerkungen sollen keineswegs eine abgerundete Theorie darstellen, sondern sollen lediglich zu einer Vertiefung der Diskussion über den Todestrieb führen. Die Schlackenbildung und der Tod wären nach dieser Anschauung lediglich ein Kennzeichen, daß das sinnhafte Streben der Außenwelt im Organismus nicht voll gewachsen ist.

Der gegenwärtige Stand der Biologie und die mitgeteilten Versuche weisen mit Entschiedenheit darauf hin, daß der Lebensprozeß auch dann nach Vermehrung drängt, wenn Befruchtung und Sexualität keine Rolle spielen. Hier ist wiederum interessanter Versuche M. Hartmanns zu gedenken. Die Zellteilung als solche bedeutet bereits Verjüngung. Sie ist mit der Verkleinerung des Systems verbunden. „Von *Amoeba proteus* wurden einzelne Individuen vom 14. Oktober bis 21. Februar, also während eines Zeitraums von 130 Tagen, durch 130 periodische Amputationen von Teilen des Zelleibes in ungestörter dauernder Assimilation und Wachstum am Leben erhalten ohne Kern- und Zellteilung. Da unter denselben Kulturbedingungen diese Individuallinie von *Amoeba proteus* sich jeden zweiten Tag teilt, so haben unsere dauernd amputierten Amöbenindividuen am Ende der Versuchsdauer ein Alter erreicht, das 65mal so lang war als das ihrer Schwesterzellen. Man darf wohl annehmen, daß diese Amöben bei längerer Durchführung der Versuche auch länger, potentiell ad infinitum, ohne Teilung am Leben hätten erhalten werden können. Durch derartige experimentelle periodische Verkleinerung des Systems kann also auch bei einkernigen Protozoen jegliche Fortpflanzung ausgeschaltet und die sonst nur durch die Fortsetzung bewirkte dauernde Erhaltung des Lebens erzielt werden“ (M. Hartmann). Da auch bei diesen Versuchen Befruchtung ausgeschlossen ist, kann man in ihnen den Beweis für Erhaltungs- und Mehrungstriebe sehen, welche scheitern, wenn sie sich zu große Aufgaben stellen. Diese Vergrößerungs-, Mehrungs- und Erhaltungstriebe würden im analytischen Sinne den Ichtrieben entsprechen, die an der anorganischen Welt zugrunde gehen, wenn sie ihren Machtbereich übersteigen. Die Vorgänge der Befruchtung und Sexualität sind von diesen Vorgängen der Fortpflanzung und Vermehrung zu unterscheiden.

Sexualität ist eine allgemeine Eigenschaft der Organismen. Nach M. Hartmann enthält jedes sexuell differenzierte Individuum (männlich oder weiblich) sowie jede sexuell differenzierte Gamete die vollständigen Anlagen zur

Erzeugung des entgegengesetzten Geschlechtes. Wenn die Geschlechtsorgane der Krabben durch Infektion verkümmern, so erfahren diese kastrierten Männchen nicht nur eine weitgehende Umwandlung ihrer sekundären Geschlechtsmerkmale, sondern bei der Regeneration der Hodenreste können sich auch rudimentäre Eier ausbilden. Ja sogar Geschlechtszellen, wenn sie bereits sexuell differenziert sind, können Geschlechtszellen des anderen Geschlechtes produzieren. Die Geschlechtsbestimmung ist demgemäß die Hemmung der Entfaltung der weiblichen oder männlichen Anlagen und nicht deren Beseitigung. Die Geschlechtsverteilung und Bestimmung kann während der vegetativen Phase durch äußere oder innere Bedingungen verursacht werden, oder sie wird durch besondere, geschlechtsbestimmende, erheblich festgelegte Faktoren, also mendelistisch, bestimmt (nach Hartmann). Die sexuelle Spannung führt zu dem Befruchtungsvorgang. Die weitgehende Unabhängigkeit des Befruchtungsvorganges von der Vermehrung geht anderenteils daraus hervor, daß es ja sehr häufig zu einem Vermehrungsvorgang kommt, ohne daß eine Befruchtung stattgefunden hat. Ich darf auf die weitverbreitete und wohlbekannte Erscheinung der Parthenogenese verweisen. Eine Keimplasmamischung ist zwar sehr häufig mit der Befruchtung verbunden, doch gibt es so viele Selbstbefruchtungsvorgänge, daß von einem gesetzmäßigen Zusammenhang nicht mehr gesprochen werden kann. Ich erinnere an die endomyktischen Phänomene, die besonders von Erdmann bei Protozoen studiert worden sind.

Bei der Befruchtung kommt es zu einer Verschmelzung zweier sexuell differenzierter Zellen. Eine solche Verschmelzung findet jedoch nur statt, wenn der Chromosomenbestand in der Reduktionsteilung auf die Hälfte reduziert worden ist. Nach der Befruchtung bereitet sich in den Reduktionsteilungen die neue sexuelle Spannung vor, die wiederum zur Befruchtung führt. Die Reduktionsteilung gehört demnach zum Wesen der Sexualität und des Befruchtungsvorganges. Diese Formulierungen Hartmanns machen die grundsätzliche Sonderung der Sexualität von andersartigen Lebensvorgängen erforderlich und geben so dem von Freud postulierten Triebdualismus eine solide biologische Fundierung. Wie immer man sich zu den Formulierungen Freuds im einzelnen stellen mag, man wird den Grundgedanken mit aller Entschiedenheit verfechten müssen, daß sich die Lebensvorgänge in den Trieben widerspiegeln und daß sich das Studium der Triebvorgänge, der organischen Formentwicklung und des biologischen Geschehens den gleichen Gesetzmäßigkeiten unterordnen. Auch Ferenczi hat diesen Grundgedanken mit großer Energie vertreten.

Männlich und weiblich scheinen auch bei den primitivsten Organismen wohl voneinander unterschieden zu sein. Der neueren Biologie ist es zweifelhaft geworden, ob Isogametismus, d. h. Gleichheit der kopulierenden Zellen, überhaupt jemals besteht, und man würde männlich und weiblich als Grundeigenschaften des Lebendigen betrachten müssen. Bei den primitiven Organismen besteht anscheinend das Wesen der Männlichkeit in der größeren Beweglichkeit, während das Wesen der Weiblichkeit in der größeren Stabilität liegt. Meistens sind die männlichen Geschlechtszellen kleiner als die weiblichen. Es ist in dieser Hinsicht bemerkenswert, daß das weibliche Geschlechtschromosom meistens größer ist als das männliche, ja es kann sogar das männliche Geschlechtschromosom fehlen. Doch ist das nur eine Regel. Bei Vögeln und Schmetterlingen enthält die weibliche Zelle das überzählige Chromosom. Es ist natürlich mißlich, das Wesen der Männlichkeit in einem so einfachen biologischen und dementsprechend psychologischen Merkmal zu suchen wie größere Beweglichkeit und größere Energie der Beweglichkeit. Ich bin zu der Anschauung gekommen, daß der größeren Aktivität der Männlichkeit in der ersten Phase ein Überwiegen der weiblichen Potenz in der zweiten Phase der Befruchtung entspricht. Das kommt unter anderem auch dadurch zum Ausdruck, daß für die weitere Entwicklung das Plasma der weiblichen Keimzelle von ausschlaggebender Bedeutung ist. Ich würde also weiblich und männlich dahin charakterisieren, daß die größere Aktivität der Männlichkeit in der ersten Phase von einer Passivität in der zweiten Phase gefolgt ist. Die weibliche Zelle hingegen ist zunächst passiv und in der zweiten Phase aktiv. Ferenczi hat mit Recht darauf hingewiesen, daß bei der menschlichen Paarung die Geschlechtszellen im kleinen wiederholen, was das menschliche Individuum als Ganzes tut. Er hat ferner darauf verwiesen, daß auch die Geschlechtsorgane sich diesem allgemeinen Bauplan einfügen. In der gleichen Weise wie das männliche Spermatozoon in die Eizelle dringt der männliche Geschlechtsteil in den weiblichen Körper ein. Das männliche Individuum sucht das weibliche, wird aber schließlich von der Frau umschlossen und ist in der zweiten Phase passiv gegenüber der Frau. Man sieht also, daß das gleiche Motiv in den verschiedenen Transpositionen im Organismus erscheint und sich letzten Endes im Verhalten ausprägt. Der Trieb, die psychologische Haltung *(Behaviour)* ist der Ausdruck von Grundtendenzen im Organismus, welche sich auch in Formbildung und physiologischen Mechanismen äußern. Es kann keine Frage sein, daß sich in der menschlichen Liebesbeziehung die Befruchtungstendenzen in symbolischer Weise widerspiegeln. Die Umarmung, das Küssen drückt die

gleiche sexuelle Spannung aus, welche zu der Vereinigung der Geschlechtszellen führt. Sie sind gleichzeitig der Versuch, die Unvollständigkeit zu überbrücken, welche biologisch durch die Reduktionsteilung ausgedrückt ist. Freud hat auf den tiefsinnigen Mythus von Plato verwiesen, daß die Liebe darin bestehe, daß man nach dem Geschlechtspartner suche, der ursprünglich mit dem Selbst vereinigt war und durch des Geschickes Mächte von dem Partner losgetrennt wurde. Daß eine solche Verschiebung der Geschlechtsspannung von den Geschlechtszellen auf die übrigen Teile des Organismus und auf das psychologische Verhalten möglich ist, findet darin eine Analogie, daß die Geschlechtsdifferenzierung in jeder Zelle des menschlichen Körpers vorhanden ist. Man darf erwarten, daß jene Teile des Organismus, welche entwicklungsgeschichtlich mit den Geschlechtsorganen verwandt sind, sich zu solchen Verschiebungen besonders leicht hergeben. Es sind das gleichzeitig jene Teile, welche embryologisch und im entwickelten Organismus topographisch den Geschlechtsorganen nahestehen. Man versteht so, daß der Geschlechtsverkehr des Vielzellers eine Angelegenheit des Gesamtorganismus sein muß. Bezüglich der Einzelheiten verweise ich wiederum auf die Studie von Ferenczi. Freud hat wiederholt darauf verwiesen, daß im Seelenleben der unbewußten Schichten eine Sexualfunktion erscheint, welche anale und urethrale Tendenzen mit den genitalen vereinigt. Es spiegelt sich hierin eine Entwicklungsstufe des Organismus, in welcher all diese Funktionen das gemeinsame Organ der Kloake besitzen.

Wir nähern uns dem Grundgedanken Freuds, wenn wir in der Sexualfunktion und Befruchtung einen Versuch sehen, die Reduktionsteilung ungeschehen zu machen. Nach Ferenczi ist der Begattungsakt ein Versuch zur Wiederkehr des Ichs in den Mutterleib. Das Ich identifiziert sich mit dem Penis und dem Genitalsekret. Der ganze Organismus erreicht dieses Ziel des Mutterleibs halluzinatorisch, dem Penis gelingt es partiell oder symbolisch, das Genitalsekret erreicht auch real die Mutterleibssituation in Vertretung des Ich und seines narzißtischen Doppelgängers, des Genitales. Man kann leicht analoge Erwägungen für die weibliche Situation vornehmen. Ferenczi schreibt: „Wir müssen gestehen, daß wir die Beharrlichkeit, am zentralen Gedanken des maternalen Regressionszuges trotz aller Denkschwierigkeiten festzuhalten, hauptsächlich einer psychoanalytischen Erfahrung verdanken. Es ist zu auffällig, mit welcher Konsequenz und in welch verschiedenartigen psychischen Gebilden (Traum, Neurose, Mythus, Folklore usw.) Koitus und Geburt mit dem gleichen Symbol der Rettung aus einer Gefahr, insbesondere mit dem Wasser (Fruchtwasser) dargestellt ist; wie

die Sensationen des Schwimmens, Schwebens, Fliegens gleicherweise die Empfindungen beim Koitus wie auch die der Mutterleibsexistenz ausdrücken, und schließlich wie das Genitale so vielfach mit dem Kinde symbolisch gleichgesetzt wird. Sollte sich unsere Hypothese einmal bewahrheiten, so würde sie ihrerseits klärend auf die Entstehungsweise der Symbole überhaupt rückwirken. Den echten Symbolen käme dann der Wert historischer Denkmäler zu, sie waren geschichtliche Vorläufer aktueller Betätigungsarten und Erinnerungsreste, zu denen man physisch und psychisch zu regredieren geneigt bleibt."

Man mag der Ansicht sein, daß es sich hier lediglich um Analogien handelt, denen eine innere Beweiskraft nicht zukommt, aber es erscheint doch zumindest wahrscheinlich, daß der Organismus und die psychologische Funktion Beziehungen zueinander haben, und die Analogien sind so zahlreich, daß es sich wohl kaum um etwas lediglich Äußeres handeln kann. Wir sind vielmehr zu der Annahme eines inneren Wesenszusammenhanges genötigt. Es bleibt freilich eine offene Frage, inwieweit die jeweilige Einzeldeutung den Tatsachen gerecht wird. Man darf nicht vergessen, daß die Theorien der Biologie in einem stetigen Fluß begriffen sind. Die analytische Theorie ist gleichfalls Wandlungen unterworfen. Derartige Betrachtungen können demgemäß nicht mehr sein als ein Hinweis auf wichtige, derzeit noch unerforschte Problemstellungen, die eine stetige Durcharbeitung erfordern.

Entsprechend dem Grundgedanken Freuds müssen wir Leben, Wachstum und Organbildung mit den beiden Grundtendenzen des Lebens, den Ichtrieben und Sexualtrieben, in Zusammenhang bringen. Die Erhaltungs- und Mehrungsfunktion wird zur Zellvermehrung führen, welche, wenn sie unregelmäßig wird, für alle Falten-, Leisten- und Höhlenbildung verantwortlich zu machen ist. Falten-, Höhlen- und Leistenbildung muß aber notwendigerweise zu der Bildung von Organen führen, welche der Aufnahme der Nahrung dienen. Ebenso wie der Einzeller vor das Problem gestellt ist, der Ausscheidungsprodukte Herr zu werden, wird der vielzellige Organismus nicht nur Organe zur Nahrungsaufnahme, sondern auch Organe zur Schlackenabgabe bilden müssen. Die gleichen Grundtendenzen werden sich also in der Organbildung ausdrücken müssen. Die Organbildung ist letzten Endes auf die Schwierigkeiten zurückzuführen, welche sich der Beherrschung zu großen Materiales entgegenstellen. Der Organismus wird fortwährend nicht nur aufnehmen, sondern auch abgeben müssen, wenn er seinen Bestand behaupten will. Ich erinnere an die Proteusexperimente von Hartmann,

wo die Verkleinerung des Systems zur Bedingung der Lebenserhaltung wird. Umschmelzungen, welche zu zeitweiser Verkleinerung führen, sind daher im Tierreiche häufig. Man mag die Metamorphosen im Tierreich unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachten. Jede Embryonalentwicklung ist nicht lediglich Vermehrung, sondern auch Umschmelzung und Aufgabe von Teilen des Organismus. Die Beobachtungen von Child an Planarien sind besonders beachtenswert. Hier erhält das Tier erneute Lebenskraft, nachdem es einen Teil des Organismus abgestoßen hat. Man mag hier auch der Autotomie gedenken, in welcher das Tier den Schwanz oder ein Bein an präformierten Stellen abbricht, wenn es die äußere Situation erfordert. Manche Würmer geben unter solchen Umständen ihren ganzen Darm ab, andere zerspringen im ganzen in kleine Stücke. Hier handelt es sich wohl um einen Sicherungsmechanismus durch Verkleinerung des Systems. Sollte sich diese Annahme als richtig erweisen, so würde Aufgabe von Körperteilen auch unter dem Einflusse von Ichtrieben möglich sein. Jedenfalls hat aber der Organismus die Fähigkeit, Teile abzugeben, wann immer die gesamte Lebenssituation es notwendig macht. Ferenczi sieht in diesen Erscheinungen eine biologische Vorstufe der Verdrängung. Man wird bei der Schwierigkeit der Abgrenzung zwischen Ichtrieben und Sexualtrieben gut tun, vorläufig nicht über diese allgemeine Formulierung hinauszugehen.

In den erwähnten Beobachtungen von Child an Planarien ist die Abstoßung des hinteren Körperendes verbunden mit einer Verjüngung, welche mit einer Um- und Rückdifferenzierung verbunden ist. Die psychoanalytische Forschung hat gezeigt, daß das Individuum zu früheren Stufen der Entwicklung zurückgeht, wann immer die Schwierigkeiten der gegenwärtigen Situation so groß sind, daß eine Bewältigung nicht mehr möglich erscheint. Wir sprechen von Regression, einer Rückkehr zum infantilen Triebleben. Analogien zu diesen Erscheinungen in der tierischen Formbildung sind keineswegs selten. Unter bestimmten Bedingungen lösen die Seescheiden (Aszidien) ihre ganze Organisation auf, das ganze Tier stellt einen unorganisierten, weißlichen Klumpen dar, und aus der formlosen Masse bilden sich dann die Organe abermals heraus. Nach der einen Annahme handelt es sich um Entdifferenzierung von Zellmaterial, nach Schaxel geht jedoch die Regeneration von Komplexen indifferenter Zellen aus. Die Neubildung erfolgt in einer der normalen Entwicklung entsprechenden Weise.

Bei Planarien und Hydren, denen man durch Wochen und Monate die Nahrung entzog, tritt nicht nur eine enorme Verringerung des Körpervolumens ein, sondern auch eine starke Reduktion in der Organisation.

Bei Süßwasserpolypen ist die Organisation sogar einfacher als die eines eben ausschlüpfenden Embryos. Wenn diese Individuen wieder richtig gehalten und mit Nahrung versorgt werden, so können sie sich sogar als besonders lebenskräftig erweisen. Jedenfalls kann man den allgemeinen Grundsatz festhalten, daß die entwickelte Organisation dann aufgegeben wird, wenn besondere Schwierigkeiten in der Lebenssituation auftreten und daß dann eine Regression zu primitiverer Gestaltung eintritt.

Es ist eine weitere, weittragende Analogie, daß die darauffolgende Regeneration nicht zu der vollentwickelten Gestaltung führen muß. Eidechsen entwickeln bei der Regeneration eines Beines Formen, welche einem primitiveren Typus entsprechen. Wir wissen, daß der Restitutionsversuch bei der Schizophrenie, welche bis zum Stadium des Narzißmus regrediert hat, nicht zu der voll entwickelten Sexualität führen muß, sondern sehr häufig auf einer primitiveren Stufe, etwa der oralen oder anal-homosexuellen, stecken bleibt. Man wird jedenfalls zu der Anschauung kommen, daß die Gesetze organischer Formbildung eine enge Beziehung aufweisen zu jenen Gesetzen des Seelenlebens, welche mit der psychoanalytischen Methode erforscht und dargestellt werden.

Organische Form ist aber gleichzeitig organische Funktion und biologisches Verhalten, Es wird uns nicht schwer fallen, in den Handlungen der Tiere und in ihren Instinkten die gleichen Gesetzmäßigkeiten nachzuweisen wie in der Formbildung. Es verdient zunächst angemerkt zu werden, daß die Analyse gezeigt hat, daß sadistische und kannibalistische Tendenzen eine primitive Geschlechtshaltung darstellen. Wir werden uns daher nicht wundern, wenn wir bei Insekten, wie der Gottesanbeterin, die Tendenz des Weibchens finden, das Männchen, das die Kopulation zu vollziehen gedenkt oder vollzogen hat, zu verschlingen. Wir finden in den Phantasien und in den primitiven Gestaltungen des Seelenlebens des Menschen alle jene Formen der Sexualität realisiert, welche wir im Tierreich antreffen. Ich habe auf die psychologische Bedeutung der Kloake bereits hingewiesen, aber man wird auch leicht psychische Analogien zur Parthenogenese und zu automiktischen Befruchtungsvorgängen finden; (wir sprechen von Automixis, wenn die männlichen und weiblichen Geschlechtselemente von einem und demselben Individuum gebildet werden, so daß wenigstens potentiell eine Selbstbefruchtung zwischen den männlichen und weiblichen Geschlechtszellen desselben Individuums möglich ist). Bei den Nematoden findet eine derartige strenge Inzucht tatsächlich statt. Man mag dahin formulieren, daß die seelischen Möglichkeiten der menschlichen Geschlechtlichkeit in der

Formbildung und in dem Verhalten der Mannigfaltigkeit des Tierreiches erwirklicht sind. Wir möchten diesen Satz auch umkehren und erwarten, daß jede biologische Form und jedes biologische geschlechtliche Verhalten in der Tierreihe sein Gegenstück im menschlichen Unbewußten (im psychoanalytischen Sinne) haben muß. Man kommt von hier aus zu dem allgemeineren Satze, daß die Mannigfaltigkeit des Tierreiches (und Pflanzenreiches) die Kristallisation, Ausfällung und Darstellung der Triebregungen sei.

Ferenczi hat besonders versucht, die sekundären Geschlechtscharaktere unter einem ähnlichen Gesichtspunkt zu betrachten. Er betrachtet die Daumenschwielen des Froschmännchens als Kampforgane. Die Entfaltung mächtiger Hautlappen, fleischiger Anhänge von Kröpfen dienen der Einschüchterung des Weibchens. Von hier aus eröffnen sich auch neue Gesichtspunkte für die Tierpsychologie und wir erwarten grundlegende Aufschlüsse für sie durch das Studium der menschlichen Handlung und Motivierung mit Hilfe der Psychoanalyse. Ich habe diesen allgemeinen Grundsatz wiederholt vertreten und verweise jene, welche sich für das Material der Tierpsychologie interessieren, lediglich auf das erschöpfende Buch von Hempelmann. Eine eingehendere Diskussion würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten. Jedenfalls befürworte ich Tierpsychologie von oben, d. h. beginnend mit dem Studium des menschlichen Unbewußten.[1]

Die bisherigen Betrachtungen beschäftigen sich im wesentlichen mit der individuellen Formbildung in ihrer Beziehung zu analytischen Gedankengängen. Wir sind bisher der Betrachtung der Phylogenese ausgewichen. Die ungemeine Schwierigkeit phylogenetischer Erörterungen liegt darin, daß über die Vererbung erworbener Eigenschaften im lamarckistischen Sinne noch immer nichts Bindendes ausgesagt werden kann. Die allgemeine Tendenz der Biologen geht zweifellos dahin, die Vererbung erworbener Eigenschaften abzulehnen. Doch kann es keiner Frage unterliegen, daß eine solche Vererbung für Bakterien und Einzeller besteht (vgl. Jennings). Guyer und Smith haben durch ein besonders bereitetes Serum Linsendefekte bei Kaninchen erzeugt, die in mehreren Generationen auf die Nachkommenschaft vererbt wurden. Kammerer hat einen Alpensalamander gezwungen, die Fortpflanzungsgewohnheiten des Feuersalamanders anzunehmen

1) Brun hat in einer Reihe von Arbeiten auf die Instinkte der Ameisen verwiesen und gezeigt, daß sich dort Verhaltungsweisen finden, die wir analytisch verstehen können. Er hat besonders darauf aufmerksam gemacht, daß sich bei der Gastpflege von Ameisen das Lustprinzip so stark in den Vordergrund drängen kann, daß es die Erhaltung des Individuums und der Rasse gefährdet.

und umgekehrt. Die Nachkommenschaft dieser künstlich erzeugten Varianten gebaren Wasserlarven, wenn sie unbeeinflußt Vollmolche geboren hätten, und umgekehrt. Lebensgewohnheit und Form waren also auch in der folgenden Generation abgeändert. Es ist nicht meine Aufgabe, der mannigfaltigen Einwände zu gedenken, die gegen diese und ähnliche Versuche erhoben wurden. Pawlow glaubt zeigen zu können, daß bedingte Reflexe bei der Nachkommenschaft leichter erzeugt werden können, wenn Ratten auf solche bedingte Reflexe erzogen worden waren, doch hat er seine Versuchsergebnisse nicht aufrechterhalten. McDougall hat ähnliche Resultate erzielt und hält an deren Beweiskraft fest. Psychoanalytische Forscher, wie Ferenczi, und Bleuler, der der Psychoanalyse nahesteht, haben sich strikte zu der Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften bekannt, die ja letzten Endes meint, daß die Sinnhaftigkeit biologischen Geschehens, Übung, Zweckmäßigkeit und Trieb über das individuelle Leben hinausreichen. Stammesgeschichte würde auch psychoanalytisch verständlich werden. Ferenczi hat in der Tat den konkreten Versuch unternommen, die Amniumbildung als den Ausdruck eines thalassalen Regressionszuges anzusehen, als einen Ausdruck des Strebens nach der in der Urzeit verlassenen See-Existenz. Wenn man auch diesem kühnen Gedankengang nicht ohne weiteres folgen wird, so behält er doch seinen wissenschaftstheoretischen Wert, da er die analytischen Denkmöglichkeiten konsequent verfolgt. Die vorangehenden Äußerungen haben die Anwendbarkeit psychoanalytischer Gedankengänge auf die organische Formbildung zumindest wahrscheinlich gemacht und es liegt nahe, die Phylogenese nicht als weniger verständlich anzusehen als die ontogenetische Formbildung. Es kann sich natürlich nur um erste tastende Versuche handeln und auch die Deutungen werden höchst unsicher sein, auch dann, wenn sich das Prinzip als solches bewahrheiten sollte.

Die Weismannsche Theorie des strengen Darwinismus sieht die Entwicklung als Folge der natürlichen Auslese, aber sie muß die Variabilität anerkennen. Die natürliche Variabilität der Organismen ist demnach der zweite Grundpfeiler dieser Theorie. Die Variabilität beruht auf Vorgängen und spontanen Veränderungen im Keimplasma. Die Gene sind nicht unveränderlich. Sie variieren und es kommt so zu Mutationen. Meist handelt es sich bei diesen Genvariationen um verhältnismäßig geringe Unterschiede. Manchmal kommt es jedoch zu beträchtlichen Abänderungen und die neue Generation zeigt weitgehende Verschiedenheiten von der Elterngeneration. Nun kann nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Mutationen von äußeren Bedingungen abhängig sind. Sie können z. B. durch Verschiedenheiten in

der Ernährung bedingt sein. Es ist ja denkbar, daß diese Verschiedenheiten unmittelbar auf das Keimplasma wirken, doch scheint es keineswegs ausgeschlossen zu sein, daß sie zunächst auf den Körper und indirekt auf das Keimplasma Einfluß nehmen. In jüngster Zeit konnte man weitgehende Mutationen an der Taufliege (Drosophila) durch Röntgenbestrahlung erzielen. Sollten die Veränderungen des Körpers, das gesamte Stoffwechselgetriebe weniger wirksam sein als der unphysiologische Außenreiz? Es ist übrigens bemerkenswert, daß die Mutanten, welche Muller durch Beeinflussung der Spermien, der Ovogonien und Ovozyten erhielt, dieselben sind, die auch spontan beobachtet werden. Die Mutation erfolgt durch einen Außenreiz, welcher Veränderungen auslöst, die im Gen bereits vorbereitet sind. Sollten diese Veränderungen völlig sinnlos sein oder ist nicht in den Mutationen ein verborgener Sinn gegeben? Eine Antwort auf Lebensbedingungen? Durch eine lange Zeit hat man den Traum und die Psychose als sinnlos angesehen, bis Freud gezeigt hat, daß in beiden eine Sinnhaftigkeit zum Ausdruck kommt, wenn auch diese von einer besonderen Art ist. Könnte nicht die Sinnhaftigkeit der Mutation dem latenten Traumgedanken entsprechen und eine Antwort auf eine aktuelle Lebenssituation sein, welche eine phylogenetisch ältere Konstellation wiederum bedeutsam macht? Es ist unmöglich, den wissenschaftlichen Beweis für derartige Vermutungen zu führen. Jedenfalls bleibt es bemerkenswert, daß man es einer Eigenschaft nicht ansehen kann, ob sie durch Modifikation, d. h. durch Einwirkung auf den Körper, oder durch Mutation, d. h. durch Veränderung der Gene, entstanden ist. So ist die Unterdrückung der Pigmentausscheidung bei den Polartieren erbliche Anpassung, bei dem gemeinen Schneehasen Modifikation. Die Dornen und Stacheln, die Härchen, Stengel und Blätter, das weiße Winterkleid der Vögel und Säugetiere, das Wollhaar und die Dunen, die Hornschichten der Epidermis, die Bälkchenzüge in der Substantia spongiosa sind ganz gleich, ob sie als Modifikationen oder als erbliche Anpassung entstanden sind. Manche Varietäten unterscheiden sich überhaupt nur dadurch, daß die gleiche Eigenschaft bei der einen als Modifikation, bei der anderen als erbliche Eigenschaft auftritt. So gibt es bei *Hieracium silvaticum* eine Varietät, bei welcher die Haarflocken nur als Standortsmodifikation auftreten, und eine andere, welche die reichlichen Haarflocken auch im Waldschatten beibehält (Kranichfeld, S. 65).

Soll eine Modifikation des Soma auf den Genotyp übertragen werden, — und das muß geschehen, wenn sie vererbt werden soll, — so müßte, wie Roux sagt, außer der Übertragung selbst noch eine Implikation statt-

finden, d. h. eine „Zurückverwandlung von Entwickeltem in Unentwickeltes“ und „eine Einfügung desselben in die rechte Stelle der impliziten Struktur des Keimplasmas“. Ein solcher „rückläufiger Entwicklungsprozeß“ ist aber ein Problem, das mechanisch so wenig lösbar ist „wie das Problem eines Telegraphen, welcher ein in deutscher Sprache aufgegebenes Gedicht in chinesischer Sprache niederschreiben soll“ (Weismann).

Gerade aber die Rückverwandlung vom Entwickelten ins Unentwickelte und die Einführung desselben in die rechte Stelle einer komplizierten Struktur ist eine der Grundtatsachen des Seelischen, welche die Psychoanalyse in das richtige Licht gesetzt hat. Wir sehen auch immer wieder, daß alles das, was seelisch aufgenommen wird, sofort in die verschiedensten symbolischen Ausdrücke übersetzt wird und in den verschiedensten Sprachen der Seele festgehalten wird. Die psychoanalytische Psychologie läßt so die Übertragung erworbener Eigenschaften zumindest als denkmöglich erscheinen. Wir haben bisher vorwiegend der organischen Formbildung unsere Aufmerksamkeit zugewendet, doch habe ich bereits betont, daß Instinkt und Trieb von der Form nicht getrennt werden können. Form ist ohne Funktion und Funktion ohne Form nicht denkbar. Um diesen Gedanken noch einmal Nachdruck zu geben, verweise ich auf die wichtigen Intersexualitätsexperimente Goldschmidts. Die Intersexualität besteht nicht darin, daß ein solches Individuum in jedem Teil seines Körpers eine bestimmte Stufe zwischen den beiden Geschlechtern einnimmt, vielmehr sind einzelne Organe ganz normal weiblich, andere weisen Zwischenstufen auf, wieder andere sind rein männlich ausgebildet. Die entwicklungsgeschichtliche Untersuchung hat ergeben, daß die Organe in einer ganz bestimmten Reihenfolge intersexuell werden und daß diese Reihenfolge der embryonalen Differenzierung reziprok verläuft. Ein Intersex ist ein Individuum, das sich bis zu einem bestimmten Zeitpunkt als Weibchen und dann als Männchen entwickelt hat und von diesem Drehpunkt an seine Entwicklung als Männchen beziehungsweise Weibchen vollendet. Der intersexuelle Zustand der einzelnen Organe ist bestimmt durch die zeitliche Lage der Differenzierung vor und nach dem Drehpunkt (Formulierung von M. Hartmann). Der körperliche Hermaphroditismus in den Versuchen Goldschmidts an Schwammspinnerrassen beruht auf Faktoren in den Geschlechtschromosomen. Es handelt sich nach Goldschmidt um chemische faßbare Vorgänge. Es besteht jedoch eine erstaunliche Analogie zu den psychologischen Vorgängen, welche Homosexualität oder Bisexualität bestimmen. Auch die Psychoanalyse hat gezeigt, daß es Drehpunkte gibt — wir sprechen von Fixierungsstellen — und daß

es von Bedeutung ist, an welcher Stelle der individuellen Sexualentwicklung dieser Drehpunkt gelegen ist. In den Goldschmidtschen Experimenten handelt es sich um den Einfluß von chemischen, mit den Genen verknüpften Faktoren, bei der psychologischen Fixierung handelt es sich um den Einfluß psychischer Faktoren, welche mit der lebendigen Situation verknüpft sind. Man hat wohl anzunehmen, daß diese psychischen Faktoren mit dem hormonalen Sexualmechanismus auf das engste verknüpft sind. Es hängt auch von der Lage des Fixationspunktes in der psychosexuellen Entwicklung ab, in welchem Maße Männlichkeit oder Weiblichkeit in der Sexualität dominiert. Man mag gegen diese wie fast gegen jede Aufstellung dieses Absatzes einwenden, daß es sich lediglich um äußere Analogien handle. Es mag sein, daß nicht alle diese Analogien auf gemeinsamen Gesetzmäßigkeiten beruhen, nur der Fortschritt der Forschung kann darüber Endgültiges aussagen, aber ich glaube nicht, daß es berechtigt ist, alle diese Analogien als trügerischen Schein zu betrachten, welchem keine wirkliche Verwandtschaft entspricht.

II) Psychoanalyse und Nervensystem

Daß zwischen seelischer Funktion und nervöser Funktion Beziehungen bestehen, bedarf keiner weiteren Begründung. Die älteren physiologischen Theorien bezüglich des Nervensystems stellten den Reflex in das Zentrum nervösen Geschehens. Der Reflex erschien mechanisch ohne weiteres verständlich und faßbar. Die komplizierteren Funktionen wurden als Summe von mehreren Reflexen betrachtet, die nervöse Funktion beruhte auf einem Reflexbündel. Demgegenüber hat die neuere Entwicklung der Physiologie des Nervensystems die Leistung immer mehr als eine gegliederte Ganzheit aufgefaßt. Läsionen und Ausschaltung von Teilen bewirken nicht einen Ausfall dort lokalisierter Leistungen, sondern machen eine veränderte Arbeitsweise des Gesamtsystems notwendig. Die Bestrebungen von Head, Goldstein und Lashley streben in dieser Hinsicht einer grundsätzlich gleichen Betrachtungsweise zu. Man kann in Jackson einen Vorläufer dieser Betrachtungsweise sehen. Während die Psychoanalyse in den Anfangsstadien den Vorgängen im Zentralnervensystem Interesse zuwandte, ist in der weiteren Entwicklung der Psychoanalyse dieses Gebiet etwas vernachlässigt worden. Ich selbst kam beim Studium der Depersonalisationserscheinungen zu der Anschauung, daß überraschende Ähnlichkeiten zwischen den optischen Erscheinungen der Depersonalisierten mit der Seelenblindheit auf organischer Grundlage bestehen und kam zu der Formulierung, daß der organische

Prozeß etwas Ähnliches bewirke wie die psychologische Hemmung. Pötzl ist in einer Reihe von wichtigen Arbeiten den Beziehungen der Hirnpathologie zur Psychoanalyse nachgegangen. Er hat insbesondere auf die Ähnlichkeit im Mechanismus der Traumbildung, des peripheren Sehens und der optischen Agnosie verwiesen. Ich habe versucht, in meiner „Medizinischen Psychologie" diese Beziehungen der Hirnpathologie zur Psychologie zusammenfassend darzustellen. Rivers hat versucht, die Headsche Sensibilitätslehre zur analytischen Psychologie in Beziehung zu setzen. Da es sich hier um Befunde am peripheren Nervensystem handelt, gebe ich zunächst eine kurze Darstellung seiner Anschauung. Temperaturen zwischen vierzig und fünfzig Grad bewirken angenehme Sensationen von Wärme. Fehlt aber die Wärmeempfindung, so verursachen solche Temperaturen Schmerz. Die Schmerzempfindungen werden also durch das gleichzeitige Vorhandensein von Wärmeempfindung unterdrückt. Rivers hat bereits diese von ihm und Head bei der Regeneration des Nerven gefundenen Tatsachen psychologisch gedeutet und auf die Analogie dieser und ähnlicher Phänomene mit den psychologischen Vorgängen der Verdrängung verwiesen. Man wird vielleicht allgemeiner so formulieren dürfen, daß für die jeweilige Empfindung die Gesamtsituation des Nervensystems von Belang ist. Die endgültige Empfindung ist keinesfalls die Summation von Teileindrücken, sondern eine Gestaltung, an welcher das Gesamtnervensystem beteiligt ist. Das ist aber auch einer der psychologischen Grundgedanken der Psychoanalyse.

Wesentlich engere Beziehungen zu unserem Problem haben die Gedankengänge Pötzls. Pötzl hat sich zunächst mit jenen organischen Bildern nach Kriegsverletzung beschäftigt, welche auch funktionelle Züge zeigen, und hat gezeigt, daß die organische Störung sehr häufig den Kern abgibt, um welchen sich psychologische Gestaltungen gruppieren. Die pathologische Veränderung im Zentralnervensystem bewirkt zunächst abnorme Empfindungen und abnorme Erlebnisse, welche die Basis für psychische Verwertung abgeben. Seine Untersuchungen beweisen jedenfalls, daß die gestaltenden Zentraltendenzen der Persönlichkeit sich jedes Erlebnisses bedienen, auch dann, wenn das Erlebnis auf einer organischen Veränderung des Nervensystems beruht. Von größerer Bedeutung sind seine Traumexperimente. Wenn Bilder tachistoskopisch dargeboten werden, so wird nur ein Teil des Dargebotenen voll erfaßt. Dieser Teil spielt keine Rolle mehr im Seelenleben. Diejenigen Teile des dargebotenen Bildes, welche nicht zur bewußten Erfassung kamen, gehen in die Traumbilder ein und haben fortwirkende Bedeutung. Das Unabgeschlossene und Unerledigte behält so seine

Wirkung, während das voll erledigte keine solche Wirkung mehr hat. Das was nicht zur vollen Erfassung kam, wird stückweise nachgeliefert. Ein Teil der Sinneswahrnehmung bleibt also verdrängt und gerade dieses verdrängte Material erscheint später unter entsprechenden Bedingungen. Es läßt sich so in der einfachen Sinneswahrnehmung Verdrängung und Wiederkehr des Verdrängten nachweisen. Während in den Versuchen von Pötzl das Verdrängte (nicht aufgenommene) unter den günstigen Bedingungen des Traumlebens auftaucht, erscheint es in den Versuchen von Allers und Theler in freier Assoziation. Pötzl hat bereits gezeigt, daß dieses nachgelieferte Material Verschiebungen und Verdichtungen eingeht, welche den durch Freud entdeckten Verschiebungen und Verdichtungen des Traumes in fast jedem Detail entsprechen. Ich habe mit Ross[1] bei der tachistoskopischen Wahrnehmung von menschlichen Gestalten die gleichen Gesetzmäßigkeiten nachweisen können. Teile wurden verschoben und verdichtet. Wunscherfüllungen traten klar in Erscheinung. Wir zeigten unter anderem Bilder eines Knaben, welchem entweder ein Bein oder ein Arm fehlte. Eine große Anzahl von Versuchspersonen sah eine vollständige Gestalt. Sie wünschten die Tatsache der Verstümmelung nicht zur Kenntnis zu nehmen. In einzelnen Fällen erklärte die Versuchsperson, daß der Knabe nicht stillstehe, sondern renne, so daß man nicht alle Glieder sehen könne. Hier handelt es sich um Kompromisse zwischen dem, was die Versuchsperson sah, und dem, was sie zu sehen wünschte. Kinder, denen eine nackte Figur tachistoskopisch dargeboten wurde, betonten häufig ausdrücklich, daß sie eine bekleidete Figur gesehen hatten. Ich habe mit meinen Mitarbeitern Kanner, Bromberg und Bibring-Lehner gezeigt, daß sich in den eidetischen Bildern, welche zwischen Vorstellung und Wahrnehmung stehen, aber auch in Vorstellungen anderer Art die gleichen Gesetzmäßigkeiten zeigen wie in den Gebilden des Traumes. Besonders bei taktilen Nachempfindungen kann man ähnliche Dinge sehen. Jede vollentwickelte Wahrnehmung hat ein Vorstadium und ein Nachstadium. Vorstadien und Nachstadien jeder Empfindung zeigen jedoch Arbeitsweisen, welche den Arbeitsweisen des Systems Ubw entsprechen. Die psychoanalytische Betrachtungsweise lehrt uns daher unmittelbar etwas über die Vorgänge der normalen Wahrnehmung, welche ja unmittelbar mit der Struktur des Nervensystems in Zusammenhang gebracht werden müssen. Vorstellung und eidetisches Bild haben die engste Beziehung zum Traum und zu den Vor- und Nachstadien der Wahr-

1) Noch nicht veröffentlicht.

nehmung. Man darf also hoffen, daß sich psychoanalytisches Traumstudium und psychophysiologisches Studium des Wahrnehmungsvorganges gegenseitig ergänzen.

In der erwähnten Studie hat Pötzl darauf hingewiesen, daß sich bei der Rückbildung von Rindenblindheit und bei optischer Agnosie ganz ähnliche Gesetzmäßigkeiten zeigen. Er zeigte einem seiner Patienten einen Blumenstrauß, aus dem neben den Blumen ein auffallend langer, dünner Stamm von Asparagus herausragt; er faßt nur die rote Rose heraus entsprechend seiner Prädilektion für Rot. Der Strauß wird entfernt, er hat nun nachzusehen, wie die Farbe der Aufschläge bei den anwesenden Offizieren ist. Er bringt durch forcierte Einstellung den Hals der Versuchsperson in sein Restgesichtsfeld und sagt: „eine grüne Krawattennadel". Es wird also ein Formeindruck richtig, aber ohne Beziehung zu der früheren Exposition nachgeliefert. Die Nachentwicklung besitzt die Fähigkeit, wie die Traumbilder allerlei Verdichtungen einzugehen.

Man kann sagen, daß gewisse Hirnteile notwendig sind, damit aus der unabgeschlossenen Vorstufe der Wahrnehmung die vollständige Wahrnehmung werde. Oder auch, man könnte sagen, daß die Hirnläsion die Entwicklung des Ubw-Materiales zu vollbewußtem Material hindere. Ich glaube, daß es sich hier um allgemeine Gesetzmäßigkeiten handelt, die wir nur auf Grund psychoanalytischer Einsicht voll verstehen können.

Was in der Vorstufe und in der Nachstufe des Wahrnehmungsvorganges in Erscheinung tritt, ist ebenso wie die agnostische Wahrnehmung von einem primitiven psychologischen Typus. Es liegt nahe anzunehmen, daß es sich um eine primitivere Arbeitsweise handelt, die in der individuellen Entwicklung vorgebildet ist, oder mit anderen Worten, man könnte von einer Regression im analytischen Sinne sprechen. Nun kann es sich keineswegs lediglich um ein Rücksinken auf frühere Entwicklungsstufen handeln, und Head und Goldstein haben, auch hier Jackson folgend, die Annahme einer Regression zurückgewiesen. Doch müssen auch sie zugeben, daß eine Ähnlichkeit in den Erscheinungen besteht und daß primitivere Apparate in Funktion treten. Nun faßt die Psychoanalyse die Regression keineswegs als eine mechanische Wiederkehr der Kindheitserlebnisse auf, sondern ist sich voll bewußt, daß die Wiedererweckung der Kindheitshaltung in der Organisation der entwickelten Seele eine grundsätzlich andere Bedeutung haben muß als im Kinde. Ich glaube demnach nicht, daß die Unterschiede zwischen der Goldsteinschen Anschauung und der psychoanalytischen Anschauung sehr tiefgreifende sind. Jedenfalls greift der Organismus zu einer

primitiveren Arbeitsweise, wenn die Arbeitsweise der höheren Stufe aus irgendeinem Grunde unmöglich wird. Diese primitivere Arbeitsweise wird aber entsprechend der ganzen Struktur des Nervensystems sich sehr häufig der phylogenetisch und ontogenetisch älteren Apparate bedienen. Otfried Förster und Gierlich haben versucht, phylogenetische Parallelen zur Hemiplegie und zur extrapyramidalen Bewegungsstörung ausfindig zu machen. Auch hier wird man an dem allgemeinen Grundprinzip festhalten, auch wenn man in bezug auf die spezielle Ausgestaltung im unklaren bleiben mag. Nach Förster beginnt der Mensch seine Laufbahn als Thalamus-Pallidumwesen. Die Motilität des Neugeborenen zeigt ein athetotisches Bewegungsspiel. Wenn die striären Hemmungen ausfallen, so zeigen sich Bewegungsformen, die nicht nur mit den Bewegungen der Neugeborenen, sondern auch mit den Kletterbewegungen mancher Affen Ähnlichkeit haben.

Auf dem Gebiete der Sprache kann man leicht ähnliche Feststellungen machen. Studiert man die Objektbezeichnungen Sensorisch-aphasischer so sieht man auch bei diesen Fällen, daß das Wort stückweise entwickelt wird, daß die Teile, die noch nicht geliefert wurden, mit neu auftauchenden Worten verschmolzen und verdichtet werden, daß sehr häufig an Stelle des gesuchten Wortes ein ähnliches, der gleichen Sphäre angehöriges auftaucht. Man trifft also auch hier die formalen Charaktere des Traumdenkens und des Traumerlebens, oder, mit anderen Worten, des Systems Ubw an. Auf die Ähnlichkeiten zwischen Kindersprache und Sprache des Aphasischen ist wiederholt hingewiesen worden. Es kommt hier nicht darauf an, alle Einzeltatsachen mitzuteilen, ich verweise lediglich auf die Grundprobleme, welche sich widerspiegeln in jedem Aphasiefalle, mag es sich um eine motorische oder eine sensorische Aphasie handeln. Man kommt jedenfalls zu der Anschauung, daß man bei organischen Hirnläsionen Vorgänge findet, welche der Verdrängung, der Verdichtung und der Verschiebung weitgehend entsprechen. Bei dem Nachsprechen sogenannter Leitungsaphasien kommt es zu sehr deutlichen Erscheinungen. So spricht einer meiner Patienten: „Trottel" nach als: „Wird Berser, ja dummer Esel, dummer Kerl." Er spricht „Dein" als „sich" nach. Auf die Ähnlichkeiten der Traumsprache mit aphasischer Sprachbildung sei besonders verwiesen. Ebenso wie in der Neurose die Verdrängung nicht nur das ursprünglich Verdrängte aus dem Bewußtsein drängt, sondern auch Material, welches in irgendeiner Beziehung zum Verdrängten steht, so erreicht in einem Falle Pötzls die konzentrische Einengung während des erschwerten Schreibaktes ihr

Maximum. Einer meiner Patienten verlor die Fähigkeit taktilen Erkennens bei apraktischen Fehlhandlungen.

Wir werden zu einer zusammenfassenden Betrachtung erst dann fortschreiten, wenn wir das Gebiet der Motilität in den Kreis der Erörterungen einbezogen haben. Brun verweist auf die Untersuchung Sherringtons bezüglich der Kollision unvereinbarer Reflexe. Wenn zwei Reflexe bei ihrer Realisation auf die gleiche motorische Endbahn angewiesen sind, so kommt es zwischen den beiden inkompatiblen Reflexen zu einem Wettstreit um die Benutzung der gemeinsamen Bahn und es siegt jener Reflex, der die Gesamtinteressen des Organismus vertritt. Wird der Kratzreflex durch einen kurz dauernden Flexionsreflex unterbrochen, so kehrt der Kratzreflex nach der Unterbrechung mit vermehrter Intensität wieder. Manche Reflexe kommen jedoch nach Unterdrückung nur in modifizierter, z. B. symbolischer Form wieder. Es handelt sich um Versuche am Rückenmarkspräparat. Von einer besonderen Bedeutung sind die Versuche von Magnus über Schaltungen. Veränderte Lage und Stellung der Gliedmaßen bewirkt eine völlig veränderte Schaltung der motorischen Zentren für die Einzelmuskel und Muskelgruppen. Das Rückenmark ist gleichsam in jedem Moment ein anderes und spiegelt in jedem Moment die Lage und Stellung der verschiedenen Körperteile wieder. Jeder Körperhaltung entspricht eine bestimmte Verteilung der Erregbarkeiten und der leichtest zugänglichen Bahnen im Zentralnervensystem. Der Körper stellt sich selbst sein Zentralorgan in der richtigen Weise ein. Solche Versuche sind nicht nur an Beugung und Streckung der Beine des Rückenmarkstieres durchgeführt worden, sondern lassen sich auch sehr schön am Katzenschwanz nachweisen. Die Antwort auf eine Situation ist demnach nicht lediglich vom Reiz abhängig, sondern von der jeweiligen Einstellung des Rückenmarks.

Ganz ähnliche Beobachtungen kann man bei den Haltungs- und Stellreflexen des Menschen machen (Goldstein, Hoff und Schilder). Die Auswärtsdrehung einer Hand bei einem unserer Kleinhirnkranken bewirkte eine Drehung des Kopfes und Körpers zur Seite der Drehung; wurden jedoch beide Hände nach auswärts gewendet, so beugte die Patientin ihren Rumpf nach vorne oder rückwärts. Die Auswärtsdrehung beider Arme machte die Auswirkung der Seitwärtsimpulse unmöglich. Der Impuls als solcher geht jedoch nicht verloren, er wechselt lediglich seine Erscheinungsweise. Goldstein findet den Begriff der Schaltung ungenügend für die Erklärung derartiger Tatbestände. Er zieht es vor, von einer Umstellung des Organismus zu sprechen, und leugnet die feste Gebundenheit der einzelnen Leistung an

eine bestimmte Struktur. Ich glaube jedoch nicht, daß Verallgemeinerung solcher Art möglich ist. Neben relativ ungebundenen Funktionen gibt es solche, die strenge an die Struktur gebunden sind; die Psychoanalyse hat gezeigt, daß sogar im psychischen Erleben relativ stabile Gebilde entstehen.

Wenn im frühen Kindesalter die übergroße Zärtlichkeit des Vaters das Mädchen zu stark sinnlich bindet, wird ein Komplex, ein Gelegenheitsapparat (Bleuler) geschaffen, der seelische Energien immer wieder in bestimmte Bahnen und Ausdrucksformen drängt. Ein Gelegenheitsapparat verhält sich wie eine stabile Struktur und zwingt seelische Erlebnisse und Kräfte in bestimmte Symptome. Wir sprechen analytisch von Fixationspunkten. Es handelt sich um Erlebnisse in der frühen Sexualentwicklung, die eine Weichenstellung hervorrufen, die stabil bleibt, wenn sie nicht durch die analytische Methode mit dem Erlebnis dem Bewußtsein zugänglich gemacht und so rückgängig gemacht wird. Wir können den Gelegenheitsapparat (Komplex, frühinfantile Fixierung) psychologisch verstehen und sehen in ihm eine Vorstufe des organischen Apparates. Gelegenheitsapparat und organischer Apparat werden dann freilich der Einstellung des Gesamtorganismus, der Gesamtpersönlichkeit entsprechend verwertet. Man hat zu unterscheiden zwischen endgültig Gestaltetem und Gestaltbarem. Es ist ein Verdienst Goldsteins, darauf hingewiesen zu haben, daß die organische Funktion viel plastischer ist, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt. Dementsprechend finden wir so viele bedeutsame Analogien zwischen „organischer" und „funktioneller" Symptomatologie. Goldstein beschreibt Katastrophenreaktionen, wenn Hirnverletzte vor Aufgaben gestellt sind, denen sie nicht gewachsen sind. Wir haben hier das vollkommene Analogon: Zurückziehung der Libido von der Außenwelt, wenn eine zu schwere Enttäuschung an der Außenwelt stattgefunden hat. Die Nichtbeachtung von Körperteilen und von Lähmungen und Funktionsausfällen, die zuerst von Anton beschrieben wurde, ist ein Nichtbeachten von Körperteilen und Funktionen, welche zur Gesamtsituation nicht mehr passen. Auch hier haben wir ein Analogon zum Verdrängungsvorgang. Es ist der Mühe wert, sich klarzumachen, daß wir es bei allen diesen organischen Analogien zum Verdrängungsvorgang nicht lediglich mit psychischen Vorgängen zu tun haben, welche mit der Verdrängung identisch sind. Gewiß widerspricht die Tatsache, daß eine Lähmung besteht, der narzißtischen Einstellung des Individuums (vgl. z. B. Betlheim), doch kommt auf solcher Basis noch keineswegs die organische Nichtbeachtung einer Körperhälfte oder einer Lähmung zustande. Damit dieses Phänomen erscheine, muß sich in tieferen Schichten etwas abspielen, was dem Verdrängungsvorgang

verwandt ist und manchmal seelische Haltungen zu der Oberfläche treibt, welche der Verdrängung entsprechen. Ich habe mit H. Hartmann in diesem Zusammenhang von organischer Verdrängung gesprochen und meine damit durchaus ein Phänomen, das sich in der körperlichen Sphäre abspielt und auch im seelisch Unbewußten nicht unmittelbar erscheint, wenn es sich auch in die Sphäre der seelisch Unbewußten und Bewußten reflektieren kann. Nur in diesem Sinne möchte ich von organischen Verdrängungsvorgängen sprechen. Goldstein ist der Ansicht, daß die Psychoanalyse zu sehr das seelische Element betrachtet und nicht die Gesamtreaktion des Organismus. Der methodische Grundsatz der Analyse ist jedoch, seelische Gesamtvorgänge mit den von ihr entwickelten Methoden zu studieren. Das was auf diesem Wege ermittelt wurde, erleichtert aber unmittelbar das Verständnis solcher Reaktionen, die man im üblichen Sinne als organisch bezeichnet. Letzten Endes ist das auch der methodische Weg der Gestaltspsychologie, an die sich Goldstein anschließt. Das Wesen der Gestalt, der Figurbildung, der Vordergrund- und Hintergrundbildung ist zunächst an psychischen Gebilden dargestellt worden. Nun sind freilich psychische Gebilde niemals rein psychisch, wie überhaupt der ganze Gegensatz psychisch-organisch nur bedingt zu Recht besteht. Es ist durchaus richtig, wenn Goldstein das Wesen von nervösen Funktionen in dem Gestalten von Vordergrund und Hintergrund sieht. Man sollte jedoch nicht vergessen, daß die Psychoanalyse und die methodische Untersuchung des Seelenlebens sehr detaillierte Auskunft über die Bildung von Vordergrund und Hintergrund zu geben vermag. Wenn Köhler schreibt: „Wir sahen, daß phänomenale Gestalten nächste Verwandte in bestimmten anorganisch-physikalischen Gebilden haben, und finden jetzt, daß gestaltete Geschehens- oder Zustandsarten im optischen Sektor des Nervensystems, an denen wir die Eigenschaften jener organischen Vorbilder voraussetzen, in wesentlichen Zügen mit der Konstitution des zugehörigen optisch-phänomenalen oder Gesichtsfeldes übereinstimmen dürften", so kann man vom analytischen Gesichtspunkt aus nur zustimmen. Es ist auch durchaus richtig, wenn Köhler fernerhin sagt, „daß der Gegensatz von physischer Welt und Bewußtsein, besonders aber der von nervösem Geschehen und Phänomenen etwas übertrieben dargestellt wird". Ich glaube jedoch, daß die psychoanalytische Psychologie weitaus mehr die wirklichen Lebenssituationen berücksichtigt und daher auch letzten Endes tiefer in das Wesen der organischen Struktur zu führen vermag als die Gestaltspsychologie. Goldstein hat gezeigt, daß, wenn vollständige Hemianopsie eintritt, der Kranke gleichwohl ein neues Gesichtsfeld findet, in dem nunmehr die Makula von ihrer bisherigen Stelle

näher zu dem Zentrum des erhaltenen Gesichtsfeldes verlegt wird. Solche Neuanpassungen finden jedoch leichter statt, wenn die Funktion nicht nur beeinträchtigt, sondern ausgeschaltet ist. Dann erst entschließt sich der Organismus zur neuen Gestaltung. Der vollständige Defekt kommt nicht mehr zum Bewußtsein. Zweifellos handelt es sich um Anpassungen an Situationen, die Teile der Erfahrung ausschalten, welche bei entsprechender Einstellung bewußt bleiben konnten. Diese Einstellungen sind zum Teil seelisch im konventionellen Sinne, teilweise unbewußt im psychoanalytischen Sinne, spielen sich aber auch jenseits der von der Psychoanalyse erweiterten Bewußtseinsgrenze ab. Man kann leicht an organischen Hirnkranken zeigen, daß sie Situationen lediglich konkret erfassen, daß sie mit anderen Worten reizgebundener werden. Auch hier stehen uns weitgehende Analogien aus dem Seelenleben der Neurotiker zur Verfügung. Wir sehen in der Analyse immer wieder, daß sich der Patient, wenn ein Widerstand von tiefen Schichten hereintritt, an belanglose Details der Außenwelt klammert. Er rettet sich aus der unbewältigten Gesamtsituation in eine Teilerfassung von Einzelheiten. Es ist bemerkenswert, daß Goldstein zu sehr ähnlichen Formulierungen bezüglich der Funktion des Nervensystems kommt wie die Psychoanalyse: „Die zur Verfügung stehende Energiemenge ist innerhalb gewisser Grenzen konstant." „Die Energie wird so verteilt, daß nach Möglichkeit die für den Organismus wesentlichen, vor allem die für die Erhaltung des Lebens wichtigen Leistungen, am besten erhalten bleiben." Man sieht, der Gegensatz zwischen organisch und psychisch ist in der Tat mehr oder minder künstlich. Ich habe mich wiederholt bemüht, zu zeigen, daß die organische Funktion allerdings anderen Leistungen dient als die im üblichen Sinne psychische Funktion. Im analytischen Sinne dient die organische Funktion dem Ich, die psychische Funktion dem Es. Das Material, das bei sogenannten organischen Läsionen des Zentralnervensystems verschoben, verdichtet, verdrängt wird, ist unpersönlicher, während im Traum und in der Neurose die lebendigen und tiefinnersten Probleme der Persönlichkeit zur Geltung kommen. Man kann das besonders schön bei dem Studium der Amnesien nachweisen. Bei der psychogenen Amnesie flieht das Individuum vor seinen individuellen Erlebnissen und Problemen, bei der organischen Amnesie werden auch banale Erlebnisse des Alltags vergessen. Gleichwohl bestehen zwischen der organischen und psychogenen Amnesie Beziehungen, und es gelingt gelegentlich auch bei Amnesien nach Leuchtgasvergiftung die retrograde Amnesie durch Hypnose zu beheben. Nach Schädeltraumen kehrt das vergessene Material nicht selten ins Bewußtsein zurück in einer Weise, wie wir das bei psycho-

genem Vergessen sehen. Das Material erscheint zunächst verschoben und verdichtet und kommt schließlich unentstellt im Traume wieder.

Diskussionen wie die vorliegende sind naturgemäß unvollständig. Es kann nicht mehr gegeben werden als ein allgemeiner Überblick über die Problemstellungen. Es wäre leicht, in dem Verhalten der Hirnkranken Analogien zur Ambivalenz und zum Wiederholungszwang zu finden, wie auch Goldstein hervorgehoben hat. Wir würden auch hier zu der allgemeinen Einsicht kommen, daß jedes psychologische Verhalten ein Gegenstück im organischen Geschehen und Verhalten bei organischer Läsion des Nervensystems hat. Freilich kann es sich nicht um Identität handeln. Das Geschehen in der organischen Sphäre zeigt die gleichen Grundgesetzmäßigkeiten, aber es ist doch eine andere Provinz des Lebens, und die gleichen Gesetzmäßigkeiten zeigen sich an verschiedenem Material notwendigerweise unter einem verschiedenen Bilde. Bei aufmerksamer Betrachtung sieht man jedoch, wie die beiden Sphären des Lebens, die psychische und die organische, fortwährend ineinandergreifen, daß die organische Sphäre in die psychische wirkt und die seelische in die organische, so daß nicht nur ein Wesenszusammenhang der Gesetzmäßigkeiten, sondern auch ein faktischer Wirkungszusammenhang bebesteht. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf die Lehre Pawlows von den bedingten Reflexen, welche nach meiner Meinung psychische Haltungen darstellen, welche das innere Getriebe des Organismus immer wieder beeinflussen. Hier ist nicht nur auf die Wirkung der Psyche auf Speichelsekretion zu verweisen, sondern auch auf die physischen Wirkungen, wie Ekzeme, welche durch den Widerstreit bedingter Reflexe entstehen (vgl. Lurja). Triebhaftes, seelisches Geschehen, seelische Haltungen sind immer auch organische Haltungen und können dementsprechend, wie Groddeck, Jelliffe und F. Deutsch[1] gezeigt haben, den Organismus weitgehend verändern, doch liegt das Gebiet der Beziehung der Psychoanalyse zu inneren Krankheiten außerhalb des engeren Gebietes dieser Diskussion.

In keinem Gebiete wird die enge Beziehung zwischen Seelischem und Organischem deutlicher als im Schlafe. Schlaf ist ein seelisches Phänomen, in welchem wir uns von der Außenwelt zurückziehen, und im Traume steigen wir zu den primitiveren Schichten des Lebens hinab. Die Bedeutung des bewußten und unbewußten Schlafwunsches bedarf keiner besonderen Betonung, aber wir wissen, daß Läsionen das Schlafzentrums den Schlafwunsch ersetzen können. Er wird dann sozusagen organisch erzeugt und mag sich

1) Vgl. die bei Schwarz angeführte Literatur.

im Seelischen lediglich wiederspiegeln. Aber auch der organische Schlafwunsch (die organische Läsion) bringt das Individuum zu tieferen Erlebnisschichten. Der durch Schlafmittel erzeugte Schlaf vermittelt zwischen dem seelischen und organischen Schlafgeschehen. Es ist nicht notwendig, auf diese Dinge im einzelnen einzugehen, da sie erst jüngst durch Pötzl und Economo eine eingehende Darstellung erfahren haben. Betonen wir nur noch einmal, daß auch das seelische Geschehen beim Schlafen und Träumen im Organismus verankert ist und daß auch die organischen Schlafprobleme das Seelische weitgehend beeinflussen. Schlaf ist ein biologisches Phänomen, d. h. es ist psychisch und organisch zugleich. Was immer im Organismus vorgeht, folgt Gesetzmäßigkeiten, die wir im Seelenleben wiederfinden und dort verstehen können. Es wird manchmal einen unmittelbaren seelischen Ausdruck finden, sich manchmal nur im Seelischen reflektieren und manchmal ohne jeden seelischen Widerschein ablaufen. Aber selbst dann ist es dem Einfluß des Seelischen nicht entzogen, wird Gesetzmäßigkeiten zeigen, die dem Seelischen ähnlich sind, und man wird die innere Einheit mit dem Seelischen zumindest ahnend vermuten dürfen.

Literatur:

Alexander, F.: Der biologische Sinn psychologischer Vorgänge. Imago IX, 1923.

Allers, R. und Theler: Über die Verwertung unbemerkter Teileindrücke bei Assoziationen. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 89, 1924.

Bibring-Lehner, G.: Über die Beeinflussung eidetischer Phänomene durch labyrinthäre Reizung. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 112, 1928.

Bleuler, E.: Über Gelegenheitsapparate und Abreagieren. Ztschr. f. Psych., Bd. 76, 1920.

Ders.: Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung. Berlin, Springer, 1924.

Breuer, J. und Freud, Sigm.: Studien über Hysterie. Wien, Deuticke, 1895.

Brierley, M.: Referat über Schilder: Brain and Personality. Int. Journ. of Psychoanalysis 1931, Vol. 12, S. 377.

Bromberg, W. und Schilder, P.: On tactile Imagination and tactile After-effects. Journ. of nervous and mental disease, Vol. 76, No. 1, July 1932.

Brun, R.: Selektionstheorie und Lustprinzip. Int. Ztschr. f. PsA. IX, 1923.

Ders.: Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonfliktes. (Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre.) Imago XII, 1926.

Ehrenberg, R.: Theoretische Biologie vom Standpunkt der Irreversibilität des elementaren Lebensvorganges. Berlin, Springer, 1923.

Ferenczi, S.: Versuch einer Genitaltheorie. Int. Psychoanalyt. Bibliothek, Bd. 15, 1924.

Freud, Sigm.: Jenseits des Lustprinzips. Wien, Int. Psychoanalyt. Verlag, 2. Aufl., 1924.

Ders.: Das Ich und das Es. Wien, Int. Psychoanalyt. Verlag, 1923.

(Die Kenntnis der Freudschen Arbeiten wird vorausgesetzt. Es sind natürlich auch die übrigen Freudschen Arbeiten herangezogen worden.)

Goldstein, K.: Die Beziehungen der Psychoanalyse zur Biologie. Bericht über den zweiten Kongreß für ärztliche Psychotherapie. Leipzig, Hirzl, 1927.

Ders.: Die Lokalisation in der Großhirnrinde. Handb. d. norm. u. pathol. Physiologie, Bd. 10, E II, 2 d. (Daselbst Angabe über weitere Arbeiten G.s.)

Hartmann, M.: Allgemeine Biologie. Jena, Fischer, 1925. (Enthält fast alle hierhergehörigen Literaturangaben und ist in diesem Aufsatz vielfach fast wörtlich verwendet worden.)

Hartmann, H.: Die Grundlagen der Psychoanalyse. Leipzig, Thieme, 1927.

Hartmann, H. und Schilder, P.: Zur Psychologie Schädelverletzter. Arch. f. Psych. u. Nervenkrankh., Bd. 75, 1925.

Hempelmann, F.: Tierpsychologie. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1926.

Hoff, W. u. Schilder, P.: Die Lagereflexe des Menschen. Wien, Springer. 1927.

Jennings, W.: The biological basis of personality. New York, Norton, 1930.

Kanner und Schilder, P.: Movements of the optic images and the optic imagination of movements. Journ. of nervous and mental disease, Vol. 72, 1930.

Kranichfeld: Die Geltung der von W. Roux und seiner Schule für die ontogenetische Entwicklung nachgewiesenen Gesetzmäßigkeiten. (Vorträge und Aufsätze über Entwicklungsmechanik der Organismen.) Berlin, Springer, 1922.

Lashley, K. S.: Brain mechanism and intelligence. Chicago 1927.

Luria, A. R.: Die moderne russische Physiologie und die Psychoanalyse. Int. Ztschr. f. Psa. XII, 1926.

Magnus: Körperstellung. Berlin, Springer, 1924.

Pawlow, J. P.: Über die höchste Nerventätigkeit. München, Bergmann, 1926.

Pötzl, O.: Experimentell erzeugte Traumbilder. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 37, 1917.

Pötzl, O., Economo, K. v., u. a.: Schlaf. Jahreskurse für ärztliche Fortbildung. Mai 1929. München, Lehmann.

Schilder, P.: Einige Bemerkungen zu der Problemsphäre: Cortex, Stammganglien, Psyche, Neurose. Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych., Bd. 74, 1922.

Ders.: Medizinische Psychologie. Berlin, Springer, 1924.

Ders.: Gedanken zur Naturphilosophie. Wien, Springer, 1928. (Enthält einen großen Teil der hier verwendeten Literatur.)

Ders.: Brain and Personality. Nervous and mental disease. Monograph series No. 53. New York, Publishing Co., 1931.

Schwarz, O.: Psychogenese und Psychotherapie körperlicher Symptome. Wien, Springer, 1925.

Storch, E.: Der Entwicklungsgedanke in der Psychopathologie. Erg. d. inn. Med. u. Kinderheilk., Bd. 75, 1925. (Daselbst Literatur.)

Westerman-Holstijn, A. J.: Tendenzen des Toten, Todestriebe und Triebe zum Toten. Imago XVI, 1930.

Die Sexualbiologie der Spinnen

Von

Hans Peters

Münster i. W.

Wenn wir heute über die Tatsachen des Geschlechtslebens der Spinnen so gut unterrichtet sind, so verdanken wir das zum größten Teil den ausgezeichneten Untersuchungen von U. Gerhardt. In eingehenden Forschungen, die sich auf lange Jahre erstrecken, hat Gerhardt ein gewaltiges Material peinlichst genauer Beobachtungen gesammelt. Seine Arbeiten beziehen sich auf weit über hundert Arten von Spinnen, und zwar sind Vertreter aller einheimischer Familien und einer Anzahl ausländischer darunter. Nicht zuletzt auf dieser Mannigfaltigkeit des Untersuchungsmaterials beruht der Wert der Forschungen von Gerhardt. Denn sie setzt uns in den Stand, die Biologie der einzelnen Arten vergleichend zu betrachten und ermöglicht uns so das Verständnis von Tatsachen, die sonst rätselhaft bleiben müßten. Damit berühren wir das theoretische Ziel, das sich Gerhardt gesteckt hat. Während sich die Zoologen auf diesem Gebiet meist mit der einfachen Beschreibung der Tatsachen begnügt haben, sucht Gerhardt die Verwandtschaftsverhältnisse innerhalb der Gruppe der Spinnen aufzudecken, indem er das sexuelle Verhalten der einzelnen Arten miteinander vergleicht. Psychologische Probleme werden von Gerhardt — oft scheint es bewußt — vernachlässigt. Ebensowenig haben sich meines Wissens andere darum bemüht. In der vorliegenden Arbeit aber sollen gerade psychologische Fragen in den Vordergrund treten.

Der Sexualtrieb

Meine erste Aufgabe ist die Darstellung der Äußerungen derjenigen beiden Triebe, die das Leben der Spinnen zum guten Teil beherrschen: des Sexualtriebes und des Freßtriebes. Da es eine für unsere Zwecke brauchbare Zusammenfassung der vorliegenden Ergebnisse nicht gibt, will ich selbst versuchen, die Beobachtungen zu einem Bilde zusammenzufassen.

Bei den meisten Spinnen geht der Begattung ein mehr oder minder umständliches Zeremoniell seitens des Männchens voraus, das man allgemein als „Werbung“ bezeichnet. In andern Fällen fehlt die Werbung gänzlich. Bei den Tetragnathiden und einer Reihe anderer Spinnen zum Beispiel ergreift das Männchen das Weibchen und führt ohne irgendwelche Präliminarien alsbald

die Begattung aus. Das Männchen wird in solchen Fällen häufig erst bei zufälliger Berührung auf seine Partnerin aufmerksam (z. B. Thomisiden). In andern Fällen lassen sich vielleicht schon Andeutungen einer Werbung erkennen. So schreibt Gerhardt (1923, S. 35) von der Thomiside *Philodromus aureolus:* Auf die erste Berührung, die ganz zufällig zustande kommt, zeigt das Männchen „Zeichen sexueller Erregung, die sich neben Schwingungen des Hinterleibes in außerordentlich raschen Zappelbewegungen sämtlicher Beine und Taster äußern". Während sich das Weibchen ganz still verhält, kriecht das Männchen dann zur Ausführung der Kopula auf den Rücken der Partnerin hinauf. Wieweit solche „Zeichen sexueller Erregung" nicht zugleich auch Werbebewegungen sind, läßt sich natürlich nicht leicht entscheiden. Klarer liegen die Dinge schon in Fällen, wo das Männchen das Weibchen mit seinen Tastern betrommelt. So schreibt Gerhardt (1921, S. 182) von der Agelenide *Cybaeus angustiarum:* „Das Männchen bestieg nach anfänglich vergeblichen Versuchen den Cephalothorax des Weibchens. Das Weibchen zog die Beine an den Leib und ließ die sehr robusten Liebkosungen des Männchens über sich ergehen. Das drückte seine Cheliceren auf den Cephalothorax des Weibchens, trommelte mit Tastern und Vorderfüßen auf ihm herum, während es im Kreise um das regungslos daliegende Weibchen herumlief, bis es schließlich von vorn auf den Brustrücken aufstieg und seinen rechten Taster einführte." Nicht selten geschieht es, daß das Männchen sich dem Weibchen mit Tastern und Vorderbeinen schlagend nähert. Bei den großen Familien der Wolfsspinnen (Lycosiden) und Springspinnen (Salticiden) ist dieser Werbemodus sehr kompliziert. Ich greife aus der großen Fülle ein charakteristisches Beispiel heraus. Montgomery (1903, S. 72 ff.) beschreibt die Werbung eines Männchens von *Lycosa scutulata* wie folgt (aus dem Englischen übersetzt): „Bei der Werbung hielt es seinen Körper dicht an den Boden, wobei seine drei hintern Beinpaare beinahe geradeaus gestreckt waren, wogegen sein erstes Beinpaar im Femurpatellargelenk gebeugt war, so daß die Femora über den Cephalothorax nach hinten gelegt waren, Tibia und Tarsus annähernd horizontal in die Luft gehalten. Dann werden zunächst die Palpen abwechselnd auswärts und aufwärts geschwungen, jeder etwa fünf- bis sechsmal; sodann wird ein Bein des ersten Paares vorgestellt, und der Fuß klopft fünf- bis sechsmal auf den Boden, wobei er nach jedem Aufsetzen etwas weiterrückt und das Abdomen gleichzeitig mit dem Aufsetzen des Fußes zuckt; und, drittens, wird das Bein zurückgezogen und wieder über den Cephalothorax gebeugt. Dieser Vorgang dauert 10 bis 15 Sekunden, dann tritt eine kurze Pause ein, der die Wiederholung des Aktes folgt, bei dem nun das andere Bein vorgesetzt wird. Das kann mehrmals wiederholt werden, ohne daß das Männchen sich von der Stelle bewegt, und das nicht nur, wenn es dem Weibchen nicht gegenübersteht, sondern auch, wenn es sich in geringer Entfernung von ihm befindet. Wenn es ihm gegenübersteht und es offenbar sieht, so nähert es sich ihm werbend, wobei es bei jedem Werbeakt einen kleinen Schritt vorwärts macht . . . Im Falle, daß das Weibchen sich auf einem Weg im rechten Winkel zur Blickrichtung des Männchens fortbewegt, wendet letzteres sich schnell um, um es

im Gesicht zu behalten, aber es beschleunigt sein langsames Vorrücken nicht." Im einzelnen sind die Bewegungen des Körpers und der Gliedmaßen und ihre Haltung bei den verschiedenen Lycosiden und Salticiden recht verschieden; doch mag das eine Beispiel zur Erläuterung genügen.

Es ist leicht zu verstehen, daß Spinnen, die ein Netz bauen, einen anderen Werbemodus ausgebildet haben als die Lauf- und die Springspinnen. Im einfachsten Falle zerrt das Männchen längere Zeit am Wohngespinst des Weibchens, bis die Partnerin herankommt (z. B. *Filistata*, *Segestria*, *Amaurobius*). Bei der Theridiide *Steatoda bipunctata* spinnt das Männchen in der Nähe des Wohnnetzes eines Weibchens eine kleine vertikal stehende Gespinstplatte. Dort „vollführt es mit seinem Körper starke Längsschwingungen, die durch Zerren der Vorderbeine an dem Gewebe zustande kommen" (Gerhardt, 1923, S. 67). Gleichzeitig erzeugt es durch Reiben bestimmter vorgebildeter Körperteile gegeneinander einen Ton, der wohl als „Lockton" gelten kann (siehe Meyer, 1928). Sehr charakteristisch für das Werbeverfahren der Araneiden, jener Familie, zu der die allbekannten Kreuzspinnen gehören, ist die Anlage eines besonderen Werbefadens. Das Männchen zieht von einer Stelle außerhalb des Radnetzes des Weibchens einen starken Faden zum Netz hin. An diesem Faden hängt es, mit der Bauchseite nach oben, und führt lebhafte, zappelnde Bewegungen aus. Es faßt ihn mit den langen Vorderbeinen und „zerrt und reißt ruckweise daran". „Dann kriecht (es), rhythmisch und aufgeregt mit dem Hinterleib klopfend und mit allen Beinen zappelnd, dem Weibchen näher, hört dann aber mit diesen Bewegungen auf und verhält sich abwartend." Inzwischen ist das Weibchen herangekommen und hat sich vor dem Männchen regungslos aufgehängt, Kopf unten, die Bauchseite ihm zugekehrt (siehe Abb., Gerhardt, 1911, S. 651). „Nun beginnt . . . das Weibchen mit seinen vorderen Fußpaaren zu zucken, und zwar scheint es aktiv das Männchen näher an sich heranzuziehen. Diese Bewegung veranlaßt sofort erneutes Zappeln des Männchens, und wenn dieses . . . dem Weibchen endlich ganz nahe gekommen ist, beginnen die Versuche, einen Taster in die, ventral von der Basis gelegene, von der hornförmigen Epigyne oder dem Sarum überragte Vulva einzusetzen." (Es muß hier vorausgreifend erwähnt werden, daß die Spinnenmännchen das Sperma mittels eines besonderen Behälters an den Tastern in die weiblichen Samentaschen übertragen.) „Bei diesen Versuchen streichelt und tastet das Männchen zunächst . . . mit seinen Vorderbeinen auf der Dorsalfläche des weiblichen Cephalothorax hin und her, dann hebt es plötzlich seinen Vorderkörper, so daß die Dorsallinie des Tieres konkav wird, und zwar geschieht dies in einem kurzen heftigen Sprunge. Diese Versuche werden in der Regel oft, häufig viertel- bis halbstundenlang wiederholt, ehe sie zum Ziele führen. Ferner geht oft das Männchen, nachdem es plötzlich kehrtgemacht hat, bis zu dem (dem) Netz des Weibchens abgekehrten Ende des starken Fadens zurück, um dann aber rasch abermals umzukehren und zum Weibchen zu eilen." (Gerhardt, 1911, S. 650 und 651; beobachtet an *Aranea [= Epeira] diademata*, *A. quadrata*, *A. marmorea*.) Bei den meisten andern Araneiden und bei Uloboriden mit Radnetzen verläuft die Werbung ähnlich.

Wir haben hier immer mit großer Selbstverständlichkeit von „Werbung“ gesprochen, die Bedeutung der Begattungsvorspiele also darin gesehen, daß sie das Weibchen zur Duldung der Begattung anreizen sollen. Ohne Zweifel dienen die Bewegungen des Männchens aber zunächst einmal dazu, es dem Weibchen als Sexualpartner auszuweisen, da es sonst ohne weiteres als Beutetier behandelt werden würde. Denn, soweit wir über die Sinnesleistungen der Spinnen unterrichtet sind, wären diese Tiere — besonders die Netzspinnen — nicht in der Lage, das Männchen von einem Beutetier zu unterscheiden, wenn es sich nicht durch Bewegungen legitimierte. Darauf hat schon Montgomery (1903, S. 142 und 143) hingewiesen. Aber damit ist natürlich noch nicht erklärt, warum sich das Männchen nicht mit einigen wenigen Bewegungen begnügt, sondern die Werbung in der geschilderten Ausführlichkeit und Eindringlichkeit vornimmt. Und da darf man sehr wohl annehmen, daß das, was der Begattung voraufgeht, in der Hauptsache die Bedeutung der Werbung hat.

Man könnte dagegen einwenden, daß die Partnerin das Männchen doch lange Zeit nicht als Sexualobjekt „erkennt“. Aber diese Annahme wäre ganz unbegründet. Denn wenn das Weibchen auf das werbende Männchen nicht reagiert — also etwa ihm nicht entgegenkommt — so zeigt es schon eben dadurch, daß es das Männchen vom Beutetier unterscheidet, denn auf ein solches stürzt es sich augenblicklich.

Wenn das Weibchen nicht geneigt ist, so kann das Männchen stundenlang, ja tagelang sein Bemühen fortsetzen. So schreibt Gerhardt (1923, S. 26) von *Lycosa amentata*, daß die Weibchen sich zunächst um die Balztänze der Männchen gar nicht kümmern, und daß sie daher sehr lange fortgesetzt werden. „Ein Männchen tanzte am 6. April vor einem Weibchen einen ganzen Tag, ebenso am Vormittag des 7.“ Oder, von der Araneide *Meta merianae* hören wir (Gerhardt, 1927, S. 137): „Das Männchen kann (die) Werbung (Zappeln der Beine am Werbefaden) stundenlang fortsetzen und in der großen Mehrzahl der Fälle konnte ich auch nur solche vergebliche Bemühungen mehrerer Männchen beobachten.“ Ähnlich die Filistatide *Filistata insidiatrix* (Gerhardt, 1928, S. 580): „Außerordentlich oft blieb es bei vergeblicher Werbung, und wochenlang kamen die Weibchen nur ein kleines Stück aus der Röhre hervor.“

Es handelt sich hier nicht um vereinzelte Beobachtungen, sondern um ein recht häufiges Verhalten der Spinnen. In diesen Zusammenhang gehört auch die Beobachtung Gerhardts (1923, S. 43) an Clubiona-Männchen (Clubinoiden), die an „jedem Weibchen, dem sie begegnen, die Kopulation . . . versuchen. Gar nicht selten sah ich Männchen dieser Art noch an toten Weibchen Versuche anstellen, ihre Taster zu inserieren, die oft mit großer Hartnäckigkeit lange Zeit hintereinander fortgesetzt wurden“. Hier fällt auf, daß viele Sinneseindrücke, besonders taktile, die das begattende Männchen vom Weibchen normalerweise erhält, fortfallen können, ohne daß es sein Verhalten wesentlich ändert.

Weiterhin offenbart sich der Gegensatz zwischen dem höchst aktiven Verhalten des Männchens und dem sehr passiven des Weibchens in den Fällen, wo das Weibchen, das zunächst dem Männchen entgegengegangen ist, sich

ungeachtet des Werbemanövers wieder zurückzieht. So berichtet Gerhardt (1911, S. 650) von *Aranea*-Arten: Die Sprünge nach der Bauchfläche des Weibchens vor der Begattung „werden in der Regel oft, häufig viertel- bis halbstundenlang wiederholt, ehe sie zum Ziele führen, auch verliert das Weibchen oft die Geduld und kehrt ins Netz zurück, um sich erst durch erneute Signale des Männchens hervorrufen zu lassen (von mir gesperrt)".

Bei solcher Lage der Dinge wundert man sich über die Beobachtungen, nach denen die Weibchen gelegentlich aus ihrer Passivität herausgehen und ihrerseits Andeutungen von Werbemanövern erkennen lassen. So sieht man bei vielen Netzspinnen, daß das Weibchen, während das Männchen die Tasterinsertion versucht, mit den Vorderbeinen langsam nach dem Partner schlagen, was Gerhardt als ein „Reizen" auffaßt (siehe z. B. Gerhardt, 1926, S. 10). Am meisten aktiv verhält sich wohl die Theridie *Theridium tepidariorum*. Von dem Weibchen dieser Spinne schreibt Montgomery (1903, S. 104): „Die einleitenden Schritte zur Begattung werden gleich oft vom Weibchen wie vom Männchen gemacht." Und weiter (S. 105): „Bei dieser Art rührt die Werbung offensichtlich viel mehr vom Weibchen als vom Männchen; und daß das Männchen nicht fähig ist, das Weibchen zu befriedigen, wird durch die Tatsache gezeigt, daß letzteres sein Signalisieren einige Zeit nach der Begattung noch fortsetzt." Von der gleichen Art berichtet Gerhardt (1923, S. 62) einmal: Ein Männchen hatte vergebliche Insertionsversuche gemacht. Nach der Trennung schlug das Weibchen „lebhaft mit den Vorderbeinen nach ihm, dann beruhigte es sich auch. Nach über einer Stunde versuchte es wiederholt, diesmal vergeblich, das Männchen zu reizen". Derartiges Verhalten eines Spinnenweibchens wird jedoch nur selten beobachtet und fällt in seiner Isolierung auf.

Die Zusammenstellung ergibt im ganzen, daß die männliche Spinne im allgemeinen viel mehr geneigt ist zur Begattung als die weibliche.

In dieser Annahme werden wir bestärkt, wenn wir das Gebaren der Tiere bei der Begattung selbst betrachten.

Zur Kenntnis des Vorganges der Kopulation sei hier kurz folgendes bemerkt. Die Übertragung des Spermas geschieht, wie schon beiläufig erwähnt, mittels der Taster. Im einfachsten Fall trägt das Endglied jedes der beiden Palpen einen chitinigen birnförmigen Körper, den Bulbus genitalis, der in eine Spitze, den Embolus oder Eindringer, ausgezogen ist. Bei der Kopula wird der Embolus in eine weibliche Geschlechtsöffnung eingebracht. Im Innern des Bulbus liegt ein spiralig eingerollter Schlauch, der Spermophor, der das Sperma enthält, und der im Embolus nach außen mündet. Auf welche Weise das Sperma in den Spermophor gelangt, werde ich weiter unten noch ausführlich besprechen. Die Tasterfüllung geschieht unabhängig von der Begattung. Hier sei bezüglich des Kopulationsapparates selbst noch bemerkt, daß derselbe die mannigfaltigsten Abänderungen erfahren kann. So können am Taster verschiedene, als Haftorgane dienende Fortsätze auftreten. Die wichtigste Modifizierung betrifft aber die Basis des Bulbus. Sie nimmt bei den meisten Spinnen eine membranöse Be-

schaffenheit an und stellt dann die Tasterblase oder Vesicula bulbi dar. In der Ruhe liegt sie in einer Vertiefung am Taster, aber bei der Begattung schwillt sie durch Blutzufuhr blasenförmig an. Durch ihre oft rhythmischen Kontraktionen treibt die Vesicula das Sperma aus dem Spermophor in die Samentaschen des Weibchens. Diese sind fast immer paarig und münden auf der Bauchseite des Abdomens getrennt, und zwar bei den Entelogynen (zu denen die meisten unserer Spinnenfamilien gehören) auf einem besonderen Feld, der Epigyne oder Vulvaplatte.

Was die Tasterinsertion angeht, so werden entweder beide Palpen zugleich eingeführt, oder es wird nur einer bei einer Begattung benutzt (z. B. Araneiden). Oder die Taster werden in einmaligem oder öfterem Wechsel eingeführt, so daß also bald der rechte, bald der linke Taster bei ein und derselben Begattung verwendet wird. Die Dauer der Insertion schwankt in weiten Grenzen, ist aber artkonstant; sie variiert von wenigen Sekunden bis zu Stunden.

Bezüglich der Stellung der Tiere bei der Begattung ist zu sagen, daß hier eine große Mannigfaltigkeit herrscht. Entweder bleiben die Partner, ohne sich zu umklammern, einander dicht gegenüber hängen, die Bauchflächen einander zugekehrt, oder das Männchen umklammert das Weibchen. Dabei kann die Ventralseite des Cephalothorax des Männchens der Ventralseite des weiblichen Abdomens fest aufliegen (*Aranea*-Arten), oder das Männchen sitzt auf dem Rücken des Weibchens, so daß die Stirnseiten der Tiere entgegengesetzt gerichtet sind und ein Taster von einer Seite aus in die entsprechende Samentaschenmündung eingeführt wird (Lycosiden, Salticiden).

Wie wir es hinsichtlich des allgemeinen Verhaltens der Geschlechter bei der Werbung getan haben, so wollen wir jetzt auch die Beobachtungen über die Begattung von unserem psychologischen Gesichtspunkt aus ordnen.

Über den nervösen Mechanismus der Austreibung des Spermas aus dem Spermophor und die Innervierung des Kopulationsapparates überhaupt ist noch kaum etwas bekannt, so daß wir von der Anatomie her keinen Zutritt zu der Frage der sexuellen Erregung bei der Tasterinsertion haben. Vielleicht ist es aber erlaubt, in gewissen Körperbewegungen der Spinnen bei der Begattung Anzeichen sexueller Erregung zu sehen.

Nur selten sind die Tiere während der Austreibung des Spermas vollkommen regungslos. So schreibt Gerhardt (1928, S. 610) von einer *Chiracanthium*-Art (Clubioniden): Während der Insertion „bleiben beide Tiere so fast vollkommen bewegungslos vereinigt, und das einzige, was Bewegung zeigt, ist die langsam schwellende und wieder schrumpfende Tasterblase". In der Regel aber gerät das Männchen während der Kopula in mehr oder weniger heftiges Zucken und Zittern. Es zuckt mit dem Hinterleib und führt mit ihm in der Horizontalen mahlende Bewegungen aus, oder es beugt und streckt das Abdomen in der Vertikalen. Jedoch verhalten sich die Weibchen während der Begattung viel ruhiger, ja, sie hängen oft ganz regungslos da. Beispielsweise ist dies der Fall bei vielen Araneiden-Weibchen. Gelegentlich werden die bezeichneten Erregungssymptome aber auch bei Weibchen beobachtet. So berichtet Gerhardt (1930, S. 207) von *Scytodes velutina var. delicatula*; „Mir ist besonders auf-

gefallen, daß das bei den Spinnen fast allgemein verbreitete Zeichen sexueller Erregung, das Zittern oder Klopfen mit dem Hinterleib in der Vertikalen, hier auch von dem Weibchen ausgeübt wird, und das zweite Erregungssymptom, lebhaftes vibrierendes Schlagen mit den beiden vorderen Beinpaaren, wird zwar in erster Linie vom Männchen bei der ersten Berührung mit den Extremitäten der Partnerin ausgeübt, aber von ihr, wenn auch schwächer, wiederholt."

Sehr merkwürdig ist die gelegentliche Beobachtung Gerhardts, daß das Weibchen zu Beginn der Kopulation „seine Hinterbeine über die Vulva legt und dem eindringenden Taster des Männchens entgegenstemmt, ohne damit auf die Dauer Erfolg zu haben" (*Pachygnatha*, Gerhardt, 1921, S. 152). Ähnliches sah er auch an *Aranea diademata*, *A. quadrata* und *A. marmorea* (1911, S. 658): „Manchmal aber lassen sich befruchtete (von mir gesperrt) Weibchen sonderbarerweise eine Zeitlang das Tasten und Streicheln der Männchen gefallen. Doch halten sie dann das dritte Beinpaar gekreuzt über die Vulva, so daß das Männchen bei allen Sprüngen nach der Bauchseite des Weibchens zurückprallt. Weibchen von *E. quadrata* und *marmorea* halten so oft lange Zeit den Liebkosungen des Männchens still. Manchmal zieht sich das Weibchen ohne ersichtlichen Grund in sein Wohnnetz zurück und ist durch weitere Bemühungen des Männchens nicht mehr hervorzulocken." Ich meine, deutlicher als durch solches Verhalten kann die der Begattung widerstrebende Tendenz des Weibchens nicht ausgedrückt werden.

Der allgemeine Eindruck der relativ geringen Neigung des Weibchens zur Begattung wird keineswegs gestört durch die Fälle, wo das Weibchen dem Männchen bei der Tasterinsertion behilflich ist. Zum Beispiel zieht das Weibchen mit Beinen und Cheliceren den Taster des Männchens auf sich zu in die Richtung zur Geschlechtsöffnung (Gerhardt, 1926, S. 19; 1927, S. 118) oder schiebt das Männchen mit seinen Beinen „an die richtige Stelle, so daß es die Vulva leichter finden kann", wie es das Weibchen von *Eresus walckenaeri* mit seinem winzig kleinen Männchen macht (Gerhardt, 1928, S. 598).

Wie wenig eine Neigung des Weibchens zur Begattung im Verhalten des Weibchens zu erkennen ist, zeigen auch die häufigen Beobachtungen, daß das Weibchen mit dem Männchen, als wenn es gar nicht vorhanden wäre, mehr oder weniger lange herumläuft (z. B. Menge, 1873, S. 332; Gerhardt, 1924, S. 95, 1928, S. 614).

Bei der Untersuchung des Verhaltens bei der Werbung war uns schon aufgefallen, daß das Weibchen sich mitunter vom werbenden Männchen wieder zurückzieht. Ähnliches kommt auch bei der Begattung selbst vor. So sah Gerhardt (1926, S. 45) bei der Araneide *Zilla x-notata*, daß das Weibchen sich von dem noch mit dem Inserieren beschäftigten Männchen wieder abwandte und erst wieder herangelockt werden mußte. Oder das Weibchen bricht die Kopulation ab, obwohl das Männchen offensichtlich noch bestrebt ist, sie weiter fortzusetzen. Menge berichtet beispielsweise recht drastisch von einer *Steatoda bipunctata*, daß bei der Begattung, während zweier Stunden, das Weibchen „ganz ruhig und unbeweglich dahing ... Endlich schien ihm die Sache zu langweilig zu werden, wie sie dem Beobachter schon längst war, es bewegte

anfangs nur die Füße als ob es den Taster entfernen wollte", bis es dem Weibchen schließlich auch gelang, sich loszureißen.

Überblicken wir die Verhaltungsweisen der Spinnen bei der Begattung, so scheint mir, daß die vielen Merkwürdigkeiten und die Unterschiede bei den Geschlechtern wiederum zeigen, daß in der männlichen Spinne im allgemeinen eine starke Neigung zur Ausführung der Begattung besteht, während für die weibliche Spinne das Gegenteil gilt. Natürlich wären einzelne Erscheinungen auch anders zu deuten, aber wenn wir die Dinge in ihrer Gesamtheit betrachten, so lassen sie — scheint mir — nur die eine Deutung zu. Wir dürfen wohl weiter schließen, daß der Sexualtrieb ganz allgemein in der männlichen Spinne von Mächtigkeit ist, während er in der weiblichen nur sehr gering ausgebildet ist. An sich könnte man sich ja denken, daß das Verhalten des Spinnenweibchens auf einer Hemmung eines im Grunde sehr starken Sexualtriebes zurückzuführen sei. Jedoch besteht zu dieser Annahme kein Grund.

Der Freßtrieb

Ich möchte nunmehr, ganz ebenso wie es mit dem Sexualtrieb geschehen ist, eine Charakterisierung des Freßtriebes versuchen.

Daß das Nahrungsbedürfnis der Spinnen außerordentlich groß ist, darin sind sich alle Autoren einig. Aber leider sind exakte und eingehende Untersuchungen über diesen Punkt noch nicht angestellt worden. Nach meinen Beobachtungen an Kreuzspinnen *(A. diademata)* möchte ich fast sagen, daß es dort so etwas wie „Sättigung" kaum gibt. Man kann die Spinne noch so sehr füttern, nie wird sie die Annahme der Nahrung verweigern. Wenn Netzspinnen ein Opfer erbeuten, während sie schon beim Verzehren eines anderen sind, machen sie es vielfach durch Umspinnen mit Fäden dingfest und holen es heran, sobald sie ihre erste Mahlzeit beendet haben. Den Überfluß an Nahrung heben die Tiere in besonderen Darmdivertikeln im Abdomen auf, das bei reichlicher Fütterung gewaltig anschwellen kann.

Nimmt man einer *A. diademata* eine auf Vorrat gefangene Beute fort, so sucht sie nach Beendigung der Mahlzeit mit größter Unruhe und Ausdauer nach ihr (siehe Verf. 1931, S. 738 ff.). Während Kreuzspinnen (es handelt sich hier immer um *A. diademata*, doch ist von anderen Arten ähnliches zu erwarten) sonst schon auf leichte Berührung die Flucht ergreifen, scheinen sie während der Mahlzeit für von außen kommende Reize, außer für neue Beutetiere, recht unempfindlich zu sein. Man kann sie energisch berühren, ohne daß sie sich stören lassen. Auch lassen sie die einmal gepackte Beute so leicht nicht los, selbst wenn man sehr kräftig mit einer Pinzette daran reißt und rüttelt. Sehr bezeichnend scheint mir auch die Beobachtung zu sein, daß eine Kreuzspinne, wenn sie von einem Punkt im Netz an ihren Aufenthaltsort, das Netzzentrum, zurückkehrt und auf ihrem

Wege an ein am Lauerplatz aufgehängtes Nahrungspaketchen stößt, zunächst eine Weile daran saugt und sich dann erst in ihre normale Stellung — Kopf unten, Körper möglichst vertikal — begibt und in dieser gewöhnlichen Körperstellung ihre Mahlzeit fortsetzt. Offenbar kann die Spinne nicht an einer Beute vorübergehen, ohne gleich zuzupacken und zu fressen.

Übrigens steht das große Nahrungsbedürfnis bei den weiblichen Spinnen sicher mit der Erzeugung der weiblichen Geschlechtsprodukte in ursächlichem Zusammenhang. Ohne Zweifel wird zur Herstellung des vielen Dotters für die zahlreichen Eier viel Material verbraucht. Sehr interessant in diesem Zusammenhang ist eine Beobachtung Savorys (1928, S. 132), nach der ein *Tegenaria*-Weibchen infolge ungewöhnlich reicher Fütterung in der Gefangenschaft zwölf Kokons ablegte, während gewöhnlich nur zwei bis drei produziert werden. Solche Beobachtungen führen uns schon dazu, eine relative Schwäche des Freßtriebes im reifen Männchen als Möglichkeit aufzustellen, das infolge seiner männlichen Organisation mit wenig Nahrung auskommen dürfte. Diese Möglichkeit trifft auch vollkommen zu.

Was hier über den Freßtrieb gesagt wurde, gilt nur für die weiblichen Spinnen, allenfalls auch für die Männchen vor der letzten Häutung, also vor ihrer Geschlechtsreife. Gerhardt, dem ja ein sehr reiches Beobachtungsmaterial zur Verfügung stand, da er seine sexualbiologischen Untersuchungen an gefangenen Spinnen anstellte, hat seine Aufmerksamkeit auch auf den in Rede stehenden Punkt gelenkt. Er schreibt (1923a, S. 20, 22): „Unreife Spinnen beiderlei Geschlechts fressen gleich viel, und die Männchen sind oft vor der letzten Häutung im Verhältnis zu ihrer späteren endgültigen Größe relativ viel dicker als die Weibchen (*Steatoda*, *Aranea* usw.)" Je nach der Lebensweise der Spinnen ist das Schicksal des Freßtriebes natürlich sehr verschieden. Die reifen Männchen vagabundierender Laufspinnen sind „immerhin nicht ungefräßig", „wenn auch nicht so stark gefräßig wie die Weibchen" (Gerhardt 1923a, S. 20, 22). Und die Nahrungsaufnahme „reicht nur hin, um das Tier auf dem Ernährungsstatus zu erhalten, den es nach der letzten Häutung erreicht hatte". Bei seßhafter Lebensweise gibt das Männchen sie nach der Reifehäutung im allgemeinen auf und wird, indem es sich auf die Suche nach Weibchen begibt, zum Wanderer. Es nimmt dann wohl keine Nahrung mehr zu sich. Besonders gilt das für die Netzspinnen, deren reife Männchen in der Regel keine Netze mehr anfertigen oder nur kleine, rudimentäre, die zum Beutefang nicht mehr geeignet sind (*Argiope*, *Cyclosa*, *Hyptiotes*). Reife Uloboriden-Männchen haben überhaupt nicht mehr ihre zur Herstellung eines normalen Netzes nötigen Hilfsorgane (das Calamistrum und das Cribellum) und müssen daher schon aus diesem Grunde auf Nahrungsaufnahme verzichten. Es ist aber wichtig, zu bemerken, daß auch Spinnenmännchen, die normalerweise keine Nahrung mehr aufnehmen, in einer Hinsicht physiologisch doch dazu imstande wären. Denn nach Gerhardt (1925, S. 50) nehmen reife *Meta*- und *Aranea*-Männchen und andere in der Gefangenschaft Fliegen an, wenn man sie ihnen reicht (an die Cheliceren hält?) und verzehren sie auch. Nötig ist die Fütterung aber nicht, und Gerhardt fütterte auch die reifen Spinnenmännchen, die er zur Beobachtung gefangen hielt „meist überhaupt nicht" (1923a, S. 20, 22).

Überblicken wir nunmehr die mannigfaltigen in diesem Kapitel zusammengestellten Erscheinungen und suchen wir sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, so werden wir in der oben schon gelegentlich geäußerten Annahme bestärkt, daß ganz allgemein der Freßtrieb im reifen Spinnenmännchen ungewöhnlich schwach, während er im Gegensatz dazu im Weibchen außerordentlich mächtig ist. Natürlich bestehen wieder bei den verschiedenen Arten oft erhebliche Differenzen.

Halten wir dieses Ergebnis mit dem hinsichtlich des Sexualtriebes gewonnenen zusammen, so sehen wir, daß die Verhältnisse in den beiden Fällen reziprok liegen. Während beim Weibchen der Freßtrieb sehr weit in den Vordergrund tritt und der Sexualtrieb ganz zurückweicht, ist der Sexualtrieb des reifen Männchens ungewöhnlich mächtig, dagegen sein Freßtrieb sehr schwach.

Versuchen wir uns über die Bedeutung klar zu werden, die die geschilderte Beschaffenheit der Triebe für die „Erhaltung der Art“ haben mag, so sehen wir gleich, daß sie in dieser Hinsicht sehr zweckmäßig ist. Ohne Zweifel ist es ja für eine sichere Herbeiführung der Begattung von großer Wichtigkeit, daß das reife Männchen sich ganz der Weibchensuche hingibt, und bei den großen Schwierigkeiten, die die Weibchen infolge der Schwäche ihres Sexualtriebes der Kopulation entgegensetzen, ist ein starker Geschlechtstrieb der Männchen um so nötiger. Anderseits ist für das Weibchen eine starke Ausbildung des Freßtriebes viel wichtiger als eine solche des Sexualtriebes, denn es hat ja die Aufgabe, reiches Material zur Dotterherstellung zu beschaffen.

Aber wenn dieser Gedankengang im ganzen gewiß zutreffen wird, so wäre es doch möglich, daß die Triebverschiebungen in einzelnen Fällen für das Leben der Art verhängnisvoll werden. In extremen Fällen liegt ja die Tatsache vor, daß ein Spinnenmännchen um ein Weibchen wirbt, das fast ohne Sexualtrieb ist. Das ist für das Männchen natürlich gefährlich, denn es wird für das Weibchen anstatt Objekt des Sexualtriebes Objekt des Freßtriebes sein, und die Gefahr ist um so größer, als das Weibchen im allgemeinen größer, oft bedeutend größer als das Männchen und ihm daher physisch überlegen ist.

Dieser Gedanke soll hier zunächst nicht weiter verfolgt werden. Doch möchte ich zum „sexuellen Größendimorphismus“ kurz das Wichtigste sagen. Er betrifft hauptsächlich die geschlechtsreifen Tiere. Der häufigste Fall ist der einer mäßigen Differenz zugunsten des Weibchens, dessen Körpergröße sich zu der des Männchens etwa wie 5 : 4 verhalten mag. Nur sehr selten, nämlich bei der Wasserspinne *Argyroneta aquatica* und bei *Harpactes hombergi*, ist das Männchen ein wenig größer als das Weibchen. Dagegen sind Fälle extremer

Kleinheit des Männchens viel häufiger. Eine anschauliche Vorstellung von derartigem extremem Größendimorphismus vermitteln uns Abbildungen (Wiehle, 1928, S. 361, Abb. 4; Gerhardt, 1924c, S. 533, Abb. 6 u. 7, 1928, S. 648, Abb. 24a). Bei dieser Sachlage ist das Spinnenweibchen — zumindest physisch — im allgemeinen durchaus in der Lage, das Männchen wie ein beliebiges Beutetier zu bewältigen. Und infolge der Triebverschiebung sind also auch die psychischen Voraussetzungen dazu in erhöhtem Maße gegeben.

Die Triebkonflikte

Wenn eine Spinne ihrem Sexualpartner nicht nur Objekt des Sexualtriebes, sondern auch Objekt des Freßtriebes ist, so müssen beide Triebe bei Gelegenheit der Begattung mit einander in Konflikt treten. Dem Studium dieser Triebkonflikte wollen wir uns jetzt zuwenden.

In den Beobachtungsberichten der Autoren über die Begattung der Spinnen findet man bisweilen die Angabe, daß das Weibchen vor dem werbenden Männchen die Flucht ergreift. Über solches Verhalten hat sich niemand gewundert, obwohl doch ein Grund für die Flucht gar nicht zu sehen ist und man viel eher erwarten sollte, daß das Weibchen dem Männchen gegenüber im ungünstigen Fall indifferent bliebe. Auch ein feindlicher Angriff des Weibchens wäre nicht so merkwürdig wie gerade die Flucht. Eine nähere Betrachtung des vorliegenden Materials zeigt, daß es sich, nach dem Allgemeinverhalten der Tiere zu urteilen, um solche Fälle handelt, wo sich Sexualtrieb und Freßtrieb im Weibchen etwa die Wage halten dürften und wo zugleich nur eine mäßige Größendifferenz zwischen den Geschlechtern besteht. Es sind also Fälle, wo das Männchen im gleichen Maße als Beutetier wie als Sexualobjekt in Frage kommt. Der Triebkonflikt kann daher weder zugunsten noch zu ungunsten des Männchens entschieden werden. Der Sexualtrieb strebt nach einer friedlichen Vereinigung mit dem Männchen, der Freßtrieb nach einer Bewältigung desselben als Beutetier. Beide Triebe sind von gleicher Stärke, keiner kann sich gegenüber dem anderen durchsetzen, die Lösung ist: Flucht.

Welches ist der Sinn dieses Verhaltens? Das Triebobjekt kann nicht erreicht werden, weil zwei einander widerstrebende Triebe gewissermaßen darum kämpfen. Da keiner den anderen verdrängen kann, sucht das Tier den Zustand auf, in welchem das Objekt beiden Trieben entzogen ist: es entfernt sich vom Objekt. — Ich möchte hier von „Reizflucht" sprechen. Die Reizflucht ist ein Gegenstück zu Bruns „Reizsuche" (genauer „sekundäre Reizsuche"), die dann beobachtet wird, wenn einem Triebe das schon erreichte Objekt plötzlich entzogen wird, worauf das Tier in große Unruhe gerät und nach dem verlorenen Triebobjekt sucht (siehe z. B. Brun, 1926). In dem einen Fall also sucht der Organismus das bereits gewonnene Objekt zu verlieren, während er in dem anderen das verlorene wieder zu gewinnen sucht.

Einige Beispiele für solche Triebkonflikte seien hierher gesetzt. Gerhardt (1923, S. 25) beobachtete an *Marpissa muscosa:* „Anfangs wich das Weibchen jedesmal bei der Annäherung des (vor ihm tanzenden) Männchens zurück, fuhr dann auf dieses mit geöffneten Kiefern los, es so zum Rückzuge zwingend, ohne daß das Männchen seine Bemühungen aufgegeben hätte." Hier sieht man neben der Flucht auch den öfteren Durchbruch des Freßtriebes. Bei einer Begattung desselben Paares am nächsten Tage fuhr das Weibchen zunächst auf das Männchen los, aber eine Flucht des Weibchens wurde diesmal nicht beobachtet. (Jedenfalls erwähnt Gerhardt nichts derartiges.) Diese Feststellung schließt natürlich die Möglichkeit aus, die „Flucht" des Weibchens als zum Zeremoniell des Begattungsvorspiels gehörig zu erklären.

Von *Linyphia* schreibt Gerhardt (1921, S. 165), „daß das Männchen in seiner gewöhnlichen, geschilderten Haltung von vorn auf das Weibchen in kurzen, eigentümlich zitternden Schritten zugeht. Das Weibchen weicht, wie auch jedesmal bei der Wiederaufnahme der öfters unterbrochenen Kopulation, mehrfach aus, bis es schließlich mit geöffneten vorderen Fußpaaren dem Männchen entgegengeht."

Petrunkevitch (1911, S. 373) beobachtete an *Dugesiella hentzi* bei der Annäherung des Männchens an das Weibchen öfter folgendes (aus dem Englischen übersetzt): „Es versucht fortzulaufen oder nimmt anstatt dessen eine drohende Haltung an." In seinem Verhalten ließ es aber gleich deutlich erkennen, daß es das Männchen von einem Beutetier unterschied."

Ein weiteres Beispiel findet man bei Osterloh (1922, S. 138). Er schreibt, daß das Weibchen von *Meta segmentata* vor dem werbenden Männchen die Flucht ergreift, „was anfangs sehr oft vorkommt". Während der Bewerbung „fährt" das Weibchen anderseits aber auch „oft wütend auf das Männchen zu".

Und endlich beobachtete Gerhardt (1927, S. 138) an einem Pärchen von *Meta merianae:* „Nach etwa 2 Minuten (nach Beginn der Kopulation) lockerten sich die Extremitäten des Männchens etwas, und der Abstand der beiden Körper wurde weiter. Die Trennung erfolgte in plötzlichem Ruck, und das fliehende Weibchen wurde von dem lebhaft mit den Vorderbeinen schlagenden Männchen verfolgt." Dieses Beispiel zeigt, daß die Flucht vor dem Männchen auch noch nach der Begattung erfolgen kann.

Ich gebe gern zu, daß das vorliegende Beobachtungsmaterial nicht sehr reich ist. Daß es so ist, liegt ohne Zweifel großenteils daran, daß die Beobachter die Flucht des Weibchens kaum beachtet haben, da ihnen ja das Merkwürdige daran nicht auffiel. Anderseits darf man natürlich nicht erwarten, daß jeder Triebkonflikt in der Flucht enden muß. Denn selbst wenn die genannten psychologischen und physiologischen Voraussetzungen gegeben sind, müssen noch viele andere stets wechselnde äußere Bedingungen erfüllt sein, unter denen ein bestimmter Grad des Hungers wohl eine hervorragende Rolle spielt. Das Experiment könnte hier wertvolle Aufschlüsse bringen.

Anhangsweise sei hier noch einer gelegentlichen Beobachtung von Gerhardt an *Argiope brünnichi* gedacht. (Gerhardt, 1924b, S. 524.) Das Weibchen dieser Araneide, deren Begattung nachher noch etwas eingehender besprochen werden soll, sitzt im Zentrum seines Radnetzes auf der Lauer. Wenn sich das Männchen zur Begattung nähert, reagiert das Weibchen oft „bei den ersten Annäherungsversuchen des Männchens durch langsames, rhythmisches Schwingen des Leibes mittels Beugung und Streckung der Kniegelenke". Dieses Schütteln ist aber eine unter den Araneiden (auch bei *Argiope* vorkommende [Wiehle, 1924, S. 491]) weit verbreitete Reaktion auf plötzliche Annäherung eines Gegenstandes gegen das Tier oder Berührung des Netzes oder seines Körpers. Dieser „Schüttelreflex" wird allgemein als Schutzreaktion gedeutet, z. B. auch in der letzten zusammenfassenden Bearbeitung der Spinnenbiologie von Savory. (1928, S. 169, Fußnote: eine „protective habit, which must tend to confuse and startle the onlooker and thus protect the spider".) Wenn das Schütteln eine Abwehrtendenz zum Ausdruck bringt, so könnten wir die Reaktion der *Argiope* als Abschluß des Konfliktes des dem Männchen freundlichen (= Sexual-) Triebes und des ihm feindlichen (= Freß-) Triebes ansehen. Andere Spinnen reagieren auf die Annäherung des Männchens mit Flucht; *Argiope* hat eine andere Möglichkeit, sich ihm zu entziehen; den Schüttelreflex. So tritt hier der Schüttelreflex an die Stelle der Flucht.

Wir wollen nunmehr die interessanten Beobachtungen über das Dominieren des Freßtriebes über den Sexualtrieb behandeln.

Eine „ernstliche" Gefährdung des Männchens besteht — hauptsächlich nach Gerhardt — in folgenden Fällen: Ante copulam bei „allen größeren Radspinnen", wenn das Weibchen nicht kurz nach der Häutung umworben wird, wann es der Begattung noch am wenigsten abgeneigt scheint. Oder wenn das Männchen sich „ungeschickt nähert". Intra copulam bei *Argiope brünnichi* und *Argiope lobata*. Post copulam besonders bei Lycosiden und Ageleniden sowie bei *Lathrodectus*.

Im folgenden möchte ich einige Beispiele anführen.

Für viele *Aranea*-Arten ist es sehr charakteristisch, daß ihre „Begattungswilligkeit" in hohem Grade davon abhängig ist, ob das Weibchen schon begattet ist oder nicht. „Man kann sagen, daß ein begattungswilliges Kreuzspinnenweibchen dem sich nähernden Männchen nicht gefährlich ist, dagegen jedes schon befruchtete Weibchen." (Gerhardt, 1911, S. 659.) Der erste Teil des Satzes ist leicht zu verstehen. Wichtiger ist, daß schon begattete Weibchen aggressiver sind als virginelle. Über den Angriff des Weibchens selbst schreibt Gerhardt beispielsweise (1911, S. 649): „Bei *E. quadrata* kann ein ... ruhig (vor dem Männchen) dahängendes Weibchen plötzlich aggressiv werden und das Männchen zu ergreifen suchen, wenn dies gelingt auch auffressen, umgekehrt kann aber auch ein so grimmig aussehendes *diademata*-Weibchen sich plötzlich beruhigen und den Koitus zulassen." Von *Cyrtophora citricola*, einer griechischen Araneide, die einen Fall von extremem Größendimorphismus darstellt, schreibt Gerhardt

(1928, S. 646) folgendes: Es kommt vor, daß das werbende Männchen vom Weibchen ergriffen und verzehrt wird. Dasselbe Schicksal kann ihm aber auch während der Begattung selbst widerfahren. So z. B.: „Sowie sich die Tasterblase des Männchens nach vollzogener Begattung zu kontrahieren begann, spann das Weibchen das Männchen ein und riß es dann gewaltsam mit den Cheliceren aus der Vulva heraus, um es aufzufressen." Zum Einspinnen ist zu bemerken, daß dies das gewöhnliche Verfahren der *Cyrtophora* wie der meisten anderen Radnetzspinnen mit einer Beute ist.

Dieses Beispiel leitet über zu *Argiope brünnichi*, einer Araneide, deren starker Größendimorphismus schon erwähnt wurde. Bei ihr geschieht es nach Gerhardt (1924c, S. 523) regelmäßig, daß das Männchen während der Kopula mit Fadenschlingen umgeben wird. Wenn es sich dann nach der Kopula nach Kreuzspinnenart durch einen Sprung vom Weibchen trennen will, bleibt es in den Schlingen hängen und verliert ein Bein oder mehrere durch Autotomie, wenn es nicht gar vom Weibchen ergriffen und verzehrt wird, was sehr oft geschieht.

Bezüglich des dritten Falles — Gefährdung post copulam — schreibt Montgomery (1903, S. 135): „Wenn die Begattung einige Stunden dauert, tötet das Weibchen das Männchen häufig bei ihrer Beendigung, jedoch nicht immer (gewisse Lycosiden und Ageleniden)." Von *Agelena* teilt Gerhardt (1921, S. 175) eine schöne Beobachtung mit: „Wenn der eine Taster des Männchens erschöpft ist, begibt es sich zur Insertion des anderen auf die andere Seite des Weibchens, über dessen Cephalothorax hinweg. Dabei erlebte ich einmal, daß das Weibchen aufsprang und das Männchen verfolgte, nach wenigen Minuten aber dessen Fortsetzungen seiner Tätigkeit still duldete." Nach endgültiger Beendigung der Kopulation „springt das Weibchen regelmäßig auf das fliehende Männchen los, das dabei gefangen und gefressen werden kann".

Wie man schon aus diesen Beispielen sieht, ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß die Differenzen der Triebstärken in solchen extremen Fällen die Erhaltung der Art gefährden könnte. Das Zahlenverhältnis der Geschlechter bei den Spinnen ist wohl 1:1. In Wirklichkeit werden aber nur von den Männchen schon aus dem Grunde vielleicht nur wenige zur Begattung kommen, weil nur ein Teil von ihnen überhaupt ein Weibchen findet und von diesen wiederum nur ein Teil, weil viele vom Weibchen abgewiesen werden. Wenn dann vom verbleibenden Rest noch ein hoher Prozentsatz getötet wird, so kann diese weitere Verminderung nicht im Sinne der Arterhaltung liegen. Möglich daher, daß einzelne Spinnenarten im Laufe größerer Epochen aussterben. — Doch wir streifen einen Gedanken, der erst weiter unten eingehender erörtert werden soll.

Zum Schluß möchte ich noch auf einige Instinkte hinweisen, die man allgemein als Schutz des Männchens vor dem Freßtrieb des Weibchens auffaßt. Als die klarsten und verständlichsten erscheinen mir folgende. Das Männchen

nimmt die Begattung unmittelbar nach der Häutung des Weibchens vor, wenn dasselbe noch ganz weich und wehrlos ist. Oder es wartet mit der Begattung solange, bis das Weibchen eine Beute fängt und sie verzehrt. Während das Weibchen die Mahlzeit fortsetzt, nimmt das Männchen dann die Spermaübertragung vor. Das Männchen von *Pisaura mirabilis* geht so weit, daß es selbst eine Fliege fängt, sie dem Weibchen mitbringt und, während das Weibchen sie verzehrt, die Begattung vornimmt. Manche Spinnenmännchen packen das Weibchen mit ihren besonders mächtigen Cheliceren an den Kiefern und sind so wenigstens während der Dauer der Kopula geschützt. — Diese Beispiele mögen zeigen, zu welchen Folgen der Umstand geführt hat, daß das Männchen nicht nur Sexualobjekt, sondern auch Objekt des Freßtriebes des Weibchens ist.

Es bleibt nun noch übrig, die Triebkonflikte in der männlichen Spinne zur Darstellung zu bringen. Wir können uns hier kurz fassen. Die Schwäche des Freßtriebes des Männchens und die Kleinheit seines Körpers bringen es mit sich, daß das Weibchen als Objekt des Freßtriebes im allgemeinen nicht oder kaum in Frage kommt. Daher ergeben sich nur selten Situationen, die uns Interessantes lehren könnten.

Einiges Interesse aber verdient *Meta segmentata*. Das Männchen dieser bei uns im Herbst überall auf Gebüsch häufigen Radnetzspinne sitzt tagelang ruhig am Rande des Netzes eines Weibchens. Sobald eine Beute, etwa eine Fliege, sich im Netz verfängt, kommt Leben in das Tier. Wenn ihm das Weibchen darin nicht zuvorkommt, eilt das Männchen auf die Fliege zu und spinnt sie ein. Auf jeden Fall führt das Männchen in nächster Nähe der Fliege, die es von Zeit zu Zeit mit den Vorderbeinen bewegt, nach Araneidenart sein Werbemanöver aus. Welche Bedeutung hierbei der Fliege zukommt, scheint noch sehr unklar (siehe darüber Gerhardt, 1921, 1926, und Osterloh, 1922), was uns hier nicht weiter zu interessieren braucht. Denn wichtiger ist es, was auch Gerhardt aufgefallen ist, daß der mächtige Sexualtrieb den Freßtrieb verdrängt: das Tier frießt die Fliege nicht, sondern benutzt sie beim Werben. (Etwas, was bei einer weiblichen Spinne undenkbar wäre!) Gerhardt berichtet von einem Falle, wo er ein bisher isoliertes Männchen, das gerade eine Fliege fraß, zu einem Weibchen setzte. Das Männchen trug seine Fliege sofort ins Netz des Weibchens, spann sie ein und benutzte sie bei der Werbung. In der Natur kommt es nun sehr oft vor, daß das Weibchen das werbende Männchen nicht annimmt. Dann gibt das Männchen schließlich sein Bemühen auf und läuft früher oder später aus dem Netz oder aber „es fängt, ohne daß das Weibchen dies verhinderte, mit diesem zusammen die Fliege zu verzehren an. Dies friedliche Ende der Werbung sieht man gar nicht selten, in vorgerückter Jahreszeit, wenn der Begattungstrieb der Weibchen nachläßt, immer häufiger.“ Wenn die Verdrängung des Freßtriebes durch den Sexual-

trieb infolge der Versagung dieses letzteren Triebes aufhört, kann sich der Freßtrieb seinem Objekt zuwenden.

Ganz Entsprechendes beobachtet man auch an der schon eben erwähnten *Pisaura mirabilis*. Das Männchen verzehrt eine Fliege, wenn kein Weibchen in der Nähe ist, aber wenn eines vorhanden ist, benutzt es die Fliege zur Werbung. (Savory, 1928, S. 206.)

Ich möchte jetzt zwei Fälle eines höchst seltsamen Begattungszeremoniells untersuchen, die von unserem Standpunkt aus betrachtet vielleicht aufgeklärt werden können.

Bristowe und, unabhängig von ihm, Gerhardt (siehe Gerhardt, 1924a, S. 97 ff.) haben an den Thomisiden *Xysticus viaticus* und *X. lanio* eine Art Fesselung des Weibchens durch das Männchen bei der Begattung entdeckt. Ich will die Stelle bei Gerhardt wegen ihrer Wichtigkeit ganz hersetzen. Das Männchen besteigt ohne besondere Werbung den Rücken des Weibchens. Dann geschieht das Merkwürdige. „Während das Weibchen regungslos sitzt, dreht sich das Männchen, auf seinem Rücken sitzend, im Kreise herum und umzieht die Patellargelenke und das Abdomen des Weibchens mit einem dichten Kranz von Spinnfäden, so daß dieses geradezu in Fesseln gelegt wird. Dabei hat man den Eindruck, als ob eine derartige Fesselung bei der vollständigen Bewegungslosigkeit des Weibchens gar nicht nötig wäre. Erst wenn diese Maßnahme auf das Gründlichste vollzogen ist, kriecht das Männchen über die Hinterleibsspitze des Weibchens hinweg auf dessen Bauchseite, der es sein Sternum fest auflegt, und schreitet nun zur Insertion eines Tasters.“ Man darf nun aber nicht denken, daß das Männchen von der „Fesselung“ einen greifbaren Vorteil hätte. Denn es hängt zunächst schon einmal vom Verhalten des Weibchens ab, ob überhaupt eine Fesselung zustande kommt. Aber selbst wenn die Fesselung gelungen ist, kann sich das Weibchen leicht befreien, was *X. viatus* in den beiden beschriebenen Fällen auch tat.

Ein ganz ähnliches Begattungszeremoniell beobachtet man bei *Lathrodectus tredecimguttatus* und seiner Variation *lugebris* (Therididen). An *lugebris* hat Gerhardt (1928, S. 623) einen Fall beobachtet. Das Männchen umhüllte das immer regungsloser werdende Weibchen mit Fäden, wie eine Abbildung (Gerhardt, 1928, S. 625, Abb. 20) zeigt. Dann wurde ein Taster inseriert. Nach der Lösung der Kopula ließ das Weibchen das Männchen unbehelligt. Dagegen wird das Männchen bei *L. tredecimguttatus* post copulam meistens getötet und verzehrt. Vor dem Ergreifen des Männchens zerreißt das Weibchen seine Fesseln (nach Rossikow, siehe Gerhardt, 1928, S. 621).

Was die Bedeutung der Fesselung bei *Xysticus* und *Lathrodectus* angeht, so ist ihre mechanische Wirkung „sicher sehr gering zu veranschlagen“ (Gerhardt). Man sieht ja, wie das Weibchen mit Leichtigkeit seine Fesseln sprengt. Als einen Schutz vor dem Angriff des Weibchens kann man sie daher kaum ansehen. Gerhardts Behauptung aber (S. 625), daß „durch diese Manipulation des Männchens das Weibchen tatsächlich in einen Zustand der Erschlaffung und Willenslosigkeit versetzt wird, der es zur Erduldung der Begattung gefügig

macht", scheint mir nicht begründet. So ist also das Begattungszeremoniell von *Xysticus* und *Lathrodectus* sehr rätselhaft.

Wir müssen uns nun znnächst vergegenwärtigen, daß das Umgeben mit Spinnfäden ein bei Netzspinnen weit verbreitetes Verfahren ist, ein Opfer wehrlos zu machen. Kreuzspinnen zum Beispiel hüllen ihre Beute in ein breites Band von Spinnfäden ein, indem sie dieselbe mit ihren Beinen um sich selbst rotieren machen und die aus den Spinnwarzen austretenden Fäden sich dabei um das Opfer herumwickeln lassen. Andere Netzspinnen legen mit ihren Hinterbeinen die Fäden auf das Opfer und verstricken dessen Extremitäten auf diese Weise (z. B. Theridiiden, *Pholcus*). Wieder eines anderen Verfahrens bedient sich beispielsweise *Tegenaria*. Diese Spinne preßt mit ihren Kiefern die Beute fest auf ihr deckenförmiges Netz und umgibt sie, indem sie darum herumläuft, mit Spinnfäden.

Das Einspinnen eines Tieres ist also etwas sehr Gewöhnliches und durchaus verständlich. In unserem Falle wirkt es bloß deshalb so seltsam, weil es während der Kopulation geschieht. Aber wir wissen doch, daß für die Spinne das Sexualobjekt zugleich Objekt des Freßtriebes sein kann, und damit schwindet das Merkwürdige an dem Begattungsmodus von *Xysticus* und *Lathrodectus*. Ich sehe in dem „Fesseln" eine Äußerung des Freßtriebes gegen das Weibchen.

Bezüglich der Biologie von *Lathrodectus* erfahren wir noch von Gerhardt (1928, S. 622), daß die reifen Männchen ebenso wie die Weibchen kuppelförmige Netze bauen; wozu Gerhardt noch bemerkt: „Öfter trifft man aber die Männchen in den Geweben der Weibchen an." Die gewöhnliche Methode der anderen Theridiiden, eine Beute durch Belegen mit Fäden wehrlos zu machen, ist bei *Lathrodectus* etwas modifiziert. Das Opfer wird nämlich zuerst mit dem noch nicht erhärteten aber bald erstarrenden flüssigen Sekret der Spinndrüsen bespritzt. „Erst dann erfolgt das Einspinnen mit gewöhnlichen Fäden, wobei die Spinne immer wieder das Objekt verläßt, um längere Verankerungsfäden zu ziehen. Es ist gewiß merkwürdig, daß eine so giftige Spinne nicht zu allererst von ihrer Giftwaffe Gebrauch macht. Der Biß erfolgt erst, wenn die Beute vollkommen eingesponnen ist."

Es ist gewiß kein Zufall, daß das Anbringen von Verankerungsfäden beim Fesseln des Weibchens wiederkehrt; Gerhardt schreibt (S. 623): „Das Männchen zog Fäden, die es an dem ... Weibchen befestigte, und dann zog es, wieder vom Weibchen weggehend, neue Fäden, die es an der Glaswand verankerte (von mir gesperrt)."

Vergleichen wir die Behandlung des Weibchens mit der eines gewöhnlichen Beutetiers, so fällt uns auf, daß das Fesseln nur einen

Teil der normalen Fanghandlung darstellt; Bespritzen und Giftbiß fallen aus.[1]

Das führt uns zu der Auffassung, daß das Fesseln nur eine Teilbefriedigung des gegen das Weibchen gerichteten Triebes ist. — Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß es sicher nicht zufällig ist, daß das Fesseln des Weibchens gerade bei einer Netzspinne beobachtet wird, bei der das Männchen noch im Zustand der Geschlechtsreife dem Beutefang obliegt, bei dem der Freßtrieb also noch nicht erloschen ist.

Leider ist mir nichts darüber bekannt, ob sich *Xysticus* beim Beutefang auch der Methode des Einspinnens bedient. Wenn das nicht der Fall sein sollte, so wäre hier die Befriedigung des Freßtriebes durch das begattende Männchen eine Regression auf ein phylogenetisch älteres Triebziel.

Nach den Beobachtungen von Bristowe (S. 118) kann das Männchen der Radnetzspinne *Meta segmentata* gelegentlich das Weibchen mit Fäden fesseln, ja, wie eine Beute einspinnen. Dies wird manchmal dann (und nur dann) beobachtet, wenn das Weibchen auf das Werben nicht reagiert — es wäre verständlich, wenn das Objekt des Sexualtriebes im Falle der Versagung zum Objekt des Freßtriebes werden kann.

Eine grundsätzliche Bemerkung sei hier eingeschaltet. Selbst wenn es sich — ganz wider mein Erwarten — einmal herausstellen sollte, daß das Fesseln des Weibchens das Männchen doch in hohem Grade vor dem Tod durch seine Partnerin schützte und insofern auf alte biologische Weise als etwas Zweckmäßiges („Arterhaltendes") erklärt werden könnte, so würde das meine Deutung keineswegs aufheben. Beide Erklärungen könnten sich vielmehr in schöner Weise ergänzen. Ich glaube, hier als Ursache des Fesselns den Freßtrieb des Männchens aufgedeckt zu haben. Wenn die Wirkung dieser Ursache eine solche ist, daß sie zur Erhaltung der Art beiträgt, so ist das eine Sache für sich. Ich sage dies, weil man biologische Vorgänge oft allzu einseitig betrachtet und vergißt, daß sie ihr ganzes Wesen erst offenbaren, wenn man sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus untersucht.

Für eine mutmaßliche Äußerung des Freßtriebes gegen das Weibchen möchte ich nun ein weiteres Beispiel anführen.

Eine Anzahl Spinnenmännchen pflegen das Weibchen während der Begattung

1) Gerhardt bemerkt zwar, daß das Männchen nach dem Umspinnen des Weibchens „mit seinen Cheliceren am stark vorspringenden vorderen Randwulst der Epigyne herumzubeißen" begann, aber man kann darin höchstens eine Andeutung des Giftbisses sehen.

mit den Cheliceren zu packen oder diese Organe gegen den Körper des Weibchens anzupressen. Man erklärt solches Verhalten teleologisch als ein Mittel zum Haltfassen und zur Erleichterung der Tasterinsertion. Wenn diese Erklärung auch in manchen Fällen gezwungen erscheinen mag — es sei einmal zugegeben, sie sei richtig. Aber dann bleibt immer noch die Frage, warum gerade diese Mittel zur Erleichterung der Tasterinsertion angewandt wird, obwohl doch noch viele andere möglich wären.

Ich sehe in dem Packen des Weibchens mit den Cheliceren eine Teilbefriedigung des männlichen Freßtriebes, ganz analog derjenigen bei *Xysticus* und *Lathrodectus*. Es ist bekannt, daß das Beißen mit den Cheliceren von den Spinnen allgemein dazu angewandt wird, ein Opfer zu töten. Selbst Spinnen, die ihr Opfer mit Spinnfäden wehrlos machen, pflegen es auch noch zu beißen. Es muß wohl nicht eigens betont werden, daß das Zupacken des Männchens und vollends das bloße Anstemmen der Cheliceren bei der Begattung stark abgeschwächte Formen des sonst tödlichen Bisses darstellen; Interessanterweise handelt es sich bei dieser Gewohnheit gerade um Arten mit geringem Größendimorphismus oder gar um einen solchen zugunsten des Männchens *(Harpactes hombergi)*, also um Formen, bei denen das Weibchen um so eher als Objekt des Freßtriebes in Frage kommt.

Die Tatsachen sind in Kürze folgende.

Das Männchen von *Atypus muralus* stemmt sich mit geöffneten Cheliceren gegen das Weibchen an, und zwar gegen dessen Sternum. (Die Cheliceren dienen hier vielleicht zum Haltfassen.) (Gerhardt, 1929, S. 732.) Ähnlich bei der Araneide *Meta segmentata* (Osterloh, auch Gerhardt, siehe Gerhardt, 1926, S. 57), bei der das Männchen ebenfalls seine Cheliceren gegen das Sternum des Weibchens anpreßt.

Das Männchen der Dysderiden *Dysdera* und *Harpactes hombergi* packt das Weibchen mit den Kiefern an der Bauchhaut und führt dann die Taster ein (Gerhardt, 1923, S. 111). Ähnlich bei *Segestria* (Gerhardt, 1927, S. 154) und *Pholcus phalangioides* (Gerhardt, 1930, S. 208). Bei *Scytodes* sind die Stellen, an denen die Kiefer einschlagen, eigens als kleine Gruben vorgebildet (Monterosso, Gerhardt, siehe Gerhardt, 1930, S. 208). Auch bei *Microcommata virescens* beißt das Männchen (in drei von vier beobachteten Fällen) in das Weibchen, einmal nach einem kurzen Kampf (Bristowe, 1926).

Bei Tetragnathiden *(Tetragnatha, Pachygnatha)* endlich vollzieht sich die Begattung so, daß das Männchen ohne alle Werbung die geöffneten Cheliceren des Weibchens mit seinen eigenen riesigen Kiefern umfaßt (Gerhardt, 1921, S. 150 bis 152). Die Kiefer der *Tetragnatha*-Männchen sind so mächtig entwickelt, daß man den Zusammenhang zwischen ihrer Gestaltung und dem Gebrauch bei der Begattung nicht übersehen kann. Gerhardt (1921, S. 151) sieht sie daher auch als „ein unmittelbares Hilfsorgan bei der Begattung“ an.

Diese Organe und die Chelicerengruben der *Scytodes*-Weibchen sind wohl als Folge der eigentümlichen Begattungsmodi entstanden, und so können wir sie letzten Endes als morphologische Auswirkungen der Äußerung des Freßtriebes gegen das Weibchen ansehen. Wir wollen aber die Untersuchung darüber, wie sich Triebäußerungen morphologisch manifestieren, vorläufig verlassen und uns zunächst der Behandlung einer der allerseltsamsten Erscheinungen der Sexualbiologie der Spinnen zuwenden.

Die äußere Versagung

Es war lange Zeit ein großes Rätsel, wie das Sperma aus den Hoden in die Tasterbulbi gelangt. Eine anatomische Verbindung zwischen den beiden Organen war nicht nachzuweisen — wäre ja auch eine glatte Unmöglichkeit. Aber als Menge im Jahre 1843 den wahren Sachverhalt entdeckt hatte, fand sein Fund zunächst wenig Anklang, so sonderbar und merkwürdig ist die Art und Weise, wie das Spinnenmännchen seine Taster mit Sperma füllt. Heute wissen wir über diesen Vorgang, namentlich wieder durch die hervorragenden Untersuchungen von Gerhardt, ausgezeichnet Bescheid. Gerhardt allein hat die Tasterfüllung an über siebzig Spinnenarten beobachtet, obwohl der Vorgang nur sehr schwer zu sehen ist (siehe besonders Gerhardt, 1924 a, S. 168 bis 190).

Einige Zeit nach der letzten Häutung, also derjenigen Häutung, die das Männchen geschlechtsreif macht, bemächtigt sich des Tieres eine große Unruhe: es schickt sich an, seine nunmehr zu Kopulationsorganen ausgebildeten Taster mit Sperma zu füllen. Zunächst wird ein sogenanntes Spermagewebe hergestellt. Das ist ein kleines flächenförmiges, meist annähernd horizontal stehendes Gespinst, das an einer Stelle eine leicht konkave freie Kante mit verstärktem Rand trägt. (Die Abbildung Gerhardt, 1924 a, S. 183, Abb. 10 zeigt verschiedene Typen solcher Gespinste.) Nachdem die Spinne eine Zeitlang an ihren Tastern gekaut hat, beginnt sie, eine Anzahl mehr oder weniger parallel verlaufender oder eine Gabel bildender Fäden zu ziehen, zwischen denen eine Schicht zarter, lockerer Fäden angebracht wird. Die Fläche weist, wie erwähnt, immer eine Kante auf, wo das Gewebe durch einen dicken Faden verstärkt ist. Beim Spinnen hält das Tier seinen Körper entweder in normaler Lage, also Bauchfläche nach unten (z. B. Linyphiiden, Salticiden) oder es webt mit der Rückfläche nach unten hängend. Bei vielen Arten hält das Tier während des Spinnens und der nachfolgenden Vorgänge mit den Spitzen des kurzen dritten Beinpaares die Kante des Spermagewebes straff gespannt. Gleich nach Fertigstellung des Gewebes erfolgt die Spermaabgabe. Das Tier „reibt und klopft ... unter Zeichen lebhafter Erregung seine (weit vorgepreßte) Geschlechtsöffnung gegen den freien Gespinstrand, bis schließlich aus ihr ein Spermatropfen austritt, der an dem

Gewebe hängen bleibt, und zwar auf der Oberseite der freien Kante in deren Mitte" (Gerhardt, 1923 a, S. 20, 26). Nach den Untersuchungen von Campbell an *Tegenaria intricata* ist die Umgebung der Geschlechtsöffnung mit Sinnespapillen besetzt, so daß das Reiben des Abdomens gegen das Gespinst offenbar den Sinn einer Reizung dieser Papillen hat.

Nach der Ejakulation begeben sich viele Spinnen, die vorher über dem Gewebe, mit der Bauchfläche nach unten also, gesessen hatten, auf die Unterseite des Gewebes (z. B. Linyphiiden). Nun wird das Sperma in die Tasterbulbi aufgesaugt, entweder durch direktes Eintauchen des Embolus in den Tropfen selbst oder durch das Gewebe hindurch. Das Tier bringt bei den meisten Arten die Taster abwechselnd in den Tropfen, nur bei wenigen Arten beide gleichzeitig (Tetragnathiden). Im ersten Falle tippen die Taster immer nur kurz in den Tropfen hinein, oder sie werden länger hineingehalten und machen dann klopfende oder vibrierende Bewegungen. In seltenen Fällen wird der Spermatropfen vom Gewebe abgehoben und so an den Tastern hängend aufgesaugt (*Pachygnatha*, Gerhardt, 1924 a, S. 126; *Tetragnatha nigrita*, Gerhardt, 1928, S. 651).

Es gibt einige bemerkenswerte Ausnahmen von der geschilderten Art der Spermaaufnahme. Einige Spinnen ziehen zunächst einige regellose Fäden (das scheint nicht bei allen der Fall zu sein) und ergreifen dann mit dem dritten Beinpaar ein Stück eines besonders starken. Diesen Spermafaden reiben sie über die Geschlechtsöffnung hin und her, bis ein Spermatropfen austritt, der am Faden hängen bleibt. Nun wird der Faden nach vorn geführt, die Cheliceren nehmen den Tropfen ab, und die Taster saugen ihn von dort aus auf (Pholciden, z. B. Gerhardt, 1927, S. 149; *Scytodes*, Gerhardt, 1930, S. 202). *Oecobius* verhält sich ähnlich, nur daß die Cheliceren den Tropfen direkt von dem hier flachen, zeltförmigen Spermagespinst aufnehmen (Gerhardt, 1928, S. 590). Für *Palpimanus* endlich ist charakteristisch, daß die Geschlechtsöffnung vor der Benutzung des Spermafadens mit dem vierten Beinpaar bestrichen wird, und daß der Spermatropfen von den Tastern direkt abgehoben wird, ohne daß die Cheliceren ihn ergreifen (Gerhardt, 1927, S. 102).

Sehr wichtig ist die Kenntnis der zeitlichen Beziehungen zwischen Spermaaufnahme und Kopulation. Es findet wohl bei keiner Art nur ein einziges Mal Spermaaufnahme statt; in der Gefangenschaft wenigstens wird dieser Vorgang öfter wiederholt, wenn die Spinne Gelegenheit hat, zu kopulieren.

Die erste Tasterfüllung nach der Reifehäutung erfolgt wohl immer spontan, ohne daß also die Anwesenheit eines Weibchens nötig wäre. Auch später ist die Anwesenheit eines Weibchens nicht erforderlich, damit Tasterneufüllung nach der Kopulation vorgenommen wird. Doch macht *Hoplopholcus forskåli* eine bemerkenswerte Ausnahme. Hier hat Gerhardt (1924 a, S. 146) die Spermaaufnahme als Reaktion auf die Berührung mit einem Weibchen beobachtet. Ob sie nur auf diesen Reiz eintritt, ist unbekannt.

In den allermeisten Fällen werden nun erst nach Ablauf einer geschlossenen Begattungshandlung — die ja aus vielen mehr oder weniger schnell aufeinander

folgenden Insertionen der beiden Taster bestehen kann — die Taster neu gefüllt. Bei Dysderiden vergehen aber erst eine Anzahl von Begattungen, bis Neufüllung eintritt. Die Zeit zwischen Kopulation und Tasterneufüllung ist nach den Arten verschieden, doch für ein und dieselbe Art ziemlich konstant. Häufig sind Zeiten von einer halben bis eineinhalb Stunden, manchmal sind sie aber bedeutend kürzer, oft auch viel länger, so daß Kopulation und Tasterneufüllung zwei ganz von einander getrennte Prozesse sind. Nach der Neufüllung vergehen ein oder mehrere Tage — je nach der Spezies — bis eine neue Kopulation unternommen wird. Wie oft die Männchen in der Natur zur Kopulation gelangen, ist unbekannt. In der Gefangenschaft können sie jedenfalls wiederholt Begattungen ausführen (siehe besonders Gerhardt, 1921, S. 123ff.).

Abweichende Beziehungen zwischen Spermaaufnahme und Kopulation finden sich besonders bei den Linyphiiden, Micryphantiden und bei *Theridium varians* unter den Theridiiden; hier werden die Taster in den Pausen zwischen den Begattungen neugefüllt (siehe besonders Gerhardt, 1924a, S. 172ff.; 1925, S. 580ff.). Das Linyphiiden-Männchen füllt nach stundenlanger (bei *Leptyphantes nebulosus* beispielsweise neunstündiger) Kopulation mit vielen Hunderten Einzelinsertionen der Taster seine Bulbi neu auf und setzt dann alsbald die Begattung fort. Es beißt, ähnlich wie einige Spinnen anderer Familien, ein Loch in das Netz seines Weibchens, spinnt ein Spermagewebe hinein und setzt sofort nach der Spermaaufnahme die Kopulation fort. Bei manchen Arten wird das Spermagewebe außerhalb des Netzes angelegt. Nachdem die Begattung eine Weile fortgesetzt worden ist, wird sie abermals unterbrochen, und es erfolgt wiederum Spermaaufnahme, und so kann es nochmals wiederholt werden, bis das Männchen schließlich völlig erschöpft ist. Außer bei Linyphiiden beobachtet man so auch bei *Erigone* im ganzen dreimalige Tasterfüllung, bei *Theridium varians* siebenmalige. Bei diesen letzteren und bei Gongylidium wird zu jeder Spermaaufnahme ein neues Spermagewebe angefertigt, während bei Linyphiiden dasselbe Spermagewebe — oft nach leichtem Überspinnen — auch zum zweitenmal benutzt wird. Die Tätigkeit des Männchens erschöpft sich nun keineswegs in einer einzigen solchen langen Begattungshandlung, sondern es kann mehrere ausführen.

Es sei an dieser Stelle bemerkt, daß man beim Lesen der Beobachtungsprotokolle sehr oft den Eindruck hat, als könnten die vielen Tasterinsertionen hier und bei anderen Spinnen unmöglich nur ihrer eigentlichen Aufgabe — der Spermaübertragung — dienen; diese muß schon recht bald erledigt sein. Von Interesse ist hier eine Beobachtung von Locket an *Theridium varians* (Savory, 1928, S. 226/227). „Es scheint wahrscheinlich, daß nur die ersten zwei bis drei langen Tasterinsertionen wirklich wirksam sind, und daß die zahllosen folgenden kurzen Insertionen . . . nur deshalb vorgenommen werden, weil sie für das Männchen lustvoll *(pleasurable)* sind.“

Soviel über die Tatsachen der Spermaaufnahme. Man sieht, daß wir über die Vorgänge selbst sehr gut unterrichtet sind. Aber man kann nicht sagen,

daß auch nur der Schatten einer Erklärung auf diese Tatsachen gefallen wäre. Zwar hat man wohl darüber Überlegungen angestellt, auf welchem Wege die Tasterfüllung aus der gewöhnlichen Art der Spermaübertragung bei der Begattung entstanden sein könnte — aber warum die Entwicklung gerade diese und keine andere Richtung eingeschlagen hat, ist vollkommen unbekannt.

Sogar die sonst so gute Dienste leistende teleologische Erklärungsweise kann unser Problem nicht klären. Denn es ist natürlich unmöglich, die Auflösung der Spermaejakulation und der Kopulation in zwei getrennte Vorgänge als ein Mittel anzusehen, das zur Erreichung des Zweckes besonders geeignet wäre. Ist es doch leicht, einzusehen, daß eine direkte Übertragung des Spermas, wie sie bei den anderen Tieren stattfindet, eher schneller und sicherer zum Ziele führen muß als das umständliche Verfahren der Spinnen.

Entsinnen wir uns der Feststellungen über die Differenzen in der Triebstärke in der männlichen und in der weiblichen Spinne! Wir haben gesehen, daß im Männchen ein übermächtiger Sexualtrieb für einen schwachen Freßtrieb dominiert, während im Weibchen umgekehrt ein relativ sehr starker Freßtrieb über einen schwachen Sexualtrieb vorherrscht. Daraus ergaben sich ja bei der Vereinigung der Geschlechter zum Zwecke der Kopulation die Triebkonflikte, die wir untersucht haben. Einen Punkt aber haben wir noch nicht genügend gewürdigt. Die Schwäche des Sexualtriebes des Weibchens führt ja so oft zu einer vergeblichen Werbung des Männchens! Der Sexualtrieb des Männchens erreicht also sein Objekt nicht, er erfährt die „Versagung". Nun erlischt aber ein Trieb infolge Versagung keineswegs, er sucht — bildlich zu sprechen — nach einem Ausweg, auf dem ihm seine Befriedigung möglich ist. Welchen Ausweg hat der Sexualtrieb des Spinnenmännchens gefunden? Nach meiner Ansicht die Ejakulation des Spermas auf ein Spermanetz.

Ich möchte darauf hinweisen, daß man bei der Lektüre der Beobachtungsberichte der Forscher den Eindruck erhält, daß es sich bei der Verweigerung der Begattung durch das Weibchen um ein sehr gewöhnliches Vorkommnis handelt, so daß ich vermuten möchte, daß in der Natur Spinnenmännchen mitunter infolge des Verhaltens der Weibchen überhaupt nicht zur Begattung gelangen. Aber zur Begründung der angedeuteten Hypothese ist das nicht einmal von entscheidender Bedeutung; denn eine relativ seltene Versagung würde schon alles verständlich machen. Ich stelle mir nun als Ausgangspunkt der Entwicklung des Modus der Spermaaufnahme des Spinnenmännchens die Ejakulation des Spermas auf irgendeinen Gegenstand durch Männchen vor, deren Werben erfolglos geblieben ist.

Ehe ich diese Hypothese weiter ausführe, ist es nötig, einige Gedankengänge anderer zu erörtern. Ich meine die Hypothesen über den Weg, auf dem sich die Isolierung der Spermaejakulation von der eigentlichen Begattung vollzogen hat (siehe Montgomery, 1903, S. 136ff.; Gerhardt, 1921, S. 231ff.).

Montgomery geht von der Tatsache aus, daß das *Limulus*-Männchen — er sieht *Limulus*[1] *„as a true araneid"* an — bei der Begattung mit seinen Tastern das Weibchen festhält und glaubt, daß auch die Taster der Araneen ursprünglich zum Festhalten des Weibchens bei der Kopulation gedient haben. Sie hielten das Weibchen in der Gegend der Geschlechtsöffnung fest, bildeten allmählich akzessorische Haftfortsätze aus, und stellten zusammen schließlich „eine Röhre zur Leitung der Spermaflüssigkeit von der Geschlechtsöffnung des Männchens zu der des Weibchens" dar. Dann gaben die Taster ihre Funktion als Haftorgane ganz auf, die sie an die Beine abtraten, und wurden zu reinen Kopulationsorganen. Endlich lösten sich die Spermaaufnahme und die Kopulation als selbständige Vorgänge voneinander.

Gegen diese Hypothese führt Gerhardt einige Gründe an, von denen mir am wichtigsten der scheint, daß man keinem noch so primitiven Spinnentaster eine ehemalige Funktion als Haftorgan ansehen könne.

Montgomery läßt dann noch eine andere Hypothese zu. „Die Pedipalpen können . . . dazu benutzt worden sein, während des Aktes der Kopulation Spermatropfen von der Geschlechtsöffnung des Männchens nach derjenigen des Weibchens zu übertragen; später konnte das Männchen sein Sperma während der Kopulation auf das Netz absetzen und es dann mit den Palpen auf das Weibchen übertragen; noch später würde das Versehen der Taster mit Sperma ein von der Kopulation unabhängiger Akt geworden sein." Gerhardt stimmt dieser Hypothese zu und stellt sich ergänzend vor, daß die Männchen ursprünglich allgemein — wie noch jetzt vereinzelt — mit den Cheliceren das Weibchen an der Bauchhaut gepackt hielten und in dieser Stellung die Spermaeinführung mit den Tastern stattgefunden hätte.

Was das Zwischenstadium mit Absetzen des Spermas während der Kopulation auf den Boden angeht, so ist derartiges in der Verwandtschaft der Spinnen noch heute zu beobachten. Bei Pseudoskorpionen setzt das Männchen während des Paarungsspiels einen Spermophor auf den Boden, der vom Weibchen aktiv in die Geschlechtsöffnung aufgenommen wird. Bei Solifugen stopft das Männchen den auf den Boden abgesetzten Spermaklumpen mit den Cheliceren in die Vulva des in einen Starrezustand verfallenen Weibchens hinein.

1) Ein Arthropode, den man in den Verwandtschaftskreis der Spinnentiere stellen kann.

Es ist kein Zweifel, daß diese Beobachtungen an Spinnentieren der Grund waren, bei den Araneen ein Übergangsstadium ähnlich dem der Solifugen anzunehmen. Andere Gründe sind jedenfalls nicht ersichtlich. Deshalb brauchen wir auch keine zu widerlegen, wenn wir bestreiten, daß das gesamte Zwischenstadium jemals bei den echten Spinnen existiert hat.

Damit kommen wir zu unserem Ausgangspunkt zurück. In Übereinstimmung mit den zitierten Forschern nehmen wir zunächst an, daß die Begattung der Spinnen sich ursprünglich so vollzogen hat, daß das Sperma während der Kopulation selbst aus der männlichen in die weibliche Geschlechtsöffnung gelangte. Ob dabei die Taster erst Haftorgane waren, oder ob sie gleich als Übertragungsorgane funktionierten, kann hier nicht entschieden werden, ist auch ohne große Bedeutung in unserem Zusammenhang. Weiterhin folgen wir den Autoren in der Annahme, daß sich Spermaejakulation und Kopulation allmählich voneinander getrennt haben und selbständige Prozesse geworden sind. Während aber bisher kein Grund dafür angegeben worden ist, weshalb sich diese Akte voneinander getrennt haben, nehmen wir an, daß das in der Versagung des Sexualtriebes seine Ursache hat. Wir stellen uns also vor, daß in phylogenetischer Vorzeit infolge der Verweigerung der Begattung seitens des Weibchens die Spinnenmännchen immer mehr dazu übergingen, das Sperma irgendwohin, vom Weibchen entfernt, abzusetzen. Wenn sie sich dann abermals einem Weibchen näherten und diesmal zur Begattung gelangten, so brauchten sie die Taster nicht mehr zu füllen, da sie schon Sperma enthielten. Und so wurden Tasterfüllung und Kopulation allmählich selbständige Akte.

In diesem Zusammenhange sind Beobachtungen von Interesse, die Feuerborn an bestimmten Insekten, Psychodiden, gemacht hat. Diese Tiere haben wie die Spinnen komplizierte Werbespiele. Er beobachtete an diesen Tieren, daß die Männchen mitunter, etwa wenn die Weibchen nicht begattungsbereit sind, in großer Erregung miteinander oder „sogar an der Glaswand des Gefäßes zu kopulieren" versuchen (S. 75).

Wenn wir jetzt auf die Frage der Entstehung der Taster als Kopulationsorgane in ihrer heutigen Form noch kurz eingehen, so dürfen wir annehmen, daß die Trennung von Spermaejakulation und Kopulation auf die Entwicklung dieser Organe von großem Einfluß gewesen ist. Wenn die Taster ursprünglich zur Entnahme des Spermas aus der männlichen Geschlechtsöffnung und sofortigen Übertragung in die weibliche eingerichtet waren, so wurden sie später immer mehr zu Reservoiren zur Daueraufbewahrung umgebildet. Man sieht hier, wie sich die Triebversagung schließlich auch morphologisch auswirken kann.

Eine Frage bleibt nun noch ziemlich dunkel, nämlich die nach den Ursachen der Entstehung des Spermanetzes. Warum wird das Sperma nicht an irgend einen Gegenstand abgesetzt — wie man es noch in seltenen Ausnahmefällen gelegentlich beobachtet — sondern gerade an ein Spermagewebe? Hierauf kann ich keine befriedigende Antwort geben, und es hat keinen Zweck, der Phantasie freien Lauf zu lassen.

Suchen wir uns nun zum Schluß über das eigentliche Endresultat der Triebversagung klar zu werden! Was ist schließlich erreicht worden durch die Auflösung des ursprünglich einheitlichen Aktes der Kopulation in Spermaejakulation und Spermaübertragung? Ich möchte hier an einen Gedankengang von Brun (1923) anknüpfen. Brun hat in seiner für mich sehr eindrucksvollen Arbeit zum ersten Male auf die große Bedeutung des „Lustprinzips" für die Stammesentwicklung hingewiesen. Er zeigt am Beispiel von Ameisen, daß die Entwicklung dieser Tiere die Richtung einer Steigerung des Lustgewinnes einschlug und noch beibehält, ungeachtet des die Rücksicht auf die „Erhaltung der Art" vertretenden „Realitätsprinzips", d. h. gleichgültig, ob die Befolgung des Lustprinzips die betreffende Ameisenart schließlich zugrunde richtet und zum Aussterben bringt. So haben manche Ameisenarten den Instinkt entwickelt, *Lomechusa*-Larven (Käfer) unter Vernachlässigung ihrer eigenen Brut zu pflegen, weil sie ihnen ein besonders wohlschmeckendes Exudat liefern, und obwohl diese Tiere schließlich die ganze Kolonie zerstören können und das Leben der Art in Frage stellen. Kehren wir jetzt zu der eben aufgeworfenen Frage zurück, so erkennen wir, daß auch im Falle der Spinnen das Lustprinzip seine Gültigkeit hat; das Ergebnis des eigentümlichen Modus der Tasterfüllung ist Lustgewinn. Tiere, die sonst vielleicht nie das Sexualziel erreicht hätten, erreichen es nunmehr in der Spermaejakulation wenigstens in einer Hinsicht, und diejenigen, die zur Begattung gelangen, erreichen ihr Sexualziel, da es ja in zwei Ziele aufgespalten ist, doppelt.

Was aber den Sieg des Lustprinzips über das Realitätsprinzip angeht, so kann man in den Fällen mit extremer „Feindschaft" der Weibchen gegen die Männchen vollkommene Analoga zu den von Brun angeführten Beispielen von Ameisen sehen. Es ist möglich, daß die Befriedigung des Freßtriebes des Weibchens nach längeren Epochen einzelne Spinnenarten zum Aussterben gebracht haben wird.

Verzeichnis derjenigen Literatur, auf die ausdrücklich Bezug genommen wird

Bristowe, W. S.: 1926, The mating habits of British Thomisid and Sparassid Spiders. Ann. Mag. Nat. Hist. 18.

Brun, R.: 1923, Selektionstheorie und Lustprinzip. Int. Ztschr. f. Psychoanalyse. 9. Jahrg.

Ders.: 1926, Experimentelle Beiträge zur Dynamik und Ökonomie des Triebkonfliktes (Biologische Parallelen zu Freuds Trieblehre). Imago, Bd. 12.

Feuerborn, H. J.: 1922, Der sexuelle Reizapparat (Schmuck-, Duft- und Berührungsorgane) der Psychodiden, nach biologischen und physiologischen Gesichtspunkten untersucht. Arch. f. Naturgeschichte, Abt. A, Jahrg. 88.

Gerhardt, U.: 1911, Studien über die Kopulation einheimischer Epeiriden. Zool. Jahrb., Abt. f. Syst. 31.

Ders.: 1921, Vergleichende Studien über die Morphologie des männlichen Tasters und die Biologie der Kopulation der Spinnen. Versuch einer zusammenfassenden Darstellung auf Grund eigener Beobachtungen. Arch. f. Naturgesch., Abt. A, Jahrg. 87.

Ders.: 1923 a, Araneina, in Biologie der Tiere Deutschlands. Ed.: P. Schulze, Lief. 4, Teil 20.

Ders.: 1923 b, Weitere sexualbiologische Untersuchungen an Spinnen. Arch. f. Naturgesch., Abt. A, Jahrg. 89.

Ders.: 1924 a, Weitere Studien über die Biologie der Spinnen. Arch. f. Naturgesch., Abt. A., Jahrg. 90.

Ders.: 1924 b, Neue Studien zur Sexualbiologie und zur Bedeutung des sexuellen Größendimorphismus der Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 1.

Ders.: 1926, Weitere Untersuchungen zur Biologie der Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 6.

Ders.: 1927, Neue biologische Untersuchungen an einheimischen und ausländischen Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 8.

Ders.: 1928, Biologische Studien an griechischen, korsischen und deutschen Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 10.

Ders.: 1929, Zur vergleichenden Sexualbiologie primitiver Spinnen, insbesondere der Tetrapneumonen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 14.

Ders.: 1930, Biologische Untersuchungen an südfranzösischen Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 19.

Menge, A.: 1866—1879, Preußische Spinnen. Schriften d. Naturf.-Ges. Danzig. Neue Folge.

Meyer, E.: 1928, Neue sinnesbiologische Beobachtungen an Spinnen. Ztschr. f. Morphol. u. Ökol. d. Tiere, Bd. 2.

Montgomery, Th. H.: 1903, Studies on the habits of Spiders, particularly those of the mating period. Proc. Acad. nat. Sc. Philadelphia, Vol. 55.

Osterloh, A.: 1922, Beiträge zur Kenntnis des Kopulationsapparates einiger Spinnen. Ztschr. f. wiss. Zool., Bd. 119.

Peters, H.: 1931, Die Fanghandlung der Kreuzspinne Epeira diademata Cl. Experimentelle Analysen des Verhaltens. Ztschr. f. vergl. Physiol., Bd. 15.

Petrunkevitch, A.: 1911, Sense of sight, courtship and mating in Dugesiella hentzi (Girard), a Theraphosid Spider from Texas. Zool. Jahrb., Abt. Syst. 31.

Savory, Th. H.: 1928. The Biology of Spiders. London.

Die platonische Liebe

Von

Hans Kelsen

Köln

II. Kratos

Inhalt: § 11. Der Wille zur Macht bei Sokrates. — § 12. Tugend ist Wissen: eine Ideologie der Paideia. — § 13. Das Daimonion. — § 14. Der Drang zur Paideia und Politeia bei Platon. — § 15. Platon als Politiker. — § 16. Der „tyrannische Charakter" und die Figur des Kallikles. — § 17. Platons Herrschaftsanspruch in der „Politeia". — § 18. Platons Herrschaftsanspruch im „Politikos" und in den „Nomoi". — § 19. Das Syrakusaner Abenteuer.

§ 11. Der Wille zur Macht bei Sokrates. Es ist von größter Bedeutung, daß Platon auch in der Rede der Diotima den sozialen Charakter seines unter dem Vorwurf der Gesellschaftsfeindlichkeit stehenden Eros hervorhebt. Aus dem Munde der Seherin läßt er verkünden, daß die schönsten Kinder des in der Seele zeugenden geistigen Eros nicht so sehr Dichtungen oder Werke der bildenden Kunst, als vielmehr gesellschaftliche Ordnung, Staatsverfassungen, Gesetze, Werke der Gerechtigkeit sind. „Weitaus die größte und schönste Erkenntnis" — und Erkenntnis ist es, was der Seele gemäß ist zu zeugen und zu empfangen — „ist die für Ordnung der Städte und Haushaltungen, die den Namen hat: Besonnenheit und Gerechtigkeit". Und unter den „unsterblichen Kindern", die zurückzulassen wertvoller ist als leiblich-sterbliche, nennt er die Gesetze Solons und die Kinder, die „Lykurgos zurückließ in Lakedämon zu Rettern von Lakedämon und, um es zu sagen, von Hellas".[1] Das ist ein höchst persönliches Bekenntnis Platons, denn das sind die Kinder, deren Zeugung sein Eros in ihm auslösen wollte: die richtige Erziehung der Jugend, die besten Gesetze, die gerechte Ordnung des Staates. Hier enthüllt sich aufs deutlichste der innere Zusammenhang, der zwischen dem platonischen Eros und seinem Willen zur Macht über Menschen, seiner erotischen und seiner pädagogisch-politischen Leidenschaft besteht.[2]

Diese Verbindung von Eros und Kratos hat Platon schon in Sokrates oder, besser gesagt, so hat er sich selbst in Sokrates gesehen und dargestellt.

1) Symposion 27 (209 St.).

2) Hildebrandt: Übersetzung von Platons Gastmahl (Philos. Bibl., Bd. 81, 2. Aufl.), Einleitung, S. 37: „Als Diotima von den geistigen Schöpfern spricht, da legt sie die Betonung nicht auf die Dichter und Künstler, sondern auf die Gesetzgebung. Lykurgos Gesetze nennt sie Retter Griechenlands. Da reckt sich Plato auf, in dem damals die Bücher vom Staate reifen und der noch die Hoffnung hatte, der Soter von Griechenland zu werden."

Volk erscheint; aber du mußt sie ihm abreißen, um sein wahres Antlitz zu schauen."[1] Und doch ist dieser grausame Zerstörer von Illusionen dabei selbst nicht ohne Illusion. Das ist es ja, was ihn von den Sophisten trennt, daß er ihre rationalistische Methode mit einem höchst irrationalen Ziel zu verbinden sucht. Was jene leugnen, das gerade ist es, woran er glaubt und was er immer wieder mit dem größten Nachdruck behauptet: der absolute Wert, das Gute, das Gerechte; wenn er es auch nicht beweist, mit seiner rationalen Methode nicht beweisen kann und schließlich und endlich auch zugibt, es nicht beweisen zu können. (Das ist ja der eigentliche Grund seines Nicht-Wissens, daß das, was er wissen möchte, nicht gewußt werden kann, weil es jenseits des rationalen Bereiches liegt, auf den ihn seine Methode der logischen Begriffsbildung beschränkt.) Aber es kommt ihm auch gar nicht darauf an, irgendeine sachliche Lehre positiv zu begründen. Hat er es doch nicht einmal der Mühe wert gefunden, eine solche niederzuschreiben und der Nachwelt zu hinterlassen. Und wie er im Grunde nichts anderes wollte, als durch die unmittelbare Einwirkung seiner mündlichen Rede sich Menschen zu erobern, so hat er auch nur als Mensch durch sein Menschentum gesiegt.

§ 12. Tugend ist Wissen: eine Ideologie der Paideia. Daß in Sokrates — oder, was dasselbe ist, schon im jugendlichen Platon — der Wunsch, über Menschen zu herrschen, stärker war, als das Bedürfnis, die Welt zu erkennen, das zeigt deutlicher als alles die seltsame These, die er mit so großem Nachdruck vertritt und die das Um und Auf der ganzen sokratischen Ethik darstellt: Tugend ist Wissen. Nicht das ist an ihr das Seltsamste, daß sie, die so durch und durch sophistisch ist, von einem Sophistengegner vertreten wird, auch das nicht, daß ihre Entwicklung in einem Zirkel verläuft.[2] Die Tugend ist nämlich für Sokrates das Gute oder Gerechte; und dieses kann doch wohl, wenn es ein Wissen sein soll, nicht eher als bestimmt gelten, als das Objekt dieses Wissens feststeht. Denn es gibt doch mancherlei Wissen, das mit der Tugend, dem Guten oder Gerechten, offenbar nichts zu tun hat. Auf die Frage nach dem Objekt des Wissens aber, das die Tugend, das Gerechte, das Gute sein soll, kann man keine andere Antwort erhalten als: das Gute, das Gerechte. Die Tugend ist das Wissen um die Tugend, das Gute das Wissen des Guten, und gerecht ist, wer das Gerechte weiß. Aber seltsamer noch als dies, daß ein so scharfer Denker wie Sokrates sich mit solchem Ergebnis zufriedengibt,

1) Alkibiades XXVII (132 St.).
2) Vgl. dazu Natorp: Platons Ideenlehre. 2. Aufl. 1921. S. 189.

ist doch der offenbare Widerspruch, in dem die Gleichsetzung von Tugend und Wissen zu der einfachsten Erfahrung des täglichen Lebens steht, das immer wieder zeigt, wie wenig es nützt, zu wissen, was man tun soll, wenn man zu schwach ist, es auch zu wollen. Daß der Geist zwar stark, das Fleisch aber schwach, das kann schlichter, interesseloser Erkenntnis nicht verborgen bleiben. Aber: daß niemand freiwillig das Böse tut, weil, wer das Gute weiß, es auch will: das ist nur scheinbar Intellektualismus. Darin äußert sich in Wahrheit der Primat der praktischen vor der theoretischen Vernunft. Das kann nur der glauben, für den es kein vom Wollen unabhängiges Erkennen gibt, weil für ihn alles Erkennen nur dem Wollen, dem richtigen Handeln dient, weil Theorie nur als Mittel der Praxis in Betracht kommt. Wenn Platon und insbesondere sein Sokrates diese Lehre von der Identität der Tugend mit dem Wissen aufrechterhalten, so darum, weil sie eine Rechtfertigung ist der seelischen Grundhaltung beider. Nur der Primat des Wollens gegenüber dem Erkennen gründet die Tugend auf dem Erkennen; jeder Primat des Erkennens gegenüber dem Wollen auf dem Wollen. Und es ist nicht bloß paradox, sondern hat seinen tieferen Sinn, daß sich Erkennen und Wollen die Tugend gegenseitig zuschieben. Denn wahre und reine Erkenntnis ist sich ihrer Grenzen bewußt und vermißt sich schon darum nicht, die Grundlage der Tugend zu sein. Das Wollen aber als Wille zur Macht braucht eine Legitimation für die ewig problematische Tatsache der Herrschaft von Mensch über Mensch; und findet sie in der Vorstellung, daß Menschen beherrschen soviel bedeutet wie: Menschen bessern, d. h. aus bösen in gute verwandeln, sie tugendhaft und damit glücklich machen. Darum muß Glück identisch sein mit Tugend, darum kann ein glückliches Leben nur ein tugendhaftes sein, und darum muß Tugend — vom Herrschenden auf den Beherrschten — übertragbar sein. Übertragbar ist aber erfahrungsgemäß weder Wollen noch Fühlen, übertragbar ist nur Wissen. Darum muß Tugend Wissen, muß Tugend lehrbar sein. Und so liefert dieser Grundsatz die Rechtfertigung der sokratischen Pädagogik. Paideia nämlich ist die soziale Gestalt, in der sich des Sokrates Eros wie Machtwille entfaltet. Er strebt nicht ins Weite und Allgemeine, er beschränkt sich auf einen kleineren Kreis; nicht den Willen der Erwachsenen will er beugen, will er formen, nicht regieren, sondern erziehen ist sein Ziel. Wie sein Eros, so ist auch sein Drang zum Kratos im Grunde verkümmert, und so bleibt seine Leidenschaft gleichsam im Pädagogischen stecken. Immer wieder beteuert Sokrates, daß er mit dem Staate nichts zu tun haben wolle, daß er kein Interesse für Politik

habe.[1] Daß er dennoch politisch gewirkt hat, lag vermutlich gar nicht in seiner direkten Absicht. Aber er zögerte auch nicht, aus seinem Grunddogma, Tugend sei lehrbares Wissen, die antidemokratische Konsequenz zu ziehen, daß jeder nur das als Beruf auszuüben habe, was er gelernt, daß regieren ebenso gelernt sein wolle wie Schuhe flicken und Kleider nähen, und daß daher Gevatter Schuster und Schneider nicht zum Regieren berufen seien. Ja, noch in seiner geistvollsten Vertiefung, in dem „Erkenne dich selbst", ist dieses Dogma einer Deutung fähig, die ihre Spitze gegen die Demokratie richtet. Auch von hier aus gelangt man zu dem Schlusse, daß die Tugend, die das Wissen um das eigene Ich ist, darin besteht, daß jeder nur das Seine tue, d. h. daß der Schuster bei seinem Leisten bleibe.[2] Doch trotz seiner eminent politischen Wirkung ist Sokrates kein Staatsmann, sondern nur ein Pädagoge. Als solcher ist seine Gestalt in die Geistesgeschichte eingegangen. Und die pädagogische Grundrichtung seines Denkens ist es auch, die den rein ethischen Charakter seiner Spekulation erklärt. Wenn sich Sokrates unter völliger Vernachlässigung der Natur und ihrer Wissenschaft um eine Begründung der Ethik bemüht — vergeblich bemüht, weil diese auf rationalem Wege nicht möglich ist — so darum, weil auch das Herrschaftsverhältnis, das die Paideia darstellt, weil auch die pädagogische Autorität nicht ohne sittliche Rechtfertigung möglich ist, weil auch der Wille des Erziehers, wenn er sich dem Willen des zu Erziehenden aufzwingen soll, gerecht erscheinen muß, um vor sich selbst zu bestehen. Aber als Ideologie der Paideia bleibt Gerechtigkeit für Sokrates eine persönliche Tugend. Bezieht er sie auf den Staat, die Politeia, begnügt er sich damit, das Gerechte mit dem Gesetzmäßigen zu identifizieren.

§ 13. Das Daimonion. Wie jedes Über- und Unterordnungsverhältnis, so findet auch das pädagogische seine letzte Grundlage nicht im Bereich des Ethisch-Rationalen, sondern des Religiösen. Nur der absolut gute Wille hat Anspruch auf bedingungslosen Gehorsam, daher sich Herrschaft letztlich nur als Vermittlung göttlichen Willens legitimiert fühlt. Und so zeigt denn auch die sokratische Pädagogik Ansätze einer religiösen Ideologie. Nur Ansätze, denn wie sein erotischer und politischer Trieb, so ist auch seine Religiosität irgendwie gehemmt. Wie jener im Pädagogischen, ist diese gleichsam im Dämonischen steckengeblieben. So wie er nicht eigentlich an ein Leben der Seele nach dem Tode geglaubt, so waren ihm auch

1) Vgl. Werner Jäger: Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung. Die Antike. IV. Bd. 1928. S. 166.

2) Vgl. dazu Wilamowitz-Moellendorff, a. a. O. S. 200.

die transzendenten Götter keine rechten Realitäten. Aber das Δαιμόνιον, dieser ihm höchst eigene Gott, war mächtig in ihm, auch wenn er dieser inneren Stimme bezeichnenderweise nur die negative Funktion des Abhaltens vom Bösen, des Verbietens, nicht aber eine positive des Gebietens guter Handlungen zutraute. Mit diesem seinen Dämon verband ihn ein fester Glaube, der darum nicht weniger irrational ist, wenn man ihn als einen gerade bei Rationalisten so häufig zu beobachtenden Aberglauben[1] deutet. Und so können beide recht haben: die einen, die Sokrates für einen Rationalisten halten, und die anderen, die ihn mit seinen Leidenschaften dem Irrationalen verbunden glauben.

§ 14. Der Drang zur Paideia und Politeia bei Platon. Als zu einer verwandten Natur hat sich Platon wohl zu Sokrates hingezogen gefühlt. Aber die platonischen Dimensionen waren in jeder Hinsicht gewaltiger. Wie sein Eros leidenschaftlicher war als der des Sokrates, so war auch seine Religiosität tiefer verankert, hat sie eine viel größere Rolle in seinem Leben und seiner Lehre gespielt. Nicht nur, weil sie aus dem Dunkel seines erotischen Schuldgefühles entsprungen, sondern auch, weil sie unter dem Einfluß der väterlichen Tradition und begünstigt von einer Zeit gewachsen war, die — es ist das Ende des 5. und der Anfang des 4. Jahrhunderts — eine mächtige Renaissance des von Naturphilosophie und Sophistik zurückgedrängten religiösen Gefühls, eine „Welle reaktionärer Gottesfurcht" gebracht hatte.[2] Als Religion seines Vaters oder seiner Väter war ihm die Volksreligion heilig. So wenig wie er als echter Konservativer und Gegner der Demokratie den Willen des Volkes, so sehr hat er dessen Glauben Zeit seines Lebens für maßgebend gehalten, ohne Rücksicht darauf, ob dieser Volksglaube mit seiner Philosophie vereinbar war oder nicht. Diese Religiosität ist die Grundlage der ganzen platonischen Metaphysik, sie ist es, in deren Feuer das sokratische Nicht-Wissen zur platonischen Transzendenz alles Erkennens, zur Transzendenz vor allem des Objekts alles Wissens, des Guten, umgeschmolzen wird, dessen sich nicht mehr rationale Spekulation, sondern nur mystische Schau zu bemächtigen vermag. Sie ist es, durch deren enthusiastischen Elan das sokratische Daimonion, dieser höchst subjektive und mysteriöse Privatgott, zu dem Mysterium des platonischen Agathon, dieser zu einer objektiven Gottheit gesteigerten Idee des Guten wird.[3] Sokrates hatte gefragt, was

1) Howald: Platons Leben. S. 17.
2) Wilamowitz-Moellendorff, a. a. O. S. 90.
3) Vgl. Friedemann, Platon, 1914, S. 20.

eigentlich die Gerechtigkeit sei, hatte aber auf diese Frage keine Antwort zu geben vermocht, sondern hatte sich begnügt, zu versichern, Gerechtigkeit sei etwas, nicht nichts, es gebe eine Gerechtigkeit, man könne aber von ihr, wie überhaupt von allen Dingen, nichts wahrhaft wissen. Er war sozusagen ein heroischer Skeptiker. Platon jedoch behauptet, zu wissen, was Gerechtigkeit sei, richtiger: die Gerechtigkeit „geschaut“ zu haben. Er sucht sie nicht nur wie Sokrates, sucht sie vor allem nicht mehr im Begriff, sondern behauptet, sie gefunden zu haben, gefunden in der unmittelbaren Anschauung, in der Idee.[1] Aber er lehnt ab, zu sagen, was er geschaut, denn dies sei als etwas Göttliches seinem Wesen nach unsagbar. Und wie der Eros, so ist auch der Drang nach Kratos in Platon mächtiger als in Sokrates. Er treibt von allem Anfang an zielbewußt über den engeren Bereich der Paideia hinaus zum weiteren der Politeia. Er kann sein Genügen nicht in der Erziehung von Knaben, er kann es nur in der Regierung über Männer finden. Aber der Staat ist für ihn nur eine große Erziehungsanstalt; und da er — weil er zur Leitung des Staates nicht gelangen kann — eine Schule gründet, wird ihm diese zum Ersatz für den Staat.[2] Sicherlich hat darum Platon nichts mehr an Sokrates gefesselt als dessen beharrliche Frage nach der Gerechtigkeit, dieser Legitimation aller Herrschaft. Aber Gerechtigkeit kann für Platon nicht mehr eine bloß persönliche Tugend sein. Was er in ihr sucht, ist nicht allein subjektive Erlösung, ist auch, ja vor allem die objektive Ordnung des Staates. Und so genügt es ihm nicht, einfach sokratisch die Gerechtigkeit mit der Gesetzmäßigkeit zu identifizieren, sondern er muß die Gerechtigkeit in den Himmel erheben, um den Gesetzen des Staates und sohin der staatlichen Autorität eine absolute Grundlage zu geben und sie so naturrechtlich zu fundieren. Und so wird ihm das sokratische Dogma, daß Tugend Wissen und als solches lehrbar sei, zu weit mehr als einer bloßen Rechtfertigung der Pädagogik als der Herrschaft des Lehrers über den Schüler; es wird ihm zur Grundlegung des Hauptsatzes seiner durch und durch politischen Philosophie: daß der Philosoph und nur der Philosoph im Staate regieren soll, und damit zur Rechtfertigung der politischen Herrschaft überhaupt. Wer unter dem Prätexte eines Philosophen herrschen will, muß — wie Platon — die These vertreten, daß der höchste, ja der einzige Gegenstand wahrer Philosophie, echter Er-

1) Friedländer, Platon, I, S. 69.

2) Vgl. Werner Jäger, a. a. O. S. 169: „Erziehung ist für ihn der einzige und eigentliche Sinn des Staates“, ferner: Friedländer, a. a. O. II., S. 363.

kenntnis, nur das absolut Gute ist, das die Gerechtigkeit in sich schließt; daß aber diese Erkenntnis — wenn die Herrschaft nicht den Vielen, sondern nur Wenigen, womöglich nur einem zukommen soll — nur wenigen Auserwählten, vielleicht nur einem einzigen, gottbegnadeten Weisen möglich ist; er muß, wie Platon, behaupten, daß das wahre Wissen und der gute Wille, die Tugend, eines sind, weil Herrschen wie Erziehen nichts anderes als die Übertragung der Tugend von dem Herrscher auf die Beherrschten sein darf, die Tugend daher — als Wissen — übertragbar, das heißt, wie schon Sokrates versichert — lehrbar sein muß; die Herrschaftsbeziehung wird zu einem Unterrichtsverhältnis umgedeutet, die Politeia als Paideia legitimiert. Ist aber der Wille des Herrschers das wahre Wissen, dann gerät, wer sich ihm widersetzt, nicht nur ins Unrecht, sondern auch in Irrtum. Unter staatlicher Herrschaft stehen, bedeutet daher nicht nur Unterwerfung des Wollens, sondern auch des Erkennens unter die soziale als eine religiöse Autorität. Das ist die Tendenz aller ethisierenden, politisierenden Spekulation, Die ganze — in den platonischen Staatsschriften so schroff hervortretende — Intransigenz des auf den absoluten Wert abgestellten Primates des Wollens über das Erkennen: sie resultiert aus dem Dogma, daß Tugend Wissen sei; und dieses erweist sich so als letzte Wurzel der für das ganze platonische System so charakteristischen und so verhängnisvollen Verbindung von Noetik und Ethik, von Wissenschaft und Politik.

§ 15. Platon als Politiker. Die neuere Platonforschung hat die Meinung gründlich zerstört, Platon sei ein theoretischer Philosoph und das Ziel seiner Philosophie die Begründung strenger Wissenschaft gewesen. Heute weiß man, daß Platon seiner ganzen Natur nach mehr Politiker als Theoretiker war. Einen „Herrenmenschen" nennt man ihn jetzt, eine „Imperativnatur"[1], sieht in ihm vor allem den Erzieher und Gründer.[2] Ob er das wirklich war, ob er tatsächlich die Eigenschaften eines Willensmenschen, die Fähigkeiten eines Genies der Tat in sich hatte, kann man vielleicht bezweifeln. Sicher ist nur, daß sein persönliches Ideal in dieser Richtung lag, daß er sein wollte, was ihm — aus irgendwelchen Gründen — äußerlich zu sein versagt blieb. Seine ganze geistige Einstellung ist jedenfalls weniger eine Sicht des empirischen Seins, als eine Rück-Sicht auf das transzendente Sollen, das stets auf das Wollen, nicht aber auf das Erkennen weist. Und da sein ethisch-politisches Wollen durchaus metaphysisch fundiert war und

1) Howald: Die platonische Akademie und die moderne universitas litterarum. 1921. S. 15. Auch Salin: Platon und die griechische Utopie. 1921, passim.

2) Singer, a. a. O. passim.

eigentlich die Gerechtigkeit sei, hatte aber auf diese Frage keine Antwort zu geben vermocht, sondern hatte sich begnügt, zu versichern, Gerechtigkeit sei etwas, nicht nichts, es gebe eine Gerechtigkeit, man könne aber von ihr, wie überhaupt von allen Dingen, nichts wahrhaft wissen. Er war sozusagen ein heroischer Skeptiker. Platon jedoch behauptet, zu wissen, was Gerechtigkeit sei, richtiger: die Gerechtigkeit „geschaut" zu haben. Er sucht sie nicht nur wie Sokrates, sucht sie vor allem nicht mehr im Begriff, sondern behauptet, sie gefunden zu haben, gefunden in der unmittelbaren Anschauung, in der Idee.[1] Aber er lehnt ab, zu sagen, was er geschaut, denn dies sei als etwas Göttliches seinem Wesen nach unsagbar. Und wie der Eros, so ist auch der Drang nach Kratos in Platon mächtiger als in Sokrates. Er treibt von allem Anfang an zielbewußt über den engeren Bereich der Paideia hinaus zum weiteren der Politeia. Er kann sein Genügen nicht in der Erziehung von Knaben, er kann es nur in der Regierung über Männer finden. Aber der Staat ist für ihn nur eine große Erziehungsanstalt; und da er — weil er zur Leitung des Staates nicht gelangen kann — eine Schule gründet, wird ihm diese zum Ersatz für den Staat.[2] Sicherlich hat darum Platon nichts mehr an Sokrates gefesselt als dessen beharrliche Frage nach der Gerechtigkeit, dieser Legitimation aller Herrschaft. Aber Gerechtigkeit kann für Platon nicht mehr eine bloß persönliche Tugend sein. Was er in ihr sucht, ist nicht allein subjektive Erlösung, ist auch, ja vor allem die objektive Ordnung des Staates. Und so genügt es ihm nicht, einfach sokratisch die Gerechtigkeit mit der Gesetzmäßigkeit zu identifizieren, sondern er muß die Gerechtigkeit in den Himmel erheben, um den Gesetzen des Staates und sohin der staatlichen Autorität eine absolute Grundlage zu geben und sie so naturrechtlich zu fundieren. Und so wird ihm das sokratische Dogma, daß Tugend Wissen und als solches lehrbar sei, zu weit mehr als einer bloßen Rechtfertigung der Pädagogik als der Herrschaft des Lehrers über den Schüler; es wird ihm zur Grundlegung des Hauptsatzes seiner durch und durch politischen Philosophie: daß der Philosoph und nur der Philosoph im Staate regieren soll, und damit zur Rechtfertigung der politischen Herrschaft überhaupt. Wer unter dem Prätexte eines Philosophen herrschen will, muß — wie Platon — die These vertreten, daß der höchste, ja der einzige Gegenstand wahrer Philosophie, echter Er-

1) Friedländer, Platon, I, S. 69.

2) Vgl. Werner Jäger, a. a. O. S. 169: „Erziehung ist für ihn der einzige und eigentliche Sinn des Staates", ferner: Friedländer, a. a. O. II., S. 363.

kenntnis, nur das absolut Gute ist, das die Gerechtigkeit in sich schließt; daß aber diese Erkenntnis — wenn die Herrschaft nicht den Vielen, sondern nur Wenigen, womöglich nur einem zukommen soll — nur wenigen Auserwählten, vielleicht nur einem einzigen, gottbegnadeten Weisen möglich ist; er muß, wie Platon, behaupten, daß das wahre Wissen und der gute Wille, die Tugend, eines sind, weil Herrschen wie Erziehen nichts anderes als die Übertragung der Tugend von dem Herrscher auf die Beherrschten sein darf, die Tugend daher — als Wissen — übertragbar, das heißt, wie schon Sokrates versichert — lehrbar sein muß; die Herrschaftsbeziehung wird zu einem Unterrichtsverhältnis umgedeutet, die Politeia als Paideia legitimiert. Ist aber der Wille des Herrschers das wahre Wissen, dann gerät, wer sich ihm widersetzt, nicht nur ins Unrecht, sondern auch in Irrtum. Unter staatlicher Herrschaft stehen, bedeutet daher nicht nur Unterwerfung des Wollens, sondern auch des Erkennens unter die soziale als eine religiöse Autorität. Das ist die Tendenz aller ethisierenden, politisierenden Spekulation, Die ganze — in den platonischen Staatsschriften so schroff hervortretende — Intransigenz des auf den absoluten Wert abgestellten Primates des Wollens über das Erkennen: sie resultiert aus dem Dogma, daß Tugend Wissen sei; und dieses erweist sich so als letzte Wurzel der für das ganze platonische System so charakteristischen und so verhängnisvollen Verbindung von Noetik und Ethik, von Wissenschaft und Politik.

§ 15. Platon als Politiker. Die neuere Platonforschung hat die Meinung gründlich zerstört, Platon sei ein theoretischer Philosoph und das Ziel seiner Philosophie die Begründung strenger Wissenschaft gewesen. Heute weiß man, daß Platon seiner ganzen Natur nach mehr Politiker als Theoretiker war. Einen „Herrenmenschen" nennt man ihn jetzt, eine „Imperativnatur"[1], sieht in ihm vor allem den Erzieher und Gründer.[2] Ob er das wirklich war, ob er tatsächlich die Eigenschaften eines Willensmenschen, die Fähigkeiten eines Genies der Tat in sich hatte, kann man vielleicht bezweifeln. Sicher ist nur, daß sein persönliches Ideal in dieser Richtung lag, daß er sein wollte, was ihm — aus irgendwelchen Gründen — äußerlich zu sein versagt blieb. Seine ganze geistige Einstellung ist jedenfalls weniger eine Sicht des empirischen Seins, als eine Rück-Sicht auf das transzendente Sollen, das stets auf das Wollen, nicht aber auf das Erkennen weist. Und da sein ethisch-politisches Wollen durchaus metaphysisch fundiert war und

1) Howald: Die platonische Akademie und die moderne universitas litterarum. 1921. S. 15. Auch Salin: Platon und die griechische Utopie. 1921, passim.

2) Singer, a. a. O. passim.

sich demgemäß literarisch in einer ausgesprochen religiösen Ideologie manifestierte, macht er in seinen Schriften weniger den Eindruck eines gelehrten Systematikers der Moralwissenschaft, als den eines Propheten des Idealstaates, erscheint er nicht so sehr als Psychologe oder Soziologe der gesellschaftlichen Realität, denn als Prediger der Gerechtigkeit.

Wenn es ein Dokument gibt, aus dem man die eigentlichsten Absichten Platons erfahren kann, so ist es seine Selbstbiographie, der sogenannte VII. Brief, in dem der Greis, in einer seiner ernstesten Stunden, sich und der Welt Rechenschaft gibt von seinem Leben. Hier spricht Platon in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise aus, was er selbst als Ziel seines Lebens betrachtet und was dessen Inhalt geblieben ist. Dieser: die Paideia:

„Junge Leute zum Guten und zur Gerechtigkeit zu führen und sie einander in in treuer Freundschaft nahezubringen“,[1]

jenes aber: die Politik:

„Vor langer Zeit, als ich noch jung war, ging es mir, wie es wirklich vielen zu gehen pflegt: ich glaubte, ich würde mich, sobald ich volljährig geworden sei, sofort auf die Politik werfen.“

Aber da sei ein politischer Umsturz eingetreten, die Demokratie sei beseitigt und die Herrschaft der dreißig Tyrannen aufgerichtet worden. Und auch nach deren Sturze habe es ihn wieder zur aktiven Politik gezogen:

„Wiederum befiel mich, freilich weniger intensiv, immerhin es befiel mich wieder die Sehnsucht, mich an den Staatsgeschäften zu beteiligen.“

Aber die tatsächlichen Verhältnisse hätten es ihm verleidet, seinem Drange zu folgen.

„Als ich nun das sehen mußte und was für Menschen in der Politik tätig sind, und je mehr ich mit zunehmendem Alter die Gesetze und die herrschende Sittlichkeit beobachtete, umso schwieriger kam es mir vor, ein Staatswesen richtig zu führen. Denn ohne Freunde und zuverlässige Mitarbeiter schien mir dies unmöglich zu sein — und solche zu finden unter der Zahl der alten Bekannten wäre nicht leicht gewesen, denn unsere Stadt lebte nicht in den Sitten und Lebensgewohnheiten unserer Väter; und andere, neue zu erwerben, ginge auch nicht ohne große Schwierigkeiten — und andererseits nahm die Verderbnis in der Gesetzgebung uud allgemeinen Sittlichkeit in erschreckender Weise zu, so daß ich, der ich doch ursprünglich voll Eifer war, mich mit dem Staate abzugeben, wenn ich darauf achtete und sah, wie alles drunter und drüber ging — so daß ich schließlich ganz schwindlig wurde. Ich hörte zwar nicht auf, darüber nachzudenken, wie wohl einmal eine Besserung eintreten könnte und speziell in der Staatsorganisation, aber für das Handeln wartete ich immer auf den rechten Moment... So sah ich mich gezwungen, nur noch die wahre Philosophie

1) VII. Brief, 328 D.

anzuerkennen und festzustellen, daß man allein von ihr ausgehend vollständig erkennen könne, worin Gerechtigkeit im Staat und im Privatleben bestehe, und daß wahrhaftig das Menschengeschlecht nicht aus dem Unglück herauskommen würde, bevor ein Schlag wahrer und echter Philosophen an die Staatsverwaltung gelangte . . .[1]

Wenn überhaupt etwas von dem, was Platon geschrieben, so muß man ihm das glauben, was er nicht durch den Mund eines anderen, nicht hinter der Maske des Sokrates, sondern selbst, als Platon, sagt: daß er immer, sein ganzes Leben hindurch, auf den rechten Moment für das Handeln gewartet und daß er, nur weil dieser Moment nicht gekommen, geschrieben, Philosophie getrieben habe.

Aber auch wenn wir dieses Bekenntnis Platons selbst nicht hätten, aus seinen Dialogen spricht nicht weniger klar der Primat seines politischen Wollens gegenüber dem theoretischen Erkennen. Schon daß das Hauptproblem seiner Philosophie, dem alle anderen Probleme untergeordnet sind, die Frage nach der Gerechtigkeit ist, verrät, daß es sich ihm darum gehandelt hat, eine sittliche Grundlage für das Handeln zu finden. Wenn er mit seinen sokratischen Gesprächen irgend etwas beweist, so ist es dies, daß, was sie suchen, reiner Erkenntnis nicht gegeben ist, weil diese das Problem der Gerechtigkeit nicht zu lösen, sondern — wenn auch gegen ihre Intention — nur aufzulösen vermag; und daß es nur das unzerstörbare Bedürfnis des wollenden und handelnden Menschen ist, das die Frage und damit den Glauben an die Gerechtigkeit aufrechterhält. Nur jemand, der „immer auf den rechten Moment für das Handeln wartet" und die Zeit des Wartens damit ausfüllt, daß er darüber nachdenkt, „worin Gerechtigkeit im Staat und im Privatleben besteht", wird Schriften über Staat und Gerechtigkeit in seinem literarischen Lebenswerk einen so weiten Raum geben, wie es Platon getan, dessen Hauptschrift, die „Politeia", ein Dialog ist, der das Wesen der Gerechtigkeit ergründen will und dabei die Verfassung eines Idealstaates liefert. Das ist kein System einer politischen Theorie, das ist ein politisches Postulat;[2] ganz ebenso wie auch sein umfangreichstes und für die ganze Richtung seines Geistes nicht minder aufschlußreiches Buch, die „Nomoi", keinerlei theoretischen, sondern einen durchaus staatspolitischen Charakter hat.

§ 16. Der tyrannische Charakter und die Figur des Kallikles. Aus einer Fülle von Einzelheiten in Platons Schriften spürt man heraus, daß der

1) VII. Brief, 324 C—326 A nach der Übersetzung von Howald, Die Briefe Platons. 1923, S. 53 ff.

2) Vgl. Salin, a. a. O. S. 47.

Grundton in dem Akkord dieses großen Lebens politische Leidenschaft ist, und daß Eros ihre Wurzel. Da ist vor allem die in so vieler Beziehung hin aufschlußreiche, von uns auch schon wiederholt angezogene Schilderung des tyrannischen Charakters im IX. Buche der „Politeia". Man hat geglaubt, in diesem Zerrbild ein Portrait des Dionysios von Syrakus zu finden. Aber das ist mit den tatsächlichen Beziehungen, in denen Platon zu diesem Herrscher gestanden hat, schwer zu vereinbaren. Und die Institution als solche kann Platon — der Gegner der Demokratie — nicht gut gemeint haben. Die heftigen Affekte bleiben unerklärt, die diese Verurteilung des tyrannischen Typus in Platon auslöst. Er hat zwar die Diktatur grundsätzlich abgelehnt, aber doch gelegentlich zugegeben, daß der wahre Staat nur mit Gewalt, d. h. im Wege einer Diktatur, aufgerichtet werden könne. Ja, in der Verfassung dieses Staates konzentriert er eine solche Machtfülle bei der Regierung, daß diese nur die eines Monarchen, d. h. aber, unter den tatsächlichen Verhältnissen in Hellas, nur die eines Diktators, eines Tyrannen sein könnte.[1] Das Ressentiment, das sich hier äußert, läßt — wie wir schon gezeigt — darauf schließen, daß höcht Persönliches im Spiele ist. Es verrät mehr als alles andere, daß Platon sich zu königlicher Herrschaft berufen gefühlt, es zeigt uns, was nur die Kehrseite solchen königlichen Selbstbewußtseins sein kann, den tiefen Abscheu vor dem vollkommenen Widerpart des gerechten Weisen, vor dem Tyrann; vor dem Tyrann, der es noch nicht im Staate, nicht nach außen, der es nur im Innern ist, das — weil es von Platon so furchtbar deutlich, so bis in seine letzten Schlupfwinkel gesehen wird — nur sein eigenes Innere sein kann. Das Gericht, das hier über den Tyrannen gehalten wird, ist ein Gerichtstag, den Platon über sich selbst hält. Die „Unruhe und Reue", die als der Seelenzustand des unter der Herrschaft des Eros stehenden Tyrannen geschildert wird, das ist das aus dem tyrannischen Eros stammende böse Gewissen, das ist die sittliche Reaktion gegen die „erotischen und tyrannischen Begierden", die Platon hier als am weitesten von der Vernunft abstehend"[2] brandmarkt und die doch die tiefste Schichte seines eigenen Ichs bilden. Sie verrät sich gelegentlich in der schon an Grausamkeit grenzenden Härte der Strafbestimmungen, die in der „Politeia" und insbesondere in den „Nomoi" vorgeschlagen werden.[3] Es ist Platons Ideal-Ich, das sich diesen seinen ursprünglichen Neigungen mit der Forderung entgegenstellt,

1) Vgl. Wilamowitz-Moellendorff, a. a. O. S. 439.
2) Politeia IX, 11 (587 St.).
3) Vgl. dazu Th. Gomperz, Griechische Denker II, S. 401.

daß im eigenen Innern die Vernunft, ganz ebenso wie im Staate die Philosophie herrschen soll. So wird Platon selbst der wahrhaft „königlich Gesinnte und sich nach Königsart Beherrschende" als der er auf die Schicksalsstunde wartet, die ihn ruft; so fühlt er sich auf der Höhe seines königlichen Selbstbewußtseins, in dessen Tiefe doch auch die Angst vor dieser Stunde schlummert; eine Angst, die sich in der Meinung verrät, daß noch unglücklicher als der tyrannische Charakter der sei, der,

„tyrannischer Sinnesart, sein Leben nicht als Privatmann hinbringt, sondern das Unglück hat, durch irgendwelche Schicksalswendung in die Lage zu kommen, Tyrann zu werden."[1]

Diese Furcht, diese Furcht vor sich selbst, mag es auch sein, die Platon von der Politik, zu der er sich mit allen Fasern hingezogen fühlt, wieder wegdrängt. Er vergleicht den tyrannischen Charakter,

„der sein Unglück noch erhöht in dem Fall, daß er nicht Privatmann bleibt, sondern, irgendwelchen Umständen nachgebend, Gewaltherrscher wird und, unfähig sich selbst zu beherrschen, nunmehr sich anmaßt, über andere zu herrschen",

mit einem Menschen, der, schwächlich, mit seinem eigenen Leibe nicht fertig werden kann, und

„in die Lage versetzt würde, sein lebelang sich in körperlichen Kraftproben mit anderen zu messen und mit ihnen kämpfen zu müssen, statt zurückgezogen zu leben".[2]

Aber diese Zurückgezogenheit, die jedem echten Hellenen schimpflich schien, mußte Platon, der in seiner politischen Leidenschaft griechischer war als alle Griechen, doppelt schimpflich scheinen. Wie mußte ihm, dem das Philosophieren über den Staat nur ein schwaches Surrogat für die Herrschaft im Staat war, wie mußte ihm, dem Aristokraten, diese ganze Philosophie, die nur Kleinbürgern Beruf sein konnte, mitunter schal vorkommen, wie überdrüssig mußte er ihrer, als seiner sozialen Stellung unwürdig, werden, er, der zu seinen Ahnen Solon zählte und der so stolz war auf seinen Oheim Kritias, der zwar auch Philosoph und Dichter, vor allem aber Staatsmann war. Wie wäre es, mochte er sich in der unfreiwilligen Muße seines der Philosophie so nahen und dem Staate, ach, so fernen Lebens immer wieder gesagt haben:

„Wenn du der Philosophie nun endlich entsagtest und dich wichtigeren Dingen zuwendetest."[3]

1) Politeia IX, 5 (578 St.).
2) Politeia IX, 6 (579 St.).
3) Gorgias XL (484 St.).

Laß doch endlich dieses ergebnislose Philosophieren,

„laß ab von diesem ewigen Widerlegen und übe die edle Kunst der Staatsgeschäfte und übe, was dir das Ansehen der Klugheit gibt, und überlaß anderen diese gekräuselten Redensarten oder Nichtigkeiten oder wie man sie nennen soll, die deinem Hause keinen Deut einbringen, und eifere nicht Männern nach, die sich mit der Widerlegung solcher Lappalien abgeben“.[1] „Von Philosophie so viel zu verstehen, als die Bildung fordert, ist ja eine löbliche Sache, und in jungen Jahren sich mit Philosophie zu beschäftigen, keine Schande. Wenn der Mensch aber schon älter wird und immer noch Philosophie treibt, so macht er sich, mein Sokrates, allmählich lächerlich“.[2]

Soll es wirklich mein Schicksal sein,

„in stiller Zurückgezogenheit in einem Winkel flüsternd mit drei oder vier Bürschchen mein weiteres Leben zuzubringen?“[3]

Das alles sind Worte, die Platon in seinem Dialog „Gorgias“ dem Kallikles in den Mund legt.[4] Auch in dieser, vielleicht lebensvollsten Gestalt seiner Dialoge hat Platon das Bild eines tyrannischen Charakters entworfen, und auch im „Gorgias“ setzt er diesen Charakter ins Unrecht. Er läßt ihn im Wortstreit mit Sokrates schließlich unterliegen. Aber er legt ihm in diesem Streite eine Kritik des Sokrates in den Mund, die so verblüffend richtig ist, die — mit dem Argument: „wenn einer bei seiner Behauptung den Nomos im Auge hat, richtest du deine Frage unvermerkt so ein, als wäre von der Physis die Rede, und wenn er die Physis im Auge hat, als wäre der Nomos in Diskussion“ — so rücksichtslos den dialektischen „Kunstgriff“ aufdeckt, mit dem Sokrates „sein hinterlistiges Spiel“[5] treibt, daß es nur schwer fällt, darin etwas anderes als eine versteckte Polemik Platons gegen des Sokrates Rabulistik zu erblicken;[6] zumal wenn man beachtet, welche Bedeutung der „Gorgias“ für die geistige Entwicklung Platons hat, der sich hier — unter den Eindrücken der ersten sizilischen Reise — zu einer ganz neuen, von der rationalistischen Methode des Sokrates völlig verschiedenen,

1) Gorgias XLI (486 St.).

2) Gorgias XL (485 St.).

3) Gorgias XL (485 St.).

4) Ich habe sie nur so weit modifiziert, als dies nötig war, um sie jemanden sprechen zu lassen, der sie von sich selbst aussagt, während im Original Kallikles sie auf einen anderen, auf Sokrates, bezieht.

5) Gorgias XXXVIII (483 St.).

6) Friedländer, a. a. O., I, S. 134, leugnet, daß bei Platon „irgend etwas schlechthin gelten soll, was gegen Sokrates verfochten wird, daß gar Platon irgendwo versteckt gegen Sokrates kämpfte“; aber er fügt einschränkend hinzu: „es sei denn, er kämpfte gegen den Sokrates in ihm, gegen sich selber.“ Vgl. auch die hier von Friedländer angegebene Literatur.

metaphysisch-religiösen Auffassung des Gerechtigkeitsproblems durchringt. Er legt sie — zum erstenmal — in dem großartigen Schlußmythos des Dialogs dar. Daß er auch diesen den Sokrates vortragen läßt, obgleich die Antwort, die hier auf die Frage nach der Gerechtigkeit gegeben wird, das ganze leere Begriffsspiel überflüssig macht, das Sokrates vorher getrieben, das ist nun einmal die Art Platons, der dem Sokrates die Treue auch dann wahrt, wenn er seine Lehrmeinung fallen läßt, da ja Sokrates nicht um irgend einer Lehrmeinung willen sein Ideal ist. Wenn die Vermutung richtig ist, daß Platon in dem großen Gegenspieler des Sokrates, im Kallikles, seinen Oheim, den glänzenden und von ihm bewunderten Kritias porträtiert hat, der unter den Dreißig Tyrannen eine führende Rolle spielte,[1] dann versteht man, warum die Rede, in der Kallikles das Recht der großen Persönlichkeit auf Herrschaft verteidigt, so überzeugend klingt.[2] So wie Kritias zu werden, auch das war sein Wunsch, war zumindest eine Möglichkeit, die Platon in sich fühlte. Aber er kämpft gegen diesen Machttrieb in sich, der sich ihm in Kritias-Kallikles verkörpert. „Wie könnte denn irgend jemand glücklich sein," läßt er ihn sagen, „der irgendeinem gehorchen muß!"[3] Aber wie sehr Platon gegen den Kallikles in sich ankämpft, das mag man daraus ersehen, daß er ihn zum Träger einer von ihm meist gehaßten sophistischen Theorie, der Lehre vom Recht des Stärkeren, macht. Und diese Lehre ist in der Darstellung, die Kallikles von ihr gibt, so karikiert, daß Sokrates ihn, den Platon, sichtlich als überlegenen Geist charakterisiert, leicht ad absurdum führen kann. So klafft ein Widerspruch in dieser Persönlichkeit. Es ist wiederum der Widerspruch in Platons eigener Brust. Darum läßt Platon den Kallikles die „Antiope" des Euripides zitieren,[4] die den berühmten Wortkampf zwischen Amphion und Zethos enthält, in dem der βίος θεωρητικός mit dem βίος πρακτικός streitet. Denn das ist ja der Grundkonflikt in Platons Leben: in stiller Zurückgezogenheit nach Erkenntnis oder im Lärm des politischen Lebens nach Herrschaft ringen; es ist der Widerspruch zwischen dem einsamen Gelehrtendasein und der Rolle des

1) Vgl. Menzel: Kallikles. Wien 1922. S. 85 ff.

2) Th. Gomperz, a. a. O. S. 264: „Man staunt über den Glanz, mit welchem Platon hier die Darstellung des nur halb gezähmten, seine Bande zerreißenden und in der Wahrheit seiner angeborenen Herrlichkeit sich aufrichtenden jungen Leuen umgeben hat. Man bewundert die künstlerische Gewalt, mit welcher er die ihn moralisch zurückstoßende Gestalt des Übermenschen gezeichnet hat. Oder hat ihn diese zwar durch den Mißbrauch der Genialität abgestoßen, durch eben diese aber angezogen?" Kallikles ist eben Platon selbst, daher die ambivalente Einstellung zu ihm.

3) Gorgias XLVI (491 St.).

4) Gorgias XL (484 St.).

Staatsgründers und Reformers, zwischen pessimistischer Weltflucht und optimistischer Weltherrschaft. Auf dem Höhepunkt des Dialogs, und das ist die Kalliklesszene, soll dieser Konflikt, so wie das Problem der Gerechtigkeit, an deren vollkommener Negation, dem sogenannten Recht des Stärkeren, zur Entscheidung kommen. Der Konflikt wird — wie das Problem der Gerechtigkeit gegen das Recht des Stärkeren — im „Gorgias" noch ganz im Sinne des ersten Gliedes der beiden Gegensatzpaare zu lösen versucht. Diese Lösung findet — im Schlußmythos — symbolisch darin ihren Ausdruck, daß unter den Seelen, die vor dem Totengericht stehen, als ungerecht fast nur solche politischer Machthaber erscheinen; als gerecht: „die Seele eines Privatmannes oder sonst eines Menschen, vor allem" — sagt Sokrates — „mein Kallikles, merk' wohl auf, eines Philosophen".[1] Platon entscheidet sich in diesem Dialog gegen die Stimme seines Herzens, die nach politischer Macht schreit, für die kontemplative Philosophie. Aber er läßt gerade in diesem Dialog durch den Mund des Sokrates verkünden, daß er der einzige wahre Politiker sei:

„Ich glaube allein oder nur mit wenigen Athenern mich der wahren Staatskunst zu befleißigen und allein unter den Lebenden dem Staate wahrhaft zu dienen."[2]

Nur im Lichte des VII. Briefes kann man den „Gorgias" ganz verstehen.

§ 17. Platons Herrschaftsanspruch in der „Politeia". In dieser Beleuchtung enthüllt auch manche Stelle der „Politeia" ihren tieferen, ihren persönlichen Sinn. So jene im VI. Buch, wo Platon darüber spricht, warum die wahren Philosophen, obgleich zur Leitung des Staates berufen, dennoch unter den gegebenen leidigen Verhältnissen und auch zu stolz, um bei der Menge zu betteln, sie möge sich ihrer Leitung anvertrauen, sich von ihm zurückziehen müssen.[3] Da fühlt man, daß er von sich selbst spricht, wenn er „einer großen Seele" Erwähnung tut, „die, in einem kleinen Gemeinwesen erwachsen, über diese kleinen Verhältnisse sich erhaben fühlt und mit Verachtung darauf herabblickt". Und man hört die Worte des großen Selbstbekenntnisses, wenn man liest, wie der wahre Philosoph im süßen und beseligenden Besitz der Weisheit auf politische Tätigkeit verzichtet, da er „zur Genüge den Wahnwitz der Menge kennengelernt hat und weiß, daß, gerade herausgesagt, auch nicht ein Einziger in staatlichen Angelegenheiten irgend etwas Gesundes zu schaffen versteht, und daß es keinen Bundesgenossen gibt, mit dem vereint man zum Schutz

1) Gorgias LXXVII (526 St.).
2) Gorgias LXXVII (521 St.).
3) Politeia VI, 4 (489 St.); vgl. auch Ritter: Die Dialoge Platons II, S. 77.

der gerechten Sache ausziehen könnte, ohne dabei selbst zugrunde zu gehen", und daß der Weise sich von der Politik in die Philosophie wie vor einem „Unwetter" „unter ein Obdach" zurückzieht, „zufrieden, wenn er selbst — gleichviel wie — unbefleckt von Ungerechtigkeit und frevehalften Taten sein irdisches Leben beschließt und heiteren und zuversichtlichen Sinnes unter guter Hoffnung aus ihm abscheidet". Also nur persönliche Erlösung und keine Verwirklichung der Gerechtigkeit im Staat? „Aber es ist doch nichts Geringes, was er erreicht hat, wenn er so abscheidet?", läßt Platon hier einwerfen, hat sich Platon wohl hundertmal selbst gefragt. Doch die Antwort lautet:

„Aber auch nicht das Größte, wenn ihm nicht ein Gemeinwesen beschieden war, das seinen Forderungen entsprach. Denn in einem solchen wird er selbst noch an Kraft mehr und mehr zunehmen und so nicht nur sein Heil fördern, sondern auch das des Staates." [1]

Das ist die Lösung, nach der — ganz anders als der „Gorgias" — die „Politeia" drängt. Nicht als Dichter, oder, wie wir sagen würden, als Gelehrter — tritt hier Platon auf. Immer wieder gibt er zu verstehen, daß er als „Staatsgründer", als „Gesetzgeber" gesehen werden möchte. [2] Wenigstens „in Gedanken" will er einen Staat aufbauen, [3] da dies in Wirklichkeit nicht möglich ist. Das Gefühl bitterer Resignation spricht aus den Worten, die wie ein Motto über seinem Alterswerke, den „Nomoi", stehen könnten, und die er in diesem Dialog den Athener zu den beiden anderen Greisen sprechen läßt, da sie darangehen, die Gesetze für das zu gründende Gemeinwesen zu entwerfen:

„So wollen wir uns denn, wir alten Leute, wie Knaben auf das Nachbilden verlegen. In Worten (d. i. bloß in Gedanken) wollen wir Gesetze für die Stadt schaffen". [4]

Wie Knaben, die nur Gesetzgeber spielen, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Und so vergleicht er denn auch diese ganze Gesetzesgeberei seiner „Nomoi" etwas spöttisch mit einem „Brettspiel", in dem Zug auf Zug folgt. [5] Und doch hat Platon noch als Greis nicht die Hoffnung auf aktive politische Tätigkeit verloren. Im Bewußtsein des Abstandes, der zwischen dem Idealstaat der „Politeia" und den Vorschlägen besteht, die Platon in den „Nomoi" macht, sagte er hier, daß jener nur für „Götter oder Göttersöhne" tauglich sei, daß aber derjenige, „den wir jetzt in An-

1) Politeia VI (496—97 St.)
2) Vgl. Politeia II (379 St.); V (458 St.); VII (519 St.); II (592 St.)
3) Politeia II (369 St.); V (473 St.); II (592 St.).
4) Nomoi IV, 4 (712 St.)
5) Nomoi V, 9 (739 St.)

griff genommen haben, wenn er etwa ins Leben treten sollte, vielleicht den nächsten Anspruch auf Unsterblichkeit haben und an Rang der zweite sein dürfte". Und fügt geheimnisvoll hinzu: „den dritten aber werden wir später, so Gott will, zur Tat machen".[1] Im letzten Kapitel — dem letzten, das Platon überhaupt geschrieben — spricht die Sehnsucht nach politischer Tat und die Überzeugung, zu ihr von Gott berufen zu sein, mit elementarer Gewalt hervor. „Ich bin", sagt der Athener, hinter dem sich hier Platon verbirgt,

„zu eifriger Mitarbeit bereit, auf Grund meiner reichen Erfahrung und eingehender Forschung auf diesem Gebiet, und ich hoffe auch noch auf andere Beihelfer".

Und Kleinias erwidert:

„Ja, mein Freund, wir müssen unbedingt diesen Weg einschlagen, für den sich uns der Gott selbst als Führer anzubieten scheint".

Und kurz darauf läßt Platon den Megillos, den zweiten der beiden Greise, mit denen der Athener die Staatsgründung bespricht, erklären:

„Mein lieber Kleinias, nach allem, was jetzt hier verhandelt worden ist, mußt du entweder auf die Gründung deines Staates überhaupt verzichten, oder aber unseren Freund hier nicht von dir lassen, sondern ihn auf jede Weise durch Bitten und Künste aller Art zu deinem Mitarbeiter bei Gründung deines Staates zu machen suchen".

Worauf Kleinias:

„Du konntest nichts Treffenderes sagen, mein Megillos, und ich werde demgemäß handeln . . ."[2]

Auf diese Einladung hat Platon Zeit seines Lebens gewartet. Erst nach seinem Tode sind — mit den posthum publizierten „Nomoi" — diese Worte zu den für sie tauben Ohren der Welt gedrungen.

Nicht so unverblümt und gerade heraus wie der schon ungeduldige Greis, der keine Zeit mehr vor sich sieht, zu warten, hat der auf der Höhe seines Schaffens stehende Mann, hat Platon in der „Politeia" die Sehnsucht seiner Seele verraten. Und doch deutlich genug für den, der hören will. Der ganze gewaltige Entwurf einer idealen Staatsverfassung ist ja nur ein Angebot dieses großen, leidenschaftlichen Herzens, seinem Vaterlande zu dienen; freilich: durch Herrschen zu dienen. Denn wenn Platon immer wieder verkündet, daß in dem wahren Staate die Philosophen herrschen, daß „politische Macht und Philosophie eins werden"[3] müssen,

1) Nomoi V, 10 (739 St.).
2) Nomoi XII, 14 (968/9 St.).
3) Politeia V, 18 (473 St.).

so ist es nur seine eigene Philosophie, die er im Auge hat, und keine andere. Die Philosophen, die im Idealstaat die Regierung führen sollen, werden ausschließlich in der platonischen Philosophie ausgebildet. Das Ziel ihrer Bildung ist die Erkenntnis der Idee des Guten, die nur durch die platonische Ideenlehre möglich ist. Die Ideenlehre, dieses Kernstück seiner ganzen Philosophie: Platon entwickelt es gerade dort, wo er den Bildungsgang der Auserlesenen darstellt, die zur Regierung berufen sind.[1] Ja, die Ausbildung in der platonischen Philosophie ist im Grunde die Hauptaufgabe des platonischen Staates. Die Philosophen, die den Idealstaat beherrschen, können nur platonische Philosophen sein; in ihnen herrscht der Geist Platons, er selbst herrscht durch sie; und befriedigt so — im Geiste — seinen Wunsch nach Macht.

Da Platon darangeht, seine Forderung nach Herrschaft der Philosophen zu begründen, muß er zunächst das allgemeine Vorurteil bekämpfen, das ihm mehr als jedem anderen Philosophen peinlich sein mußte: daß Philosophen unpraktische und in politischen Dingen unfähige Leute seien. Und nachdem er gezeigt hat, „daß an der Feindseligkeit der großen Menge gegen die Philosophie jene schuld sind, die sich von außen her unbefugterweise in sie eingedrängt haben“,[2] die üblichen Vorwürfe also den wahren Philosophen nicht treffen können, versucht er diesen vorläufig zu charakterisieren. Das sei einer,

„der in Wahrheit seinen Geist auf das Seiende gerichtet hält“, „ganz versunken in die Betrachtung eines wohlgeordneten Reiches von Wesen, die sich immer völlig gleich bleiben und weder Unrecht tun noch Unrecht voneinander leiden, sondern sich durchwegs ordnungs- und vernunftgemäß verhalten“.[3]

Es ist offenkundig das wahre vernünftige Sein der ewigen unveränderlichen Ideen, der Idee des Guten vor allem, dessen Erkenntnis den wahren zur Herrschaft berufenen Philosophen ausmacht. Es ist seine Ideenlehre, die Platon schon hier als die Philosophie erklärt, die „die herrschende Göttin im Staat“[4] werden muß. Der wahre Philosoph werde nun alles tun, um die von ihm geschauten Wesenheiten „nachzuahmen und soviel wie möglich sein Wesen ihnen ähnlich zu gestalten“. „Wenn er sich nun durch irgendeine Gewalt genötigt sieht, seine Kraft daranzusetzen, das, was er dort geschaut, nicht bloß zu seiner eigenen Bildung wirksam zu

1) Politeia VI, 15; VII 18 (502—541 St.).
2) Politeia VI, 12 (500 St.).
3) Politeia VI, 13 (500 St.).
4) Politeia VI, 12 (499 St.).

machen, sondern es auch in das persönliche und staatliche Leben der Menschen einzupflanzen", dann müsse er auch der richtige Lehrmeister der „Gerechtigkeit und jeder Art von bürgerlicher Tugend" sein.[1] Und nun gibt Platon dem Gespräch eine — recht unmotivierte — Wendung, die ganz unzweideutig zum Ausdruck bringt, daß er sich selbst für den wahren Philosophen hält, dem allein die Leitung des Staates gebühre. Er läßt den Sokrates sagen:

„Aber wenn nun die Leute merken, daß wir die Wahrheit über ihn (den wahren Philosophen) sagen, werden sie dann den Philosophen noch grollen und es nicht glauben, wenn wir (Sokrates und die anderen Teilnehmer am Gespräch) behaupten, daß ein Staat nun und nimmermehr zur Seligkeit gelangen könne, wenn nicht diese dem göttlichen Musterbild folgenden Maler den Entwurf zu ihm gemacht haben?"[2]

Nun ist als wesentliche Bedingung dafür, daß der Staat glücklich werde, nicht nur erklärt, daß der wahre Philosoph zur Herrschaft gelangen müsse, sondern daß er vorher einen Entwurf des glücklichen Staates gemacht habe. Und auf die Frage des Adeimantos, „welcher Art dieser Entwurf sein soll" erwidert Sokrates:

„Sie nehmen zunächst den Staat und das Menschenleben nach ihren Eigentümlichkeiten, wie eine Tafel, zur Hand, und machen sie rein, was gar nicht so leicht ist. Denn sie — die Philosophen, stehen ja, wie du dir selbst sagen wirst, gleich von vornherein in starkem Gegensatz zu den anderen Staatsmännern, da sie weder mit den Einzelnen noch mit dem Staate noch mit der Gesetzgebung sich befassen wollen, wenn nicht der Staat zuvor gereinigt ihnen in die Hand gegeben ist, oder sie selbst ihn gereinigt haben."[3]

Und demgemäß werden sie zunächst „den Grundriß der Staatsverfassung entwerfen". Das ist doch Platon selbst, der sich mit Politik nicht beschäftigen will, bevor nicht der Staat gereinigt ist, das ist doch gerade das, was Platon — er selbst! — der „dem göttlichen Musterbild folgende Maler" — mit seiner „Politeia" unternimmt: Auf Grund der Einsicht in die Verwandtschaft von Einzelseele und Staat „den Grundriß einer Staatsverfassung entwerfen". Und nur sich selbst kann er meinen, wenn er nun Sokrates zu dem Schluß kommen läßt: Dürfen wir also jetzt hoffen, die Menge davon zu überzeugen,

„daß als ein solcher Maler von Staatsverfassungen derjenige gelten muß, den wir ihnen gegenüber priesen und dessentwillen sie uns grollten, daß wir ihm die Ge-

1) Politeia VI, 13 (500 St.).
2) Politeia VI, 13 (500 St.).
3) Politeia VI, 13 (501 St.).

schicke des Staates in die Hand legen wollten? Und werden sie jetzt diese Forderung etwas milder aufnehmen?"[1]

Die Selbstverständlichkeit, mit der Platon voraussetzt, daß die Philosophie, die im Idealstaat zur Herrschaft gelangen muß, nur seine eigene und daher er selbst der eigentliche Gründer und Leiter sei, zeigt sich auch darin, daß sich eine Reihe von scheinbaren Widersprüchen nur unter dieser Voraussetzung lösen. So, wenn er einerseits ausführt, daß nur der wahre Staat die Ausbildung wahrer Philosophen gewährleiste, anderseits aber erklärt, daß der wahre Staat nur dadurch möglich werde, daß die wahren Philosophen zur Regierung kommen.[2] Das war für Platon nur darum kein logischer Zirkel, weil er ja das Wunder der erstmaligen Entstehung wahrer Philosophie noch vor Entstehung des wahren Staates und außerhalb seines Wirkungskreises, weil er die Geburt der Ideenlehre im schlechten Staat als sein ureigenstes Erlebnis fühlte.

Die Grundschwierigkeit des platonischen — wie jedes — Idealstaates ist: wie soll es möglich sein, aus dem schlechten Staat der Gegenwart herauszukommen, wie kann der Beste, der wahre Philosoph zur Macht gelangen, auf welchem Wege soll die erste gute Regierung zustande kommen? Und wenn schon dieser erste Schritt, wie durch ein Wunder, gelungen, wie soll man sicherstellen, daß immer wieder nur der Beste, der wahre Philosoph an der Macht bleibt, und, an der Macht, immer der Beste, der wahre Philosoph bleibt? All diese Schwierigkeiten scheint Platon nicht zu sehen. Denn die Grundbedingung für die Verwirklichung und Aufrechterhaltung des Idealstaates: der Beste, der wahre Philosoph, dessen ist er so gewiß, wie man eben nur seiner selbst gewiß sein kann. Überaus bezeichnend in dieser Richtung ist die Art und Weise, wie Platon die Frage der Verwirklichung seines Idealstaates behandelt. Es ist keine Frage, die ihn besonders beschäftigt. Für die beinahe spielerische Leichtigkeit, mit der er sie mehr nur streift, als ernstlich erörtert, ein Beispiel: Am Ende des VII. Buches betont Sokrates,

„daß es nicht bloß fromme Wünsche waren, was wir vom Staate und der Verfassung gesagt haben. Schwer durchführbar zwar, aber doch irgendwie möglich, und zwar nur auf diese von uns angegebene Weise: nämlich wenn wirkliche Philosophen — seien es nun mehrere oder einer — in einem Staat die Herrschergewalt erlangen . . ."[3]

1) Politeia VI, 13 (501 St.).
2) Vgl. dazu Raeder: Platons philosophische Entwicklung, 2. Aufl., S. 222.
3) Politeia VII, 17 (540 St.).

Und auf die hier recht beiläufig eingeworfene Frage des Glaukon, wie denn die wirklichen Philosophen ihren Staat entstehen lassen könnten, antwortet Sokrates:

„So, daß sie alle Bürger, die über zehn Jahre alt sind, hinaus aufs Land schicken, die Kinder aber derselben in ihre Obhut nehmen und sie, der jetzigen sittlichen Anschauungsweise, der auch ihre Eltern huldigen, völlig entrückt, nach ihren eigenen Grundsätzen und Gesetzen erziehen, deren Eigenart wir vorhin beschrieben haben. Und so wird, wie ihr mir zugeben müßt, am schnellsten und leichtesten der Staat und die Verfassung, auf die wir mit unseren Erörterungen hinzielten, zustande gebracht werden . . .[1]

Das ist alles. Ob die Beseitigung der Erwachsenen gerade „die schnellste und leichteste" Methode ist, den Idealstaat zustande zu bringen, könnte man füglich bezweifeln, wenn man tatsächlich annehmen müßte, daß es Platon mit der Verwirklichung ernst war. Aber Glaukon stimmt dem Sokrates mit den Worten zu, dieser habe die Art der Entstehung des Idealstaates richtig dargestellt, „wenn er überhaupt entstehen sollte". Wenn aber: dann hätte seine erste Regierung niemand anderer bilden können als Platon und seine Jünger; und dann wären seine ersten Untertanen — Kinder, seine Regierung — Erziehung gewesen. Das ist offenbar die Vorstellung, die — wenn auch unausgesprochen — hinter der Staatsphantasie Platons steht. Wie aber für den Nachwuchs in der Regierung sorgen? Bekanntlich gliedert Platon die Bevölkerung seines Staates in zwei Klassen: die Masse der erwerbstätigen Bauern und Gewerbetreibenden auf der einen Seite und eine viel kleinere Schar von als „Wächter" bezeichneten Kriegern auf der anderen. Aus dieser Kriegerklasse sollen im Wege einer sorgsamen Auslese die eigentlichen philosophisch gebildeten Regenten hervorgehen, denen eine beinahe unbeschränkte Machtvollkommenheit übertragen ist. Es ist klar, daß, vom Standpunkt realer Politik gesehen, alles auf diese Auslese ankommt und vor allem darauf, wer diese Auslese vorzunehmen hat. Gerade darüber aber gleitet Platon hinweg. Nachdem Sokrates erklärt hat, daß die Regenten „unter den Wächtern die Tüchtigsten" sein sollen,[2] sagt er:

„Man muß also aus der Zahl der Wächter solche auswählen, die sich unserem prüfenden Blick als diejenigen erweisen, die ihr ganzes Leben lang am meisten dasjenige, was ihnen als nützlich für den Staat erscheint, mit vollstem Eifer durchführen werden, was aber nicht nützlich ist, unter keiner Bedingung tun werden."

Und nachdem Glaukon meint, das seien „allerdings die rechten Leute":

1) Politeia VII, 17 (541 St.).
2) Politeia III, 19 (412 St.).

Meines Erachtens muß man sie also auf allen Lebensstufen beobachten, ob sie auch treue Hüter dieses Grundsatzes sind . . ."[1]

„Man" muß auswählen, „man" muß beobachten, aber wer ist dieser „man"? Wer ist dieser Anonymus, der in allen Weltverbesserungsplänen eine so große, die entscheidende Rolle spielt, und hinter dem sich immer der verbirgt, aus dessen Herzen und Hirn der Weltverbesserungsplan entstanden? Sein richtiger Blick ist es, an dem das Schicksal des Staates hängt. Sokrates verrät es ja auch, wenn er sagt, es sei „unser" — das ist: des Platon und seiner Schüler — „prüfender Blick", dem sich „die rechten Leute" erweisen.

Die Regierung des Idealstaates ist im Besitze der vollkommenen Weisheit. Sie, aber nur sie allein, hat das Wissen um die Gerechtigkeit, die ihre Maßnahmen bestimmt. Aber kann sie sich nicht irren? Ist es ganz ausgeschlossen, daß dem obersten Regenten — und im Sinne Platons wird man wohl annehmen müssen, daß das nur ein einziger Herrscher, ein Monarch ist — die göttliche Gabe verlorengeht? Muß die Verfassung nicht für diesen Fall Vorsorge treffen? Aber das ist gerade in der platonischen Verfassung nicht möglich; denn da nur der Regent im Besitz des höchsten Wissens ist, könnte nur er selbst beurteilen, ob ein Regierungsakt von der Linie der höchsten Gerechtigkeit abweicht. Es ist ja immer derselbe böse Kreis, dieser circulus vitiosus des Absoluten, aus dem eben nur der, der sich in seinem Besitz fühlt, für sich, aber nur für sich, den Ausgang finden zu können glaubt. Platon rechnet tatsächlich mit der Möglichkeit, daß die Regierung seines Idealstaates einmal irren kann; und daß auf diese Weise auch der Idealstaat entartet. Er lasse sich

„zwar nur schwer aus seinem Gleise bringen; allein, da alles, was entstanden ist, auch dem Untergang geweiht ist, so wird auch eine solche Verfassung nicht in alle Ewigkeit bestehen, sondern der Auflösung verfallen".[2]

Die Gefahr des Verfalls aber tritt ein, wenn die Regierung nicht für eine entsprechende Fortpflanzung in der herrschenden Klasse sorgt, wenn sie bei Auswahl der geeigneten Paare in der Zuchtwahl Fehler begeht. Dies ist dann der Fall, wenn sie die mystische, für die erfolgreiche Paarung entscheidende Zahl, die platonische Brautzahl nicht kennt. Aber wie sollte ihr diese Formel verborgen bleiben können, da Platon sie doch selbst hier im VII. Buch der „Politeia" beschreibt? Zwar kann er ernstlich nur sich selbst als Herrscher des Idealstaates vorstellen, aber da er es nicht ist, in

1) Politeia III, 19 (412 St.).
2) Politeia VIII, 3 (546 St.).

Wirklichkeit nur Schriftsteller ist, bleibt ihm nichts anderes übrig, als sein Geheimnis preiszugeben. Aber dabei rächt er sich an der grausamen Wirklichkeit, indem er von der glückbringenden Zahl nur in so dunklen Worten spricht, daß sie schließlich doch sein Geheimnis, daß dieser Schlüssel zum Reich sein alleiniger Besitz und somit er allein der wahre Regent bleibt.

Die Regierung des Idealstaates darf, so lehrt Platon, sich zu bestimmten Zwecken als eines geeigneten Mittels gewisser „heilsamer Lügen" bedienen. Sie selbst freilich darf von ihren Untertanen unter keinen Umständen belogen werden. Aber eine Lüge gibt es, von der Platon für nötig hält, daß nicht nur die Untertanen, sondern auch die Regierung an sie glaube: „Welche Möglichkeit", so fragt Sokrates, „gäbe es nun wohl, eine Unwahrheit von jener unentbehrlichen Art, von der wir eben sprachen, also eine einzelne durchaus wohlgemeinte Lüge am liebsten den Regierenden selbst, wo nicht, doch den übrigen Bürgern glaubhaft zu machen?"[1] Die sonst übliche Frage: wer überwacht die Wächter, sie wird hier — bedeutungsvoll genug — zu der Frage: wer belügt die Lügner? Nun, Platon selbst, der, wiederum nur Schriftsteller, nicht anders kann als diese Lüge den Sokrates auf das Drängen des Glaukon hier verraten zu lassen;[2] und gar nicht merkt, daß

1) Politeia III, 21 (414—415 St.).

2) Politeia III, 21 (415 St.). Die „Lüge", die womöglich auch den Regierenden selbst glaubhaft gemacht werden soll, ist die von Platon für seine Zwecke umgedeutete Fabel von den Σπαρτοί, den Kriegern, die aus den von Kadmos gesäten Drachenzähnen aus der Erde wachsen. Der Glaube an die Wahrheit dieses Märchens soll bewirken, daß die Bürger für das Land „gleichsam wie für ihre Mutter und Erzieherin" einstehen und gegeneinander so gesinnt sind, „als wären sie Brüder". Besonders bezeichnend ist der Zusatz, den Platon zu der Fabel macht. „Ihr seid nämlich — so werden wir als Märchenerzähler zu ihnen sagen — nun zwar alle, ihr Bürger unserer Stadt, Brüder untereinander, aber der Gott, der euch bildete, hat den einen unter euch Gold beigemischt, daher sind sie die Gediegensten; den Beihelfern aber Silber, und den Ackerbauern und sonstigen Handarbeitern Eisen und Erz. Da ihr nun alle eines Stammes seid, so kann es, wenn auch in der Regel euere Nachkommen euch selbst gleichen werden, doch vorkommen, daß aus Gold ein silberner Nachkomme und aus Silber ein goldener Nachkomme erstehe, und so auch die übrigen Fälle von Gegenseitigkeit sich finden. Den Regierenden nun gebietet die Gottheit, zuerst und vor allem sich für nichts als schärfere Wächter zu bewähren und auf nichts so eifrig zu achten wie darauf, was von diesen Stoffen den Seelen ihrer Nachkommen beigemischt ist; und wenn irgendeiner ihrer Nachkommen eine Beimischung von Erz oder Eisen hat, so dürfen sie nicht das geringste Mitleid zeigen, sondern müssen ihn dem seiner Natur entsprechenden Stand zuweisen und ihn in die Klasse der Handwerker oder Ackerbauern verweisen; und umgekehrt, wenn aus diesen letzteren einer geboren wird, der eine Beimischung von Gold und Silber aufweist, so werden sie ihm die Ehre antun, ihn je nachdem in den Stand der Wächter oder Beihelfer zu erheben, da einem Orakelspruch zufolge die Stadt dann untergehen werde, wenn das Eisen oder das Erz über sie die Obhut führe." Das also ist die „wohlgemeinte Lüge", an

er damit sein Ziel vereitelt, d. h. die Vorstellung unmöglich macht, die er von der Regierung seines Idealstaates hat: diese soll belogen werden, und kann doch — wenn sie Platons „Politeia“ kennt — nicht mehr belogen werden! Vorausgesetzt freilich nur, daß diese Regierung nicht Platon selbst ist. Aber er selbst ist eben der höchste Regent, der noch über der Regierung des Idealstaates steht, der diese belügt, der einzige, der nicht belogen werden kann.

§ 18. Platons Herrschaftsanspruch im „Politikos“ und in den „Nomoi“. Und er ist selbst der „königliche Herrscher“, dessen Ideal er im Dialog „Politikos“ aufrichtet, er selbst, dieser nur von der Vernunft geleitete Staatsmann. Eben darum muß er, der in Wirklichkeit nur ein Philosoph ist, die paradoxe These vertreten, „die königliche Herrschaft gehöre in das Gebiet der Wissenschaften“.[1] Wer seinen Anspruch auf Herrschaft nur damit zu legitimieren vermag, daß er ein Philosoph ist, der muß Herrschaft mit Wissenschaft identifizieren; der muß überzeugt sein, daß, wer das richtige Wissen hat, schon der richtige Herrscher ist, „gleichgültig, ob er auch die äußere Stellung eines Herrschers in der Gesellschaft einnimmt oder nicht.“

„Denn nur den darf man, gleichviel ob er wirklich herrscht oder nicht, nach dem früher aufgestellten Satz einen königlichen Herrscher nennen, der im Besitze der königlichen Wissenschaft ist.“[2]

So wie Platon ja auch den vom tyrannischen Eros beherrschten Charakter, d. h. sich selbst, sein zweites böses Ich, einen Tyrannen genannt hat, auch wenn er durch das Schicksal nicht dazu gezwungen war, „Tyrann zu werden“.

Hier im „Politikos“ vertritt Platon — viel deutlicher noch als in der „Politeia“ — die Anschauung, daß der wahrhaft weise, königliche Herrscher am besten durch keinerlei staatliches Gesetz beschränkt, nur nach freiem, durch seine Vernunft geleitetem Ermessen regiere.[3] Und auch in den „Nomoi“ sagt er:

„Kein Gesetz und keine Ordnung steht höher als die Einsicht, und es ist nicht recht, daß die Vernunft die Untertanin oder Sklavin von irgend etwas sei, sondern vielmehr, daß sie über alles herrsche ...“[4]

Zwar meint er hier pessimistisch, daß es eben keine oder doch nur sehr

die Platon womöglich auch die Regierenden glauben machen möchte: daß die Bürger zwar alle gleich, weil derselben Mutter Erde entstammend, dennoch aber — da es Herrschende und Beherrschte geben muß — von Natur aus ungleich sind.

1) Politikos III—IV (260 St.) und XXXI (292 St.).
2) Politikos XXXII (292—293 St.).
3) Politikos XXXIII ff. (293 ff. St.).
4) Nomoi IX, 13 (875 St.).

wenige Menschen gebe, die der Vernunfteinsicht teilhaftig, und daß man im Staate lieber die Gesetze regieren lassen müsse. Aber im Idealstaat der „Politeia" setzt er doch voraus, daß die Regierung in der Hand von Menschen ist, die im Besitz der höchsten Weisheit sind.

Der Idealstaat ist ja seinem Begriff nach geradezu derjenige, in dem die Weisen regieren. Platon hätte sich also eigentlich bei seiner Darstellung des Idealstaates sozusagen auf die Personalfrage und im übrigen auf den Hinweis beschränken müssen, daß der irgendwie zur Macht gelangte Beste den Staat nach seinem freien Ermessen, und zwar durch nichts als individuelle, nur den Einzelfall betreffende Entscheidungen zu regieren habe. Wenn er in offenem Widerspruch dazu das freie Ermessen, der künftigen Regenten durch eine ganze Fülle allgemeiner Bestimmungen über die Einrichtung des Idealstaates eingeschränkt und dabei diesen Widerspruch gar nicht gefühlt hat, der zwischen seinem Grundsatz des völlig freien, durch keine Gesetze eingeschränkten Ermessens der Regierung und dem ganzen übrigen Inhalt der „Politeia" besteht, so nur darum, weil er sich selbst als den höchsten Gesetzgeber, die seiner politischen Phantasie entsprungenen Vorschriften aber nicht als „Gesetze" empfunden hat; diese können natürlich ihrem Sinne nach nichts anderes sein als generelle Normen, wenn ihnen auch noch keine positive Geltung zukommt, weil Platon, der Philosoph, ja sein politisches Wollen nicht anders ausdrücken, nicht anders auswirken lassen kann als durch solche „platonische" Gesetze.

Mehr als sein philosophisches Erkennen war ihm dieses sein politisches Wollen die Brücke vom Ich zum Du. Nicht so sehr als Gegenstand verstehender Wissenschaft, denn vielmehr als Objekt der Herrschaft hat er den Menschen gesehen, ist für ihn zumal die „Masse Mensch" allein in Betracht gekommen. In den „Nomoi" taucht an zwei Stellen ein Gleichnis auf, das, in dieser — wie mancher anderen — Richtung bedeutungsvoll, die Stellung Platons zu Gott und Mensch blitzartig beleuchtet. Der Mensch, sagt er hier, sei im Grunde nichts anderes als eine „Drahtpuppe in Gottes Hand", ob vielleicht nur sein „Spielzeug", das wisse er nicht.[1] Aber das sehen wir anderen deutlich, daß, wie Gott mit seiner willenlosen Puppe spielen, sie an ihren unsichtbaren Fäden ziehen kann, so auch der gottnahe, von göttlicher Weisheit erfüllte einzig und allein das Wissen um die Gerechtigkeit besitzende Philosoph und Herrscher, der königliche Weise — nach der, wenn auch nicht direkt ausgesprochenen Vorstellung Platons —

1) Nomoi I, 12 (644 St.); vgl. auch VII, 10 (804 St.).

die ihm zum bedingungslosen Gehorsam unterworfenen Menschen leiten darf und soll. Diese sind für Platon nur Material seines pädagogischen und politischen Gestaltungsdranges. Für so etwas wie Freiheit der Persönlichkeit als ein für alle geltendes Gesetz fehlt ihm jeder Sinn. Darüber, daß Platon die Menschen in der „Politeia“ wie Sklaven behandelt, kommt man auch dadurch nicht hinweg, daß er die Galeere, an die er sie schmiedet, für einen Idealstaat hält. Und gerade in diesem Punkte unterscheiden sich auch die „Nomoi“ durchaus nicht von der „Politeia“. Im „zweitbesten“ Staat ist zwar der Inhalt der Ordnung ein etwas anderer, aber ihr Druck, die Intensität der Regierung ist ebenso groß. Diese Hypertrophie an herrschaftlichem Willen, dieses aus einem übersteigerten Gefühl staatlicher Unfehlbarkeit fließende Übermaß an Autorität, diese erbarmungslose Unterdrückung jeder oppositionellen Regung äußert sich gerade in dem Alterswerk Platons in der am wenigsten sympathischen Weise. Nicht nur die Grausamkeit der hier vorgeschlagenen Strafen überhaupt ist es, die abstößt, sondern mehr noch der beispiellose Gesinnungsterror, besonders auf religiösem Gebiete. Hier sieht man deutlich jenen tyrannischen Charakter sich regen, den Platon immer als den Teufel in seinem eigenen Herzen empfunden hat.

§ 19. Das Syrakusaner Abenteuer. Es ist nicht nur das Werk Platons, das uns seine politische Leidenschaft zeigt, es ist ebenso auch sein Leben. Dieses steht im Schatten eines politischen Unternehmens, das Platon von der Zeit an, da er als etwa vierzigjähriger Mann seine erste Reise nach Sizilien machte, beinahe bis zu seinem Tode in Atem gehalten und das seinen Lebensabend verdüstert hat. Es ist der Versuch Platons, den Tyrannen von Syrakus, Dionysios den Zweiten, für seine Ideen zu gewinnen; ein Versuch, der die platonische Akademie oder doch einige ihrer prominentesten Mitglieder in einen blutigen Bürgerkrieg verwickelt hat, in dessen Verlauf das von Dionysios dem Ersten gegründete große sizilische Reich, eines der kraftvollsten Staatswesen, zu denen es das Hellenentum gebracht hat, und vielleicht überhaupt seine letzte Machtstellung in der antiken Welt, zertrümmert, der Name der platonischen Akademie aber nicht gerade mit Ehre bedeckt wurde.

Nach dem Tode des Sokrates und einem vorübergehenden Aufenthalt in Megara war Platon auf eine größere Reise gegangen, zu der ihn wohl mehr politische als wissenschaftliche Interessen veranlaßt haben mochten. Diese Reise hat ihn vielleicht bis nach Ägypten, sicherlich aber nach Unteritalien geführt, wor er mit den religiös-politischen Organisationen des Pythagoräischen Bundes, insbesondere mit einem seiner hervorragendsten Führer,

Archytas von Tarent, in nähere Beziehung trat. Die antidemokratischen, ausgesprochen aristokratischen Tendenzen der Pythagoräer entsprachen durchaus den politischen Anschauungen, die Platon zur Zeit der Restauration der Demokratie in Gegensatz zu seiner Vaterstadt gebracht hatten. Auch werden ihn wohl die orphisch-mystischen Elemente in der pythagoräischen Lehre lebhaft angezogen haben. Von Unteritalien war er nach Syrakus gekommen, der Hauptstadt des sizilischen Reiches, dem Sitz des Tyrannen Dionysios, vermutlich veranlaßt durch die Pythagoräer, die dort politische Verbindungen hatten. Hier hatte er einen jungen Verwandten des Herrschers, Dion, kennengelernt, und sich in ihn leidenschaftlich verliebt. Es ist ein Gedicht Platons erhalten, das er schon als über siebzigjähriger Greis auf den Tod seines Lieblings geschrieben, und das die bezeichnende Stelle enthält: „Dion, zu dem so rasende Liebe mein Herz bewegte.“ Dion war es, der Platon an den Hof des Dionysios brachte. Und in der Liebe zu dem schönen Jüngling „zeugte“ Platon — um in der Sprache des „Symposion“ zu reden — den für ihn so verhängnisvollen Gedanken, in Syrakus sein politisches Ideal zu verwirklichen, aus dem Tyrannen einen königlichen Herrscher zu machen. Aber der Tyrann ließ Platon gar nicht an sich heran und schob den ihm lästigen Philosophen bald wieder, und zwar recht unsanft, ab. Es heißt sogar, daß er Platon durch den spartanischen Gesandten habe auf Aegina in die Sklaverei verkaufen lassen, aus der Platon nur durch einen Zufall, nämlich dadurch befreit worden sei, daß ihn ein gewisser Annikeris von Kyrene auf dem Markte losgekauft habe.[1]

Trotz dieses Mißerfolges folgte der damals schon sechzigjährige Platon einer Einladung nach Syrakus, die Dion nach dem Tode Dionysios des Ersten bei dessen Sohn und Nachfolger, Dionysios dem Zweiten, durchgesetzt hatte. Und auch diesmal blieb ihm eine Enttäuschung nicht erspart. Zwischen dem jungen Herrscher und seinem Schwager Dion kam ein Konflikt zum Ausbruch, der in dem wirklichen oder von Dionysios nur geargwöhnten Bestreben Dions begründet war, die Herrschaft an sich zu reißen. Die folgenden Ereignisse haben jedenfalls den Argwohn des Dionysios bestätigt. Kaum drei Monate nach der Ankunft Platons wurde sein Freund in die Verbannung geschickt. Damit war im Grunde Platons Traum zu Ende. Seine Absicht scheint dahin gegangen zu sein, Dionysios zur Einführung einer Art konstitutioneller Monarchie und zur Wiederherstellung der von seinem Vater teils vernichteten, teils mit entlassenen Söldnern,

1) Vgl. dazu Eduard Meyer: Geschichte des Altertums. V, S. 302. Die Nachricht wird allerdings vielfach bezweifelt.

d. h. mit Barbaren, besiedelten Griechenstädte zu veranlassen. Und er dürfte auch den Auftrag erhalten haben, Verfassungen für die wiederherzustellenden Gemeinden auszuarbeiten.[1] Aber zu irgendeinem konkreten Ergebnis ist diese Arbeit nicht gediehen, und auch sonst war es Platon begreiflicherweise nicht gelungen, Einfluß auf den Tyrannen zu gewinnen. Das hat er selbst in seinem III. Briefe auf das nachdrücklichste erklärt. Dion war nach Athen gegangen und lebte dort in engster Freundschaft mit Platon und seinen Jüngern im Kreise der Akademie. Doch auch die Beziehungen zwischen Platon und Dionysios waren, wenn auch nur ganz äußerlich, aufrechterhalten geblieben. Der Philosoph besorgte für den Tyrannen kleinere Geschäfte. Gestützt auf gewisse Äußerungen in Platons XIII. Brief, glaubt Eduard Meyer annehmen zu dürfen: „Dionysios stellte ihm dafür seine Unterstützung für Steuern und andere Ausgaben zur Verfügung und benutzte ihn als Vertrauensmann in den Verhandlungen mit Dion und bei anderen diplomatischen Anlässen."[2] Obgleich es nun Platon nicht gelang, Dionysios zu einer Aufhebung der Verbannung des Dion und zu einer Rückgabe des ihm konfiszierten Vermögens zu veranlassen, folgte Platon unbegreiflicherweise einer neuerlichen Einladung des Tyrannen nach Syrakus, mit der Dionysios offenbar keinen anderen Zweck verfolgte, als sich in der Person des berühmten Philosophen und intimsten Freundes des von ihm gefürchteten Dion eines Pfandes zu versichern, das diesen vor Unternehmungen gegen seinen Schwager abzuhalten geeignet war. Wenn Platon, wie er selbst behauptet, sich zu diesem Schritt nach längerem Zögern entschlossen hat, um noch einen letzten Versuch zu machen, Dionysios zu einer Aussöhnung mit Dion und damit zugleich für die wahre Philosophie zu gewinnen,[3] so zeigt das von einer mehr als gewöhnlichen Naivität des großen Philosophen. Darf man den III. Brief Platons für echt halten, dann gewinnt man ein beinahe rührendes Bild: auf der einen Seite ein in einem Milieu von Blut und Gewalttaten aufgewachsener, mit beiden Füßen auf dem Boden des wirklichen und erbarmungslosen Lebens stehender, an dieses von Genüssen aller Art erfüllte Leben sich gierig klammernder junger Tyrann, und auf der anderen Seite ein nur mehr im reinen Geiste schwebender, greiser Denker, der den jungen Lüstling nach einem doktrinären Erziehungsplan zu einem edlen und weisen König umgestalten möchte; und der — sich der ungeheuren Verantwortlichkeit bewußt, mit aller Gründ-

1) Ed. Meyer, a. a. O. S. 504.
2) Ed. Meyer, a. a. O. S. 506.
3) VII. Brief, 339 a—345 c.

lichkeit verfahren will — mit dem Unterricht in der Geometrie beginnen zu sollen glaubt. Das hat ihm in der Abschiedsstunde, die Platon schildert, nicht nur den Hohn des Dionysios, sondern überdies auch noch den Vorwurf eingetragen, er selbst habe den Tyrannen an der Wiederbesiedlung der zerstörten hellenischen Städte gehindert. Nur mit Mühe entkam der schon sechsundsechzig Jahre alte Platon der Gastfreundschaft des Tyrannen, die eine nur notdürftig verkleidete Gefangenschaft war. Immerhin: „schieden sie äußerlich in freundschaftlichen Formen".[1] Nach Platons Rückkehr nach Athen betrieb Dion ganz offen die Vorbereitungen zu einem Sturz Dionysios des Zweiten. Platon berichtet darüber in seinem VII. Brief:

„Als ich dies hörte, verbot ich ihm zwar nicht, unsere Freunde zu gewinnen, wenn sie mitmachen wollten."

Er selbst aber, sagte er zu Dion, könne gegen seinen ehemaligen Gastfreund nicht mittun.

„Auch bin ich wirklich nicht mehr in den Jahren, um irgend jemandem bei einem kriegerischen Unternehmen zu helfen ... Solange ihr Schlimmes im Schilde führt, zieht andere zu — dies sagte ich, weil ich genug hatte von meinen Abenteuern und Mißerfolgen in Sizilien."[2]

Diese Haltung Platons, der formell mit Dionysios dem Zweiten nicht gebrochen und von diesem durch längere Zeit materielle Unterstützungen angenommen hatte, ist merkwürdig genug; und hat ihm denn auch nicht unberechtigte Vorwürfe von seiten des Dionysios eingetragen.[3] Und so kam es zu dem von Dion geführten Aufstand in Syrakus, und zwar — da Platon es nicht hinderte — mit der offenen Unterstützung hervorragender Mitglieder der Akademie, so insbesondere des Speusippos, des Neffen Platons und Nachfolgers in der Leitung der Schule. Es war beinahe ein Feldzug der Akademie

1) Ed. Meyer, a. a. O. S. 509.

2) VII. Brief, 350c ff.

3) Vgl. dazu Ed. Meyer, a. a. O., S. 511. Platons Verhältnis zu dem mit seiner Vaterstadt verfeindeten Syrakus wird auch von ganz bedingungslosen Bewunderern des Philosophen recht abfällig beurteilt. So schreibt Steinhart, Platons Leben, S. 248: „... daß er, ohne persönlichen Unwillen erfahren zu haben, sich dem athenischen Staate nicht nur ganz versagte, sondern sogar einem fremden Staat seine besten Kräfte widmete und auf diesen, der noch vor kurzem dem seinigen feindlich gegenübergestanden hatte, dabei von Tyrannen beherrscht und von wilden Parteien zerklüftet wurde, den Grund seines idealen Neubaus zu legen bemüht war, zu dem doch, auch wenn er ausführbar und überhaupt, was niemand zugeben wird, mit der menschlichen Natur vereinbar gewesen wäre, gerade dort am meisten die sittlichen Vorbedingungen fehlten, die weder durch das Machtwort eines Tyrannen noch durch die Einwirkung pythagoräischer Geheimbünde ergänzt werden konnten. Wir sind außerstande, Niebuhrs hartes Wort: daß Platon ein schlechter Bürger gewesen sei, unbedingt zurückzuweisen."

selbst, der damit endete, daß Dion, dem es gelungen war, Dionysios zu vertreiben und sich zum Tyrannen aufzuschwingen, von seinem Freund, dem Athener Kalippos ermordet wurde. Der Mörder war, vielleicht nicht — so wie Athenaios behauptet[1] — ein Mitglied der engeren Akademie, aber er gehörte doch als Schüler Platons zu dessen weiterem Kreis. Kalippos hat nach kurzer Herrschaft von der Hand eines Kampfgenossen das gleiche Schicksal erlitten, das er Dion bereitet.

Die moderne Geschichtsschreibung ist geneigt, dem Unternehmen des Dion gegen Dionysios den Zweiten nur ideale Zwecke zuzubilligen.[2] Sie tut dies mehr im Vertrauen auf das Urteil Platons, als gestützt auf die äußeren Umstände, die Dion, zumal nach der Eroberung der Macht, als den typischen Tyrannen erscheinen lassen. Er ließ seinen Nebenbuhler Herakleides ermorden und schreckte auch im weiteren Verlauf seiner Herrschaft vor Hinrichtungen und Vermögenskonfiskationen nicht zurück. Sogar Ed. Meyer, der Dion im allgemeinen sehr wohlwollend beurteilt, muß zugeben: „Der ideale König unterschied sich äußerlich in nichts mehr von dem verächtlichen Tyrannen."[3] Angesichts der historischen Tatsachen aber wird es schwer fallen, Platons Verteidigung des Dion im VII. Brief — und dieser ist in seinem Schlußteil nichts anderes als eine Verteidigungsschrift für den geliebten Freund — einfach kritiklos hinzunehmen. Es steht in direktem Widerspruch zu den Tatsachen, wenn Platon behauptet, wer seiner selbst Herr ist, werde auf eine Machtstellung nur in der Weise ausgehen, daß er „auf eine wirkliche Verfassung und auf die Einrichtung von wahrhaft guten und gerechten Gesetzen" abziele,

„die vollzogen wird ganz ohne alles Morden und Totschlagen. Das hat nun auch Dion getan: er zog ungerechtem Tun Unrecht zu leiden vor."

Aber Platon muß — um bei diesem Versuch, Dion als die Verwirklichung seines sittlichen Ideals hinzustellen, nicht in einen allzu großen Gegensatz mit den Tatsachen zu kommen — recht kleinlaut hinzufügen:

„wobei er aber gleichwohl aufpaßte, nicht Unrecht leiden zu müssen."[4]

Platon ist kein unvoreingenommener Richter über seinen Liebling, der ihn, den Weltfremden, trotz aller Sehnsucht nach Macht und Herrschaft der realen Macht und Herrschaft gegenüber hilflosen und naiven Philosophen, in ein Abenteuer verstrickt hat, das wie eine tragische Donquichotterie anmutet. In seinem Dion ist Platon sein Eros auch zum äußeren Schicksal geworden.

1) Athenaios XI, 508 F f. Vgl. Th. Gomperz, a. a. O., S. 594 f.
2) Vgl. dazu Ed. Meyer, a. a. O., S. 512.
3) Ed. Meyer, a. a. O., S. 522.
4) VII. Brief, 351 c—e.

Noch einmal: Der Feuermythos

Brief an Sigmund Freud

Von

Albrecht Schaeffer

Rimsting am Chiemsee

Hochverehrter Herr Professor!

Nachdem die Entdeckung Erlenmeyers im Gesetzbuch des Dchinghis-Khan Sie veranlaßte, auf meine Hypothesen über die Erzeugung der kulturellen Flamme einzugehen und dabei auch meine mythologischen Zusammenhänge durch neue Heranziehungen zu erweitern,[1] erlauben Sie mir gütigst, hierzu noch einmal Stellung zu nehmen und meine Position zu verteidigen — nicht so sehr, als ob es mir darauf ankäme, Recht zu haben, sondern in der Annahme, daß allen Beteiligten, Ihnen wie mir und den Lesern mit der Eröffnung aller Möglichkeiten — Denkbarkeiten, Vorstellbarkeiten — bei einem immerhin so kulturwichtigen Gegenstand wie dem unsrigen gedient ist. Den Lesern insbesondere, für die ja unsere Form der Kontroverse eben nur die Form ist, in der ihnen der Stoff geboten wird. Das Bild daraus stellen sie selber her, indem sie das ihnen Glaubwürdige annehmen.

Daß die Gesetzesstelle des Dchinghis-Khan einen tiefen Grund haben muß, dürfte klar sein, und ebenso die Übereinstimmung mit Ihrer Hypothese. Hier lassen Sie mich gleich einflechten, daß ich heute so wenig wie damals in meinem Aufsatz in der „Psychoanalytischen Bewegung"[2] die von Ihnen angenommene Tatsache — der sexuellen Beziehung zum Feuer — bezweifle, sondern nur die von Ihnen gezogenen Folgerungen auf die Entstehung des Feuers durch seine Bezähmung.

So habe ich denn an der Stelle des Mongolengesetzes nichts auszusetzen, als daß es keine Auskunft erteilt über seine Herkunft, d. h. ob dieses Gesetz aus Sitte entstand oder aus Religion. Denn soviel scheint mir sicher, daß die Beiden — Sitte, Ethos, einerseits, und Religion, Mythos andrerseits nicht an derselben Stelle im Wesen des Menschen Wurzel haben, — wie es ja das unethische Wesen so vieler, wo nicht aller, Göttergestalten — in Hellas, Germanien, Indien — erhärtet, — wohin ich nicht weiter abzuschweifen gedenke. Doch auch der anscheinend so frühsittliche Charakter des ersten Buches Mosis — Sündenfall und Schuld — ist ja spätere Ausgestaltung.

---

1) Freud: Zur Gewinnung des Feuers. Imago XVIII, 1932.
2) II, 1930, S. 201.

So bleibt für mich denn die Frage offen: Stellen wir uns gesittete Zeiten vor — so gab es in ihnen bereits das Feuer. Stellen wir uns ungesittete vor — wo gab es dann das Feuer, zu dem der Mensch in sexuelle Beziehung treten konnte? Oder wie war es möglich, daß — wenn wir sie uns vorstellen — derartige seltene Zufallsbegegnungen Gültigkeit und Gesetzmäßigkeit gewinnen konnten — bis hin zur Entstehung eines Mythos?

Wenn mir hier eine Lücke offen zu bleiben scheint, so paßt sich mir der Gegenstand ausfüllend da hinein, der bereits in meinem Aufsatz keine unwichtige Rolle spielte — nämlich das Instrument zum Feuerzünden, der Feuerquirl. Nehme ich ihn hinzu, so erhalte ich zwei dreigliedrige Ketten von Identitäten, die mir lückenlos ineinander zu greifen scheinen. Nämlich:

Als erste die Kette des Glühens: Sonne — Feuer — sexuelle Erregung.

Als zweite die Kette der Gluttäger: Fenchelrohr — Phallus — Feuerquirl.

Was die Beziehung von Fenchelrohr und Phallus anbetrifft, so scheint sie mir so klar und natürlich, daß die von ihnen, hochverehrter Herr Professor, geäußerten Zweifel auf keine Weise in meinen Kopf hinein wollen, da Sie schreiben: „Einen solchen Gegenstand würden wir in einer Traumdeutung gern als Penissymbol verstehen wollen, wenngleich die nicht gewöhnliche Betonung der Höhlung uns dabei störte. Aber wie bringen wir dieses Penisrohr mit der Aufbewahrung des Feuers zusammen? Das scheint aussichtslos . . ."

Nun in Träumen, darf ich wohl sagen, braucht die Höhlung freilich keine Rolle zu spielen. Andrerseits aber ist doch ein langer Gegenstand, dem Flüssigkeit — Urin oder Samen — entspringt — ein Rohr und ist doch auch der Penis Bewahrer des Samens und des Funkens und Feuers der Lust. So kann ich denn hier nur wiederholen, daß Fenchelrohr, Phallus und Feuerquirl (bestehend aus einem harten, in die Vertiefung eines weichen gesteckten und darin umquirlten Holzes) vollkommene Übereinstimmung miteinander haben.

Aber auch den Übergang zum Prometheusmythos mit Vergehen und Schuld stellt der Feuerquirl her, wenn wir folgendes bedenken. Alles Große, Wichtige, Lebenspendende, das der Mensch sich erfand und erschuf, das schien ihm in seiner Ausbreitung über die Menschengeschlechter, im Ausmaß seiner wohltätigen Wirkungen so groß, daß er seine Erschaffung aus seinen eigenen dürftigen Menschenhänden heraus nahm und in die Hände der Götter legte. So erschuf — um bei den Griechen zu bleiben — Poseidon

das Roß, Athene Ölbaum und Webstuhl. Wieviel mehr aber mußte dem Menschen der Ursprung des Feuers fern von seiner Erde gelegen sein, da es ja nicht darauf wächst, überhaupt eigentlich nicht darauf vorkommt, sondern nur auf eine durchaus geheimnisvolle Weise aus gewissen Stoffen sich gewinnen läßt. Im Blitz konnte es fallen — vom Himmel —; in der Sonne wohnte es gewiß. Kam es aber vom Himmel und gehörte es nicht zu jenen Gaben, die von den Göttern aus freiwilliger Güte gespendet wurden, so konnte es folglich nur durch Raub oder Betrug gewonnen sein. Und wahrscheinlich mußte es den Menschen sein, daß ein so gewaltiges, eher furchtbares als wohltätiges Element von den Göttern nicht freiwillig entlassen wurde, sondern ihnen geraubt werden mußte, was auch nicht ein Mensch, sondern allein ihresgleichen, der Titan, fertig bringen konnte. Dies war die Deutung, die dem geheimnisvollen, mächtigen Feuerquirl von den großen Kundigen, den ersten Besitzern, gegeben wurde — nachdem, wie ich in meinem ersten Aufsatz zu erhellen versuchte, die Erfindung des Quirls selber aus dem Erraten physischer, sexueller Vorgänge seinen Ursprung genommen hatte.

Die weitere Ausgestaltung der Prometheusmythe — Leberzerfleischung —, wie sie von Ihnen herangezogen wurde, stimmt hierzu durchaus. Übrigens auch das Heimliche des Raubes mit dem Heimlichen aller Erotik. Dagegen kann ich mich leider nicht überzeugt geben, was die Hereinbeziehung der Heraklesmythe mit der Hydra angeht. Sie nennen ihn einen „Kulturheros“, und eben weil er das war, fällt es mir schwer, ihn mit so ursprünglichen Dingen menschlicher Veranlagung — Libido und Kastration — zu verbinden. Er war Kulturheros, indem er eine bereits kultivierte Menschheit von Kulturfeinden befreite: der Löwe, der Riese Antaios, die saatenzerstampfende Hirschkuh, die Kentauren einerseits — die stymfalischen Vögel und die lernäische Hydra andrerseits waren Kulturplagen, die beiden letzten zweifellos Seuchen —, und ich möchte bei den stymfalischen (Sumpf?) Vögeln auf Malaria, bei der Hydra nach ihrem Namen auf Typhus schließen. (Ihr Vater hieß übrigens Typhon.) Das Nachwachsen der Häupter — Symbol für die Ansteckung — wie die Giftigkeit ihrer Galle — scheinen mir beide für eine Seuche zu sprechen. Und: *quod ferrum non sanat, ignis sanat,* — so wußte es Herakles schon.

Nun — aber lauter Hypothese ist das alles, eins wie das andere, und der ergebenst unterzeichnete Verehrer Ihrer Schrift ist nur ein Laie. Was er — um zu schließen — für sich gewonnen zu haben glaubt, sind zwei Punkte. Der eine ist das Übergangsglied, — der Feuerquirl, — der zwischen

Erde und Himmel, Mensch und Gott, Sexus und Mythos die Verbindung herstellt, die mir in Ihrer Hypothese zu fehlen scheint. Ob Sie den anderen Punkt als Vorzug gelten lassen werden, möchte ich fast bezweifeln. Es ist der Vorzug der Direktheit oder Einfachheit, den meine Zusammenhänge mir zu haben scheinen, während das Moment der Verkehrung, das bei den Ihrigen, hochverehrter Herr Profestor, mehrfach hervortritt, mir weniger einleuchtet. Mit solcher Vorliebe freilich befinde ich mich möglicherweise ganz in der Irre. Denn einfach ist der Verstand, die Seele ist es keineswegs, und so mag es wohl sein, daß auch diese Dinge, die mir einleuchten, weil sie gefugt und klar für mein Auge sind, in den Tiefen der Menschlichkeit sehr labyrinthische Wege zurücklegten, ehe sie die sichtbaren Gestalten annahmen, die wir nun nicht mehr erraten.

Gerade darum hat es die Wissenschaft ja oft so schwer. Das Wahre ist meist kompliziert. Das aber sind wir selbst. Und darum ist uns das Einfache lieb, denn das ists, was wir sein möchten.

So schließe ich denn in steter Verehrung

als Ihr ganz ergebener

Albrecht Schaeffer.

MITTEILUNGEN UND DISKUSSIONEN

Bemerkungen zu den „Libidinösen Typen"

Von

Dorian Feigenbaum

New York

Die folgenden Erwägungen gehen von Freuds Studie über libidinöse Typen aus,[1] in der psychologische Typen nach Art und Verteilung der Libido unterschieden werden. Freud unterscheidet drei Gruppen: den erotischen, den narzißtischen und den Zwangstypus; er nimmt an, daß zu diesen reinen Typen noch die möglichen Kombinationen oder Mischtypen hinzukommen: der erotisch-zwanghafte, der erotisch-narzißtische und der narzißtisch-zwanghafte. Diese Typen bestehen im Normalleben; doch vermutet Freud, daß es eine Entsprechung zwischen den libidinösen Charaktertypen und der Form der Neurose gebe, die, wie man annehmen möchte, in den Fällen von neurotischer Erkrankung durch andere, spezifisch ätiologische Faktoren bedingt ist.

Man darf nun die Frage aufwerfen, ob die Entsprechung zwischen den libidinösen Typen und den Krankheitsformen nicht noch näher determiniert sei durch die innere entwicklungsgeschichtliche Stellung jeder der libidinösen Phasen, die dem betreffenden Typus seinen spezifischen Gehalt verleihen. Wir heben aus Freuds Darstellung folgendes nochmals hervor: der erotische Typus stellt sozial und kulturell vor allem die elementaren Es-Ansprüche dar; der narzißtische Typus, durch die Vorherrschaft des Interesses an Selbsterhaltung und Aktivität gekennzeichnet, ist durch das Übergewicht des Ichs bestimmt; der durch die besondere Rolle des Gewissens ausgezeichnete Zwangstypus stellt uns die Herrschaft des Über-Ichs dar.

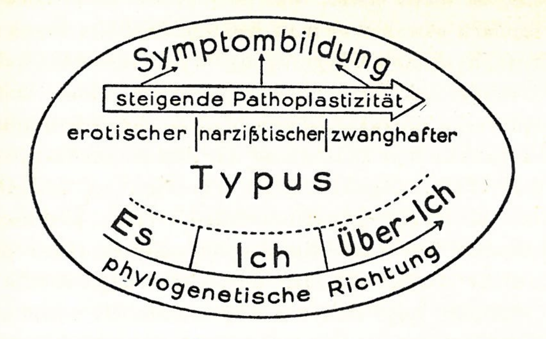
Wir dürfen annehmen, daß die drei libidinösen Typen phylogenetisch nicht von gleicher Ordnung sind, sondern vom erotischen zum narzißistischen und zum Zwangstypus eine fortschreitende Reihe bilden, die der Entwicklung vom Es zum Ich und zum Über-Ich entspricht. Das legt die Vermutung nahe, daß in der Beziehung der libidinösen Typen zur Pathologie die pathoplastische Potenz der reinen Typen und ihrer Kombinationen, der Mischtypen, dem phylogenetischen Fortschritt „symbat" verläuft.[2] Daraus würde folgen, daß das geringste pathoplastische Vermögen dem reinen, ausschließlich erotischen Typus zukomme, da dieser in primitiver Schichte, im Es, wurzelt. Ein Zusatz in der Richtung nach „aufwärts" wird dann das pathoplastische Vermögen

1) Int. Ztschr. f. Psa. XVII, 1931.

2) Ich verwende hier einen Ausdruck, der in die Physik eingeführt wurde, um „im gleichen Sinne wachsend" auszudrücken; direkt „proportional" ist z. B. ein besonderer Fall eines symbatischen Verhältnisses.

steigern. Wenn sich also der vorherrschend erotische mit einem narzißtischen oder zwanghaften Typus verbindet, muß die Pathoplastizität, oder die Fähigkeit, einen guten Nährboden zur Neurosenbildung abzugeben, wachsen. In ähnlicher Weise vermindert daher eine Beimischung in der Richtung nach „abwärts" die pathoplastische Kraft; die Beimischung erotischer Elemente zu einem vorwiegend narzißtischen oder zwanghaften Typus müßte notwendigerweise die Krankheitsbereitschaft herabsetzen. Endlich muß im Falle eines vorherrschend zwanghaften Typus jede Verbindung mit einem anderen Typus — dem erotischen oder dem narzißtischen — die Pathoplastizität herabsetzen.

Das folgende Diagramm mag diese Überlegungen veranschaulichen!



Psychologie und Ontologie

Bemerkungen zu R. Wälder: Die latenten metaphysischen Grundlagen der psychologischen Schulen[1]

Von

Paul Kecskeméti

Berlin

1. In der genannten Abhandlung unternimmt es Wälder, die latenten ontologischen Voraussetzungen der psychologischen Theorien freizulegen. Sein Unternehmen dient dabei nicht nur dem Interesse wissenschaftstheoretischer Klassifizierung, sondern es greift auch in die Diskussion über die Grundbegriffe der Psychologie, über die richtige Methode psychologischer Erkenntnis ein. Man

1) Verhandlungsbericht des Kongresses der Internationalen Gesellschaft für angewandte Psychopathologie und Psychologie. Berlin, S. Karger, 1931.

könnte nun fragen: Ist durch die Freilegung von latenten ontologischen Voraussetzungen irgend etwas für die Klärung der psychologischen Problematik zu erhoffen? Kann die Psychologie etwas von der Ontologie lernen? Selbst wenn man zugeben mag, daß ontologische Fragestellungen ihr eigenes Recht, ihren eigenen Sinn haben, könnte man bezweifeln, daß ontologische Einsichten irgendeine Streitfrage über psychologische Tatbestände zu klären imstande sind.

Aber Wälder unterstellt das auch nicht. Er will nicht fertig formulierte, dogmatische Sätze der Ontologie auf die Psychologie anwenden. Es kommt ihm nicht auf eine Theorie hinter der psychologischen Theorie an, sondern auf die menschliche Haltung, die sich in ihr bekundet. Das, was er unter dieser Voraussetzung versteht, ist nicht etwas, was man glaubt oder nicht glaubt, beweist oder widerlegt, sondern etwas, was man betätigt. Wälders Frage zielt nicht nach irgendwelchen metaphysischen Überzeugungen der verschiedenen Autoren, sondern nach den Grundsätzen ihres wissenschaftlichen Tuns. Somit müssen wir Wälders Absichten dahin charakterisieren, daß er sich vornimmt, von der „Angemessenheit" der praktischen Einstellung der Seelenforscher ihrem Gegenstande gegenüber auf den Wahrheitsgehalt ihrer Theorien zu schließen. Es sei zugegeben, daß auch noch die „Angemessenheit" einer praktischen Einstellung durchaus Ansichtssache ist. Aber die Angemessenheit einer praktischen Einstellung ist eben nicht etwas, was man durch eine dogmatische Diskussion ausweisen könnte; vielmehr zeigt sich die Angemessenheit beziehungsweise Nichtangemessenheit der Einstellung erst in der Bewährung beziehungsweise im Mißerfolg des auf ihr beruhenden Tuns. Deshalb glauben wir, daß Wälders Untersuchung keine leere dogmatische Erörterung, sondern ein fruchtbarer Akt wissenschaftlicher Selbstbestimmung ist. Das Primäre ist für ihn das Erlebnis der Bewährung und Nichtbewährung psychologischer Standpunkte, und er fragt, woran diese liegen mag.

2. Wälder teilt die psychologischen Theorien in zwei Hauptgruppen ein, die den zwei Grundtypen der Einstellung zum Gegenstand der Psychologie, nämlich den psychischen Erscheinungen, entsprechen. Die erste Gruppe bezeichnet er als die der „naturwissenschaftlichen", die zweite als der „nicht naturwissenschaftlichen" Psychologien. Worin besteht die Eigenart dieser Gruppen?

Für die naturwissenschaftliche Einstellung ist es nach Wälder bezeichnend, „daß sie für ihren Gegenstand den ontologischen Charakter der Dinglichkeit voraussetzt". Das Sein eines solchen Gegenstandes ist „das eines Dinges unter Dingen, eines Seienden neben anderem Seienden". Demgegenüber ist für die nicht naturwissenschaftliche Psychologie „das Sein des Daseins (sc. des Menschen) in irgendeinem Sinne mehr als nur das eines Dinges unter Dingen". Diese Psychologie wisse nämlich, „daß die Psychologie es ja mit einem Seienden zu tun hat, dem wir nicht bloß und wohl auch nicht primär von außen gegenüberstehen, wie dem Stein, dem Holz oder sonst der unbelebten Natur, son-

dern mit einem Seienden, das wir ja selbst sind". Als Beispiel für die naturwissenschaftliche Gruppe führt Wälder unter anderem die Sinnespsychologie, die Assoziationspsychologie an, während der nicht naturwissenschaftliche Typus durch die Psychoanalyse, die Individualpsychologie, die Goldsteinsche Lehre usw. vertreten ist.

Wir sehen, welches „Erlebnis" diese eigenartige Einteilung inspiriert hat: es ist das Erlebnis der Nichtbewährung, der Unfähigkeit der als naturwissenschaftlich bezeichneten Theorien, die nicht das gehalten haben, was das wissenschaftliche Bewußtsein von ihnen erwartet, — wogegen die Bewährung, die wirkliche, helfende, wesentliche Erkenntnis, auf der anderen Seite zu finden ist. Wälder gibt ausdrücklich zu, daß auch die naturwissenschaftlichen Theorien, wie z. B. Assoziationspsychologie oder Sinnespsychologie, richtige Teilerkenntnisse bieten; nur seien ihre Erkenntnisse eben unwesentlich, — sie bewähren sich nicht. Ihre unausgesprochene Voraussetzung — eben die Auffassung des Menschen als „Dinges neben Dingen" — verhindere sie daran, wirklich in ihren Gegenstand einzudringen. Wesentliche Erkenntnisse könne eben nur eine Theorie bieten, die mit der Auffassung des Menschen als eines „Dinges neben Dingen" breche. Dieses Erlebnis der Unzulänglichkeit der positivistisch fundierten Psychologie scheint heute tatsächlich allgemein verbreitet zu sein; der Mangel an wesentlichen Erkenntnissen ist nicht abzuleugnen.

Mit gutem Recht setzt also Wälders kritische Selbstbesinnung an diesem Punkte ein. Aber wir möchten bezweifeln, daß seine Formulierungen — „naturwissenschaftliche" Psychologie, Auffassung des Menschen als „eines Dinges unter Dingen" — das richtige treffen.

3. Vor allem — weshalb die Bezeichnung „naturwissenschaftliche Psychologie"? Gemeint ist wohl, und zwar durchaus richtig, eine enge methodologische Verwandtschaft zwischen der positivistischen Psychologie und der Physik als der dem Ideal des Positivismus am nächsten kommenden Wissenschaft vom Wirklichen. Ist aber für die Einstellung des Physikers seinem Gegenstande gegenüber wirklich dies wesentlich, daß er diesen Gegenstand als „Ding unter anderen Dingen" auffaßt? Das möchten wir bezweifeln.

Unseres Erachtens geht das Ding als solches gar nicht in die physikalische Theorie ein; der Physiker hat es nicht mit den konkreten Körperdingen als solchen zu tun. Freilich sucht er Sätze zu gewinnen, die auf die konkreten Körperdinge anwendbar sind. Aber das betrifft doch eben nur die Anwendung und nicht den Inhalt dieser Sätze. Der Gegenstand, wovon die Sätze der Physik handeln, ist weder dieses oder jenes Ding, noch die Dinglichkeit, sondern einzig und allein die Gesamtheit der funktionalen Zusammenhänge zwischen möglichen Messungsdaten. Jedes „Ding" ist zwar physikalisch meßbar, aber die bloße Meßbarkeit, die allein die Physik interessiert, ist doch nur ein Moment, eine Seite des Seins des Dinges. Gerade die Dinglichkeit, nämlich der Um-

stand, daß eine physische Gestalt für uns eine gewisse Dingrolle verkörpert, geht die Physik nichts an. Der Physiker hat weder mit Tischen noch mit Stühlen noch mit „diesem Stück Eisen" zu tun. Freilich ist sein Gegenstand, wenn man will, umfangsgleich mit der Welt der Dinge: er untersucht eben „Dingfunktionen"; aber doch nur Dingfunktionen einer besonderen Art, — von den existentiellen Dingfunktionen, den Ding„rollen", sieht er prinzipiell ab. Die von der Physik untersuchten Dingfunktionen entfernen sich zuweilen von der uns vertrauten Dingwelt sehr beträchtlich. Niemand würde eine elektrische Spannung, eine Strömung, eine oszillierende Bewegung als „Dinge" bezeichnen. Die Instrumente — ein Galvanometer, eine Uhr usw. — sind es wohl, aber gerade sie sind nie das Thema einer physikalischen Erörterung.

4. Nach dem Vorangehenden ist es wahrscheinlich, daß das Kriterium, auf Grund dessen Wälder die „naturwissenschaftlichen" und „nicht naturwissenschaftlichen" Psychologien voneinander abgrenzt, unzutreffend ist. Wenn nämlich das unterscheidende Merkmal der „naturwissenschaftlichen" Gruppe ihre methodische Nähe zur Physik sein soll — was zweifellos Wälders Meinung entspricht —, dann kann nicht die „Dinglichkeit" des Gegenstandes das auszeichnende Merkmal dieser Theorien sein. In der Tat: Was spielt für den Assoziationspsychologen die Rolle eines Dinges? Etwa das psychische Subjekt? Gewiß empfängt das Subjekt nach dieser Psychologie Einwirkungen, Reize von den Dingen, die prinzipiell nur solche Wirkungen im Subjekt hervorrufen können, die sie auch in einer „bloßen Sache" hervorrufen würden, die etwa dieselbe chemisch-physiologische Struktur hätte wie das Subjekt. Aber die Theorie betrachtet das Subjekt selbst doch nicht als Ding, weil sie ja gerade darauf ausgeht, das kompakte, „dingliche" Dasein des Gegenstandes in punktuelle, einzelne Taten aufzulösen. Diese Daten interessieren die Theorie nicht als dingliche Daten, d. h. nicht als Daten, Eigenschaften eines bestimmten Dinges, sondern ihre ganze Leistung besteht eben darin, daß sie als Daten ganz indifferent mehreren Subjekten zukommen können. Geradeso wie die Physik sich nicht für „dieses Stück Eisen" als solches interessiert, sondern nur das von dem Stück Eisen in Erfahrung bringen will, was genausogut von jedem anderen gleichartigen Stück Materie gilt, beschäftigt sich die Assoziationspsychologie nicht mit dem individuellen Subjekt als solchem, sondern sie betrachtet das Einzelsubjekt als Fall genereller funktionaler Zusammenhänge. Ihr eigentlicher Gegenstand sind diese Zusammenhänge selbst, wie sie zwischen isolierten Bewußtseinsdaten bestehen, etwa der Art, daß eine Vorstellung, die einmal zeitlich mit einer anderen Vorstellung gekoppelt war, die Tendenz hat, immer wieder dieselbe Vorstellung auszulösen. Das ist also das eigentliche auszeichnende Merkmal der von Wälder als „naturwissenschaftlich" bezeichneten Psychologien: daß sie am isolierten, punktartigen Bewußtseins*datum* orientiert sind. Es sind in diesem Sinne „atomistische" Theorien.

Die andere Gruppe von Theorien ist also konsequenterweise durch den Umstand zu kennzeichnen, daß sie nicht vom manifesten, isolierten, womöglich mit unpersönlichen Beobachtungsmitteln registrierbaren Datum ausgeht, sondern von einer Totalität des seelischen Geschehens, in die alle etwa isolierbaren Daten derart verwoben sind, daß sie erst vom Ganzen des Geschehens her ihre eigentliche Bedeutung erhalten. Gewiß ist die Erfassung dieser Totalität nur durch die Erwägung möglich, daß das seelische Geschehen, das wir untersuchen, mit dem Geschehen verwandt, gleichsinnig ist, das wir in uns selbst erleben. Aber wir möchten bezweifeln, daß diese ontische Verwandtschaft zwischen Objekt und Subjekt der psychologischen Erkenntnis jene ontologische Voraussetzung sei, auf der die nicht naturwissenschaftlichen, oder richtiger: nicht atomistischen Theorien beruhen. Denn es ist wohl nicht so, daß die Setzung der ontischen Verwandtschaft an und für sich ausreicht, um eine Erkenntnis der Materie zu begründen: wissen wir doch zunächst ebensowenig, was es mit unserem eigen-seelischen Geschehen, wie, was es mit dem Fremdseelischen auf sich hat. Die Überlegung, daß das Objekt der Psychologie gewissermaßen „wir selbst“ sind, weist nur die Richtung, in der die Lösung der Probleme zu suchen ist, bietet aber noch keine Voraussetzung, die bei der Lösung zugrunde zu legen ist. Die wirkliche „ontologische Voraussetzung“ der nicht atomistischen Theorien, oder vielmehr: den allgemeinsten, formalen Rahmen, der die verschiedenen Voraussetzungen aller zu dieser Gruppe gehörenden Lehren umfaßt, können wir an dieser Stelle nur andeuten. Das Wesentliche dieser Voraussetzung scheint uns zu sein, daß die seelischen Phänomene nur eine Analyse zulassen, wie sie Sinnvollem und Gestalthaftem gegenüber statthaft ist. Damit ist nicht gesagt, daß diese nicht-atomistischen oder ganzheitlich orientierten Theorien durchaus nur „verstehen“, in den Sinn eines jeden seelischen Phänomens eindringen wollen. Es dünkt uns vielmehr, daß das Verstehen zwar möglicherweise das Anwendungsziel, aber nicht die Aufgabe einer Wissenschaft ist. Einen Sinngehalt als solchen analysieren ist etwas anderes als einen Sinngehalt verstehen, und die Aufgabe der Wissenschaft ist die Analyse, nicht aber das Verständnis, das sie entweder voraussetzt oder vorbereiten will.

5. Wälder führt verschiedene Beispiele dafür an, wie eine psychologische Theorie durch die Aufdeckung ihrer latenten ontologischen Voraussetzungen begriffen werden kann. Wir wollen seine diesbezüglichen, recht lehrreichen Ausführungen, nicht durchgehend untersuchen, sondern nur ein einziges Beispiel, das der Psychoanalyse, ins Auge fassen.

Wälder deutet die ontologische Voraussetzung, die der psychoanalytischen Theorie zugrunde liegt, zunächst wie folgt an: „Man kann als vorläufige Halbwahrheit sagen: das Sein des Menschen ist in der Psychoanalyse Getriebensein und geschichtliches Sein.“ Unter „Getriebensein“ ist biologische Triebbedingtheit, unter „geschichtlichem Sein“ aber die Form des individuellen Lebens-

geschehens zu verstehen, als Seinsform eines Seienden, das sich in der Zeit wandelt, aber durch diese Wandlung hindurch doch „dasselbe“ bleibt, eine Seinsform, der wesentlich zugehörig ist „das latente Fortleben der Vergangenheit und die Bereitschaft zum manifesten Wiederbeleben sowie die Bedeutung des konkreten Zeitpunktes für das Ganze seiner Wirkung“.

Diese Charakterisierung der ontologischen Voraussetzungen der Psychoanalyse scheint uns durchaus treffend zu sein. Sind aber diese Voraussetzungen wirklich so durch und durch metaphysisch, wie es nach Wälders Formulierung den Anschein hat? Wir glauben, daß in der Voraussetzung des Getriebenseins nicht so sehr eine metaphysische Struktur als vielmehr der biologische Begriff des Organismus steckt. Es ist zwar eine ontologische, wenn man will eine metaphysische Annahme, daß die Seinsform des Menschen „Getriebensein“ ist. Aber die Materie dieser Annahme bildet der biologische Begriff des Organismus. Man könnte demnach die Wäldersche Voraussetzung vom Getriebensein so formulieren, daß die Psychoanalyse das Sein des Menschen als im wesentlichen von der biologischen Triebstruktur bedingt ansehe. Gewiß ist dies „Wesentlich-von-der-biologischen-Triebstruktur-bedingt-sein“ eine Totalitätsstruktur, wenn man will, ein Sinnzusammenhang; sonach ist die Psychoanalyse, die es zugrunde legt, keine atomistische Theorie; aber wenigstens insofern als die TriebLehre in Betracht kommt, wäre sie durchaus als „naturwissenschaftliche“ Theorie zu bezeichnen. Ja, eine biologisch fundierte Psychologie scheint uns viel mehr die Bezeichnung „naturwissenschaftliche Theorie“ zu verdienen als etwa die Assoziationspsychologie, diese panintellektualistische Lehre, die, mit jeder biologisch fundierten Psychologie verglichen, den Eindruck eines unkritischen Anthropomorphismus macht. Naturwissenschaft ist eben nicht gleichbedeutend mit Atomistik.

6. Neben der Triebhaftigkeit macht die Psychoanalyse nach Wälder noch eine andere Voraussetzung: sie betrachtet das Sein des Menschen als „historisches“ Sein. Was ist nun unter „historischer Seinsform“ zu verstehen? Wälder kennzeichnet sie durch „das latente Fortleben der Vergangenheit und die Bereitschaft zum manifesten Wiederbeleben sowie die Bedeutung des konkreten Zeitpunktes für das Ganze seiner Wirkung“. Das erstere — nämlich das latente Fortleben der Vergangenheit — erinnert an die Beharrungsthesen der kausalen naturwissenschaftlichen Theorien. Das letztere — die Bedeutung des konkreten Zeitpunktes — hat in keiner Kausaltheorie ein Gegenstück. Somit erhebt sich die Frage, ob und wie eine historische Betrachtung möglich ist, welche kausale und nichtkausale Strukturelemente sie in sich vereinigt.

Wir wollen zunächst die allgemeinen Bedingungen zeigen, unter denen eine kausale Historik überhaupt möglich ist. Es ist in der Tat oft behauptet worden, daß jede Historie als solche sich der kausalen Betrachtung entzieht. Versteht man das Wort Historie im denkbar weitesten Sinne, dann ist diese Behauptung

falsch. Wenn es überhaupt Kausalität gibt, wenn es z. B. Kausalität in der „Natur" gibt, dann gibt es Kausalität auch in der Historie im weitesten Sinne, d. h. es ist dann möglich, einmalige Ereignisreihen in individuellen Systemen als Kausalreihen aufzufassen. Es fragt sich nur, ob die Lebensgeschichte eines Menschen oder die politische Geschichte eines Staates — also Historie im engeren Sinne — als Kausalreihen darstellbar sind. Um diese Frage beantworten zu können, fragen wir, was es überhaupt bedeutet, eine individuelle Ereignisreihe als Kausalreihe darzustellen.

Das Ideal dieser kausalen Historik besteht darin, jedes Ereignis der in Frage stehenden Ereignisreihe auf seine Ursache zurückzuführen. Das Ideal ist freilich unerreichbar. Es liegt, wie wir noch sehen werden, im Wesen der Kausalität, daß sie nicht alle überhaupt angebbaren Ereignisse eines Systems umfassen kann. Nur solche Ereignisse, die bestimmten Bedingungen entsprechen, einen bestimmten Typus aufweisen, können in eine Kausalbeziehung eingehen.

Ein Ereignis auf seine Ursache zurückführen, heißt soviel wie ein anderes Ereignis auffinden, dessen Ausbleiben den Wegfall des zu erklärenden Ereignisses zur Folge gehabt hätte, und dessen gesetzlich angebbare Änderung eine ebenfalls gesetzlich feststehende Änderung des zu erklärenden Ereignisses nach sich gezogen hätte.

Die erste Bedingung würde allein nicht ausreichen. Gewiß würde ich nicht antworten, wenn man mich nicht gefragt hätte; und trotzdem ist die Frage nicht die Ursache meiner Antwort. Frage und Antwort stehen überhaupt in keinem Kausalverhältnis, weil es keine Funktionen gibt, die eine gesetzliche Abwandlungsreihe der möglichen Fragen festlegen und dieser Reihe eindeutig eine Reihe der Antworten zuordnen würden. Damit haben wir den Typus einer kausal nicht zu fassenden Ereignisreihe.

Aber kehren wir zu den kausal zu fassenden Ereignisreihen zurück. Wie können wir die Feststellung eines Kausalzusammenhanges treffen? Doch nicht durch unmittelbare Erfahrung. Denn es gibt offenbar keine Erfahrung dessen, was dann geschehen würde, wenn ein bestimmtes Ereignis nicht oder in gesetzlich abgeänderter Form eingetreten wäre. Die Möglichkeit, solches festzustellen, ist nur dann gegeben, wenn das zu erklärende Ereignis zu einem Typus gehört, der immer wiederkehrt, aber verschiedene Grade annehmen kann, und wenn es unserem Zugriff gelingt, durch Änderung der Quantität anderer Ereignisse die Wiederkehr der Ereignisse des zu erklärenden Typus in quantitativ gesetzlich variierter Form zu veranlassen. Somit reicht die kausale Betrachtungsweise soweit, wie Typisierung, Funktionalisierung und Experiment reichen.

Demnach ist kausale Historik, d. h. kausale Darstellung von Ereignisreihen in individuellen Systemen tatsächlich nur soweit möglich, als quantitativ abwandelbare, typische Ereignisse in Betracht kommen. Die Ereignisse aber, die den Inhalt einer Biographie oder einer Staatengeschichte ausmachen, entsprechen

diesen Bedingungen nicht. Sie selbst sind in keinen Kausalzusammenhang einzuordnen. Offenbar ist dieser Umstand den Vertretern einer strengen Naturgesetzlichkeit, die in der menschlichen Welt einen lückenlosen Determinismus fordert, ein Stein des Anstoßes. Der Determinismus bemüht sich, eine Abbildung zwischen den biographischen Ereignissen und einer quantitativen Ereignisreihe herzustellen, die mittelbar einer Quantifizierung jener Ereignisse gleichkommen und daher die kausale Betrachtung ermöglichen würde. So stark aber auch die Suggestionskraft ist, die vom Gedanken einer lückenlosen naturgesetzlichen Determiniertheit aller menschlichen Begebenheiten ausgeht, die Herstellung dieser Abbildung ist bisher nicht gelungen und wird kaum je gelingen. Deshalb glauben wir, daß das Bestreben, die menschliche Historie auf strenge, lückenlose Kausalität zu gründen, vom Ziele, die wirkliche Bedingtheit menschlicher Begebenheiten zu erkennen, in Wahrheit weg- — statt ihm näherführt.

7. Welcher Art ist die Bedingtheit, die die individuelle Lebensgeschichte, welche wir hier allein unter den Zweigen der Historie betrachten möchten, beherrscht? Ist denn eine Bedingtheit denkbar, die zwar keine Kausalität, aber doch streng begrifflich faßbar ist?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zuerst angeben, was unter einer Bedingtheit einer historischen Folge zu verstehen ist.

Zunächst einmal können wir jedes Entwicklungsgesetz, jede Bewegungsgleichung und ähnliches als Bedingtheiten auffassen. Es sind Bedingtheiten, die sich auf ein einziges System beziehen. Diese Formeln sind freilich keine Kausalsätze. Die Gleichung einer Bewegung, welche besagt, daß ein Körper, der sich im Zeitpunkte t_0, im Raumpunkte A befindet, im Zeitpunkte $f(t_0)$, im Raumpunkte $f'(A)$ sein wird, sagt nichts über irgendeine Verursachung aus. Ein Kausalgesetz ist demgegenüber eine Bedingung, die für zwei (oder mehrere) Systeme gilt, derart, daß sie einer Änderung eines Systems eine Änderung in dem mit ihm im Kontakt befindlichen System zuordnet. Das Kausalgesetz ist demnach eine Kontaktbedingung, die meßbare Veränderungen in den kontingenten Systemen einander zuordnet.

In der menschlichen Lebensgeschichte haben wir es ebenfalls mit Bedingungen beiderlei Art zu tun: mit Entwicklungsformeln und mit Kontaktbedingungen. Aber beide sind verschieden von den physischen Bedingtheiten. Die Entwicklungsstadien des Organismus z. B. sind nicht durch Merkmale ausdrückbar, die durch eine Funktion miteinander verbunden sind. Uns interessieren aber vor allem die Kontaktbedingungen. Wie sind sie geartet?

Offenbar befindet sich der Mensch (oder, wenn man die Dinge biologisch betrachten will, der menschliche Organismus) in stetem Kontakt mit der Umwelt. Die Änderungen der kontaktrelevanten Faktoren der Umwelt rufen im Organismus Wirkungen hervor. Diese Wirkungen sind nicht willkürlich. Sie unterstehen gewissen immer vorwaltenden Kontaktbedingtheiten. Nur sind diese

Kontaktbedingtheiten keine Kausalgesetze, sondern die gesamten Kontaktverhältnisse sind erheblich komplizierter als im Falle der Kausalität. Es steht z. B. für eine kausale Bedingung immer von vornherein fest, welche Änderungen „kontaktrelevant" sind, während dies im Falle des Kontakts Mensch—Umwelt schon nicht generell feststellbar ist. Außerdem aber — und dies ist das Wichtige — beziehen sich die Kontaktbedingungen nicht oder nur ausnahmsweise auf merkmaldefinite Ereignistypen. Man kann keine Kontaktbedingungen der Art aufstellen, „immer, wenn in der kontingenten Umwelt ein Ereignis von der Charakteristik C_x eintrete, finde im Organismus ein Ereignis von der Charakteristik K_y statt", wobei x ebenso wie y abwandelbar wäre. Solche Kontaktbedingungen bestehen deshalb nicht, weil der Organismus immer als Ganzes auf die Umwelt als Sinnganzheit reagiert. Deshalb hängt es vom Gesamtzustand des Organismus ab, wie er sich im Kontakt verhält.

Die Bedingtheit der menschlichen Ereignisse ist deshalb so geartet, daß nicht feste Ereignismerkmale, sondern bloß Tendenzen, Wahrscheinlichkeiten einander zugeordnet sind; eine Kontaktbedingung besagt nicht: „falls dies und dies im System U geschieht, wird dies und dies im System O geschehen", sondern: „eine Sinnmodifizierung des Systems U hat eine Tendenz, eine Bereitschaft, im System O zur Folge".

Im Bereich des Bewußtseins sind Kontaktbedingtheiten solcher Art völlig klar. Eine Kontaktbedingtheit dieser Art stellt z. B. die „Kenntnis des Individuums A" dar. Daß diese Bedingung für ein Subjekt besteht, sagt eben dies, daß, wenn in der kontingenten Umwelt A erscheint, eine Tendenz zur Rekognoszierung seitens des Subjektes besteht. Ob die Rekognoszierung wirklich stattfindet, hängt vom Gesamtzustand ab. Das Wichtige aber ist, daß die Rekognoszierung selbst nicht als punktuelles Ereignis aufzufassen ist, sondern als Sinnmodifikation der Gesamtlage des Subjekts. Daß A rekognosziert wird, bedeutet soviel wie, daß die Lage des Subjekts ein Element der Geborgenheit, der Einstimmigkeit mit der Umwelt aufweist. Das ist in der Tat der eigentliche Inhalt der Kontaktbedingtheiten, auszusagen, wann Tendenzen zur Einstimmigkeit beziehungsweise Unstimmigkeit mit der Umwelt erzeugt werden.

Einstimmigkeit und Unstimmigkeit sind in der Sphäre der Intentionalität, als Bewußtseinsmodifikationen, offenbar zu Hause. Es fragt sich nur, ob alle Kontaktbedingtheiten intentionaler Natur sind: ob jede Einstimmigkeit und Unstimmigkeit überhaupt nur als Bewußtseinsmodifikation zu fassen ist. Das möchten wir bezweifeln. Wir glauben jedenfalls, daß unbewußte, rein biologische, somatische Konstellationen im Organismus ebenfalls in Kontaktbedingtheiten eingehen können. Dies scheint uns auch eines der typischen Gedankenmotive der Psychoanalyse zu sein: daß die Kontaktbedingungen, unter denen menschliche Historie steht, nicht ausschließlich intentionaler Art sind. Dies scheint uns der Kern des Sachverhaltes zu sein, auf die Wälder hinweist,

indem er die psychoanalytische Auffassung als die Lehre vom „Getriebensein“ und „geschichtlichen Sein“ betrachtet.

8. Außerdem ist aber noch ein Charakteristikum des historischen Geschehens zu berücksichtigen. Ein Ereignis im historischen Sinne ist nicht die bloße Erfüllung einer Bedingung; sondern das historische Ereignis beeinflußt seinerseits die Bedingungen der Historie, und darin besteht eben seine Bedeutung. Wir machen Historie tatsächlich nicht, um zu erfahren, woher die Ereignisse kommen, sondern wir möchten erfahren, wie sie den Umkreis und das Niveau des Geschehens bestimmen. Deshalb kommt es nie darauf an, was an einem Ereignis sinnfällig, was an ihm aufweisbar, beschreibbar ist, sondern auf das historische Gewicht, auf die schicksalhafte Bedeutung. Die historischen Ereignisse sind Entscheidungen, die die Kontaktbedingungen, die Möglichkeiten von Einstimmigkeit und Unstimmigkeit im Kontakt Organismus—Umwelt, erst schaffen.

Menschliche Historie hat, so betrachtet, ebenso eine immanente, rein intentionale Seite wie eine außenbedingte, somatisch-biologische. Welche Reihe „eigentlich maßgebend“ ist, das ist eine schiefgestellte Frage, weil Organismus und Intentionalität, Leben und Erleben, „eigentlich“ eine Einheit bilden; ein Organismus ohne Intentionalität wäre als Organismus unvollkommen, unstimmig, während freilich eine Intentionalität ohne organische Grundlage nicht existieren kann. Nicht darauf kommt es also an, die beiden Reihen einander gegenüberzustellen, sondern darauf, sie als Einheit zu begreifen. Wohl aber hat es einen guten Sinn, besondere Bedingungsreihen für sich zu erforschen.

Jedenfalls ist dabei vor Augen zu halten, daß — ob im Biologischen oder im Intentionalen — das „Ereignis“, das als Objekt der historischen Betrachtung in Frage kommt, eine Entscheidung, eine Festlegung von Tendenzen zur Einstimmigkeit beziehungsweise Unstimmigkeit und nicht eine einmalige, punktuelle Änderung ist.

In diesem Sinne verkündet Historik eine Fortdauer der Vergangenheit: also weder kausal, im Sinne einer fortlaufenden Reihe von Veränderungen, noch aber so, daß (wieder kausal) eine Bedingung geschaffen wird, die einem deskriptiven Ereignismerkmal „in aller Zukunft“ andere, ebenfalls deskriptive Ereignismerkmale zuordnet, sondern so, daß sich in der Reihe der jeweils vollendeten „Tatsachen“ Umkreis und Niveau der Auseinandersetzung zwischen den Ganzheiten Organismus—Existenz und Umwelt—Intentionalität entscheidet und vollendet. So verstehen wir jenen Gedanken des Überstiegs, den Wälder am Ende seines Aufsatzes ausspricht: Historie ist nicht nur die Erfüllung feststehender Bedingungen, sondern ein Überstieg über sie hinaus.

Und darin liegt, wie auch Wälder meint, zutiefst die Möglichkeit der psychoanalytischen oder überhaupt der therapeutischen Zielsetzung, die menschliche Historie nicht nur verstehen, sondern auch schaffen will. Es gehört dazu freilich das Verständnis der Struktur menschlicher Historie, ein Gefühl für das

Wesen der historischen Entscheidung, vor allem die Fähigkeit, ein Ereignis seinem historischen Gewicht nach einzuschätzen; darüber hinaus aber noch die Entschlossenheit, selbst im Historischen entscheidend zu wirken. Heilen heißt soviel wie ein neues Niveau des Erlebens zu schaffen, das dem Kranken wesensmäßig verschlossen ist. Das wäre unmöglich, wenn alles menschliche Geschehen bloß die Abwandlung einer einzigen Bedingtheit, wenn sie reduzierbar auf eine deskriptive Mannigfaltigkeit wäre. Zu jedem Niveau des Erlebens gehört eine eigene Bedingtheit, eine eigene Formenwelt, eine eigene Sprache.

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete

Allendy, René: La Justice intérieure. Paris, Denoël et Steele, 1930.

Dieses Werk ist der Versuch einer Definition des Begriffes der Gerechtigkeit in den verschiedenen Kulturen und Epochen.

Dem labilen Charakter der sozialen Gerechtigkeit setzt A. die durch kosmische Gesetze bedingte immanente Gerechtigkeit gegenüber. Die Fragestellung: „Hält unser Gerechtigkeitsideal außerhalb der menschlichen Gesellschaft stand?" löste den Gedanken an eine immanente Gerechtigkeit aus, deren Quelle im Unbewußten des Menschen zu suchen ist, dessen Offenbarung der psychoanalytischen Forschung vorbehalten bleibt.

Das Buch gliedert sich in zwei Teile: 1) die Gerechtigkeit und das Bewußte, 2) die Gerechtigkeit und das Unbewußte.

Der erste Teil behandelt die Institutionen, die Glaubensanschauungen, die Vernunftanschauungen. Das instinktive Gerechtigkeitsgefühl wird der ganzen Ordnung zugrunde gelegt. Einen wesentlichen Faktor bildet das Irrationale, in dem sich der Glaube an eine göttliche Entscheidung dokumentiert. Über diesen Glauben an Sanktionen im Jenseits als Ausgleich der irdischen Gerechtigkeit handelt das zweite Kapitel. Im dritten Kapitel erscheint der Mensch in seiner Eigenschaft als vernunftbegabtes Wesen, das gewillt ist, sich durch logische Argumente gegen instinktive Spontaneität zu versichern.

Der zweite Teil behandelt die Gerechtigkeit und das Unbewußte: Das Gerechtigkeitsgefühl und die sozialen Instinkte, die pathologischen Formen des Gerechtigkeitsgefühls, die innere Gerechtigkeit. Der wesentliche Zug der sozialen Instinkte ist ihre Tendenz der Beschränkung des einzelnen Individuums zugunsten einer Kollektivität. Das vorletzte Kapitel beschreibt die durch Gleichgewichtsstörungen des Instinktlebens hervorgerufenen pathologischen Formen, die sich in Übertreibungen im Mechanismus der Selbstbestrafung äußern. Das ins Ungeheure gesteigerte Schuldgefühl erscheint als Urheber aller menschlichen Leiden. Der soziale Instinkt ist Ausdruck einer synthetischen Kraft, demgegenüber der Individualinstinkt eine Trennung und Kampf verursachende Kraft darstellt. Der Konflikt zwischen sozialen und egoistischen Instinkten korrespondiert metaphysisch genommen dem großen Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman. Das Opfer des Individuums an das Universum wird als höchste Weisheit zur Erleichterung menschlicher Leiden hingestellt. M. Weyersberg (Frankfurt a. M.)

Aster, Ernst von: Geschichte der Philosophie. Mit einem Anhang: Wie studiert man Philosophie? (Kröners Taschenausgaben, Band 108). Leipzig, Alfred Kröner, 1932.

In Band XVIII, Heft 1, Seite 124, dieser Zeitschrift wurde des gleichen Verfassers Bekenntnisschrift zu Freuds Psychoanalyse angezeigt. Was dort an Formalem gerühmt wurde, zeichnet in gleicher Wertigkeit dies Buch aus: Selbstverständliches Vorherrschen der Sache, klarster Ausdruck im Sprachlichen. Auf rund 400 Seiten wird nach der alt-indischen und chinesischen Philosophie die Geschichte der

abendländischen abgehandelt, beginnend mit Griechenland, endend bei der Gegenwart. Das in der maßgeblichen Fachkritik dem Werk einhellig gespendete Lob ist verdient: die Eindringlichkeit, womit die philosophischen Fragestellungen offengelegt werden, bedeutet auch für den Laien keine Erschwerung des Zugangs. Die Rezeptierung eines weltanschaulichen Baedekers gehört nicht zu den Ehrgeizzielen des Verfassers. — Auf die Psychoanalyse nimmt diese Arbeit keinen Bezug.

E. Roellenbleck (Darmstadt)

Bracken, Ernst von: Die Selbstbeobachtung bei Lavater. Ein Beitrag zur Geschichte der Idee der Subjektivität im 18. Jahrhundert. Universitas-Archiv, Band 66, Philosophische Abteilung, herausgegeben von Siegfr. Behn. Bd. 10, 1932, 102 Seiten.

Diese von Erich Rothacker glücklich angeregte aufschlußreiche Arbeit behandelt Lavaters 1771 erschienenes „Geheimes Tagebuch eines Beobachters seiner selbst", eines der fesselndsten psychologischen Dokumente der europäischen Literatur.

Die Fragestellung des Verfassers ist geschichtlich gerichtet: Lavater steht an „einer Zeitwende, nämlich vom Pietismus zum Idealismus, dieser sowohl künstlerischen als auch philosophischen Bewegung" (S. 89); er wird „als Vertreter gewisser für jene Epoche typischen Lebensformen" betrachtet; die These des Verfassers lautet, daß sich gewisse Erscheinungsformen des Idealismus auf ein „eigentümlich werthaftes Erleben der eigenen Subjektivität" zurückführen lassen, das in Lavaters Tagebuch zuerst auftaucht.

Bei der phänomenologischen Durcharbeitung des Tagebuches sind alle Beziehungen zu einer im engeren Sinne psychologischen Fragestellung ausgeschaltet worden. Nur eingestreut ist der beiläufige Hinweis auf die Übereinstimmung von Lavaters Verhalten mit der Introversion nach C. G. Jung. Wo der Verfasser seine eigene psychologische Auffassung durchschimmern läßt, scheint sie der der Psychoanalyse näher zu stehen, als man zu erwarten bereit war. Im Anschluß an eine Stelle des Tagebuches bemerkt er:

„Die paulinische Psychologie spricht deutlicher (sc. als Lavater, für den das Wort Herz eine Allegorie ist) von dem ‚Gesetz in meinen Gliedern' und dem ‚Gesetz in meinem Gemüt'. Das Problem liegt hier in der Richtung des Ichgefühls. Denn wenn das Herz eine Allegorie ist, so könnte man vermuten, daß also auch das Ich eine Allegorie sei. Wir würden die Lösung in der Richtung des Ichs als einer synthetischen Funktion (von uns gesperrt) suchen."

Diese Übereinstimmung mit dem von Nunberg in die psychoanalytische Literatur eingeführten Terminus mag eine durchaus beiläufige sein; da sie aber auf eine mögliche Konvergenz der Grundauffassung schließen läßt, sei sie hervorgehoben.

In welchem Maße aber das Tagebuch Lavaters selbst die Anwendung psychoanalytischer Interpretation nahelegt, darauf sei durch einige Zitate hingewiesen:

Als Lavater von der Erkrankung eines Freundes hörte, erschrak er „. . . und dennoch spürte ich, durch diese Nachricht ausgelöst, ein gewisses angenehmes Gefühl in mir aufsteigen. Da ich meinen Freund aufrichtig liebe, sollte ich eigentlich traurig sein. Woher kommt also diese Empfindung geheimer Freude?" — An der Bahre dieses Freundes: „Ich muß jetzt an den Freund denken, ich darf nichts anderes denken. Doch schon wieder denke ich an andere Dinge, diese Dinge sind armselig, sie zerstreuen mich. Jetzt gelingt mir ein ruhig wehmütiger Blick auf die Bahre; ein Seufzer ringt sich los: ach, auch dies zum letzten Male. Gott sei Dank, daß dies gelang. Doch wieder Zerstreuungen. Weg mit ihnen." — Und wenigstens eine der Stellen, in denen mit seltener Klarheit das Wesen der Introspektion geschildert ist: „Denn gewiß nur alsdann und nur solange wirst Du den Endzweck Deines Lebens mit einfältigem und festem Auge bemerken, so lange Du Dich selbst und den Gang Deiner Gedanken und Empfindungen bemerkst, Dich selbst genießt, Dich fühlst, in Dich einkehrst, in Dir wohnst!"

Daß der Verfasser es unterlassen hat, diese und ähnliche Stellen im Sinne der psychoanalytischen Strukturbilder des menschlichen Seelenlebens auszuwerten, ist bedauerlich, auch wenn nicht bestritten werden soll, daß die von ihm verfolgte Bahn psychologische Fragestellungen nur peripher berührt. Wie fruchtbar sie aber zu werden vermöchten, und zwar durchaus im Rahmen der geschichtlichen Problemstellung selbst, wird deutlich, wenn wir auf einige Fragen hinweisen, die der Verfasser nur von ungefähr berührt hat. Gerade sein überzeugender — übrigens in den Bahnen Max Webers fortschreitender — Nachweis, daß „der Idealismus aus dem Pietismus stamme" und ihm „grundlegende Wesensbestandteile" verdanke, hätte darauf führen können, das Tagebuch Lavaters zunächst als Glied in der historischen Kette zu sehen und es einer Geschichte des Tagebuches einzuordnen, in der es freilich „nicht am Anfang, sondern am Ende der Entwicklung des pietistischen Tagebuches" steht.[1] Erst im Rahmen dieser Entwicklung — die freilich durch die Andachtsliteratur der Reformation und Gegenreformation hätte ergänzt werden müssen, ein lehrreicher Weg, der von den „Geistlichen Übungen" des heiligen Ignatius, der Philothea des heiligen Franziskus von Sales und ihren Nachfolgern auf der einen Seite zu Lavaters Religiosität, auf der anderen aber zu jener Tugendtafel führt, von der Benjamin Franklin in seiner Selbstbiographie berichtet, — ließe sich das Individuell-Persönliche vom Zeitgebundenen, das Erlebte vom Traditionellen sondern. An diesem Knotenpunkt vermöchte sich dann das Problem in seiner vollen Schärfe zu zeigen;

1) Vgl. dazu S. Bernfeld: Trieb und Tradition im Jugendalter, (Kulturpsychologische Studien an Tagebüchern.) Zeitschrift für angewandte Psychologie, Beiheft 54, Leipzig 1931. — Diese Schrift ist dem Verfasser offenbar nicht mehr zugänglich gewesen; sie hätte ihn auf fruchtbare Tatbestände und Fragestellungen hingewiesen. — Für eine andere, vom Verfasser kaum berührte Frage — nach der übrigens bis in die sprachliche Formulierung hinein lebendigen Beziehung Lavaters zur deutschen Mystik — wäre die schöne Untersuchung von Rehm: „Götterstille und Göttertrauer" (Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt, 1931) heranzuziehen, die sich der Wesensbestimmung und Vorgeschichte des Idealismus von anderer Seite her zu nähern sucht.

die psychologische Analyse des Einzelnen und die der traditiongebundenen Erlebnisformen in ihrem Widerspiel; das Problem des Stiles in seinem doppelten Aspekt, das Zentralproblem jeder psychologisch gerichteten Geschichtswissenschaft. Erst eine Untersuchung dieser Art wäre die Erfüllung jener schon von Dilthey vorgezeichneten Aufgabe, zu der sich auch der Verfasser dieser lesenswerten Schrift bekennt. Die Auffassung Diltheys aber „. . . daß allen weltanschaulichen Bildungen in der Person ihres Urhebers bestimmte Seelenverfassungen, emotionale Haltungen zugrunde liegen, die erst aus gewissen vorhandenen Einstellungen zum Leben heraus das Weltbild entwerfen, welches sich in der Form begrifflicher Zusammenhänge manifestiert“, wirkt wie eine Voraussage jener Einsichten, die die Psychoanalyse errungen hat, die sich ihr immer von neuem bestätigen, wenn sie Werk und Schicksal des Einzelnen aus seiner Lebensgeschichte versteht.

E. Kris (Wien)

Brocher, Henri: Le mythe du héros et la mentalité primitive. (Bibliothèque de philosophie contemporaine). Paris, Félix Alcan, 1932. 124 Seiten.

In wenigen, aber anspruchsvollen Sätzen werden die mythologischen Theorien des „Naturalismus“ (Mythendeutung im Anschluß an das Naturgeschehen) und der Psychoanalyse beseitigt, welch letztere neuerdings ihre Anhänger verliere, seien doch Ödipuskomplex und Verdrängung nur im krankhaften Seelenleben nachzuweisen. Dann werden — im Anschluß an Levy-Brühl und andere Ethnologen — jene Vorstellungen aufgezeigt, die dem Mythos vom Helden zugrunde liegen: Die „*compensation*“, „nach dem Glauben der Primitiven eine Art generelles Gesetz des Universums, dem alle Lebewesen untertan sind“; es stamme aus dem „direkten Kontakt des Menschen mit der Umwelt“ und besage, daß „jedes Glück, jeder Vorteil . . . durch Mühen, Opfer und Leiden erkauft“ sein müsse; und die „*rétribution*“, eine Sonderform der „*compensation*“, die aus dem Kontakt der Menschen untereinander stamme, und soweit ich sehe durchaus dem Tallion entspricht. Beide Vorstellungen gelten für das Individuum als Glied des Clan, so daß sich das Schicksal des Einzelnen an dem der Gruppe oder eines anderen Gruppenmitgliedes erfüllen könne. Die Erniedrigung des jugendlichen (etwa des ausgesetzten) Helden sei danach die Voraussetzung seines künftigen Erfolges und Vatermord wie Inzest des Ödipus die tragische Sühne für seine königliche Stellung.

E. Kris (Wien)

Carus, C. G.: Vorlesungen über Psychologie. Erlenbach-Zürich und Leipzig, Rotapfel-Verlag, 460 Seiten.

Das vor 100 Jahren erstmalig erschienene Werk ist jetzt von Edgar Michaelis neu herausgegeben worden. Carus, Arzt und Maler, erscheint hier als ein Autor, der seine mit psychologischem Weitblick gesammelten Erfahrungen in einer Art Wesenskunde der menschlichen Seele, die auch heute Interesse beanspruchen kann, mehr oder weniger spekulativ zusammenfaßt. Der Herausgeber hat dem Werke eine Einführung vorange-

stellt, in der er auf die Beziehungen zwischen Carus und Goethe hinweist, das harmonisch abgeschlossene Lebenswerk von Carus dem von Nietzsche gegenüberstellt und sich mit Auffassungen von Klages auseinandersetzt. In einigen zum Teil recht lehrhaft gehaltenen Anmerkungen tritt er für Carussche Gedankengänge im Gegensatz zu anderen Betrachtungsweisen seelischen Geschehens ein und polemisiert dabei ebenso heftig gegen jede Assoziationspsychologie wie gegen die Psychoanalyse. J. Haenel (Berlin)

Eliasberg, W.: Rechtspflege und Psychologie. Eine Einführung in die Wissenschaften vom seelischen Leben des Menschen. Berlin, Carl Heymann, 1933. XX und 172 Seiten.

Die Berührungspunkte der beiden Disziplinen sind in konzentrierter Form und wohlgegliedert dargestellt. Eine Literaturübersicht von 291 Nummern geht voraus und ein sorgfältiges Sach- und Namenregister folgt nach. Die Beiträge der Psychoanalyse zum Thema sind gebührend erwähnt:

Die Psychoanalyse hat das unbestreitbare Verdienst, — das auch von der Strafrechtswissenschaft immer mehr anerkannt wird, — den Blick dafür geöffnet zu haben, daß die simplen manifesten „Motive“, die im allgemeinen die alten Strafgesetzbücher annahmen, durchaus lebensfremd sind. Die Psychoanalyse hat neuerdings den Versuch gemacht, die Charakterbildung aus den typischen Schicksalen der Triebbildung zu verstehen.

Ein ganzer Abschnitt ist der Psychologie des Täters gewidmet. Freuds Übersicht über die Tatbestandsdiagnostik wird referiert, die Erforschung des unbewußten Ausdrucksgeschehens gestreift, Adlers Begriff der Entmutigung kritisiert, aber auch die Klarheit des Begriffes Aggression angezweifelt. Triebhaftigkeit allein dürfe nicht als Strafausschließungsgrund gelten. Wertvoll erscheint der Hinweis, daß wir kriminelle Triebhandlungen einzelner Individuen als symbolische Kulthandlungen in primitiven Gesellschaften wiederfinden. Der Verfasser wendet sich gegen die Zulässigkeit eines „eingeweihten“ psychologischen Gutachtens, den er ebenso ablehnt wie den Okkultisten als Sachverständigen. Reiks Geständniszwang wird anerkannt, ebenso der Wert der Psychoanalyse für die Psychologie des Verteidigers.

Die mit Wohlwollen vereinigte Kritik des Verfassers verdient die volle Sympathie des analytischen Lesers. A. Kielholz (Königsfelden-Aargau)

Hetzer, Hildegard: Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit. Erster Beitrag zur psychologischen Bestimmung der Schulreife. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie, herausgegeben von Ch. Bühler u. V. Fadrus, Heft III. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 1926. 90 Seiten.

Die Verfasserin untersucht im Anschluß an die Lehre Karl Bühlers die Entwicklung der Darstellungsfunktion beim Kinde, indem sie in vier Versuchsreihen grundlegende Darstellungsarten, wie Darstellung durch Handlung, bauende und

zeichnerische Betätigung und willkürliche Zeichensetzung in ihren einzelnen genetischen Phasen bis in das sechste Lebensjahr untersucht, wobei es der Verfasserin hauptsächlich auf die Untersuchung der letzteren, der symbolischen Darstellung, ankommt, da mit der Beherrschung derselben der Zustand der Schulreife gegeben sei. Obwohl von achtzig Prozent der Dreijährigen außerhalb des sprachlichen Gebietes — in diesem wird Darstellung schon im Stadium der Namengebung, also im ersten Lebensjahre geübt — die Darstellung durch willkürliche Zuordnung von Zeichen erfaßt wird, meint Verfasserin, daß erst mit dem Alter von sechs Jahren allgemein das Erlernen von Lesen und Schreiben geboten sei, da in diesem Alter die dazu erforderliche Gedächtnis- und Aufmerksamkeitsleistung ohne zu große Anforderung an das Kind aufgebracht werden kann.

K. Eissler (Wien)

Hetzer, Hildegard: Das volkstümliche Kinderspiel. Wiener Arbeiten zur pädagogischen Psychologie Nr. 6. Wien, Deutscher Verlag für Jugend und Volk, 1927. 86 Seiten.

In einer Vorstadt wurden die von Kind zu Kind überlieferten Spiele gesammelt, historisch und entwicklungspsychologisch geordnet und im Sinne der Wiener psychologischen Schule interpretiert. Besonders interessant für den Psychoanalytiker ist ein Hinweis auf eine noch nicht publizierte Sammlung über Aberglauben bei Kindern.

W. Hoffer (Wien)

Jacoby, Hans: Handschrift und Sexualität. Mit 223 Schriftproben. Berlin und Köln, A. Marcus & E. Webers Verlag, 1932. 140 Seiten.

Das Buch von Jacoby hebt sich durch eine Reihe von Vorzügen aus der Flut der graphologischen Literatur heraus: es verrät eine sympathische Vorsicht in seinen Formulierungen und eine nüchterne Grundauffassung in der klaren Darstellung; es wendet sich offen gegen die überspannten Erwartungen, die man heute in weiten Kreisen der Graphologie entgegenbringt. Diese Vorzüge sind sicher zum Teil der weitgehenden, vom Autor selbst hervorgehobenen Anlehnung an L. Klages zu danken. Ganz im Sinne der Klages'schen Denkweise und seiner Denkschemata wird auch das Thema „Handschrift und Sexualität" abgehandelt, indem bei der Sexualität unterschieden werden: „Triebstärke, sinnliche Ansprechbarkeit, willkürliche und unwillkürliche Hemmungsbereitschaft, seelische Betonung" und die Zusammenhänge dieser Aspekte der Sexualität mit bestimmten Eigentümlichkeiten der Handschrift, wie Druck, Teigigkeit, Rhythmus usw., aufgesucht werden. Mit der Anlehnung des Autors an Klages hängen aber auch die Grundmängel des Buches zusammen: die dogmatische Enge seiner Betrachtungsweise und die Magerkeit der theoretischen Ergebnisse. Sein Wert besteht im wesentlichen nur darin, das, was die Klages'sche graphologische Schule über das Thema zu wissen glaubt, übersichtlich darzustellen und durch gut ausgewähltes Material zu illustrieren. Der Psychoanalytiker findet wenig, was ihn interessieren könnte. Er wird vor allem den Begriff des Triebschicksals und

die dynamische Auffassung des Seelenlebens vermissen. In bekannter Weise wird die strenge Trennung von Liebe und Sexualität gefordert, und an verschiedenen Stellen zeigt sich, daß das psychologische Denken des Autors im Grunde von den Kategorien der Individualpsychologie bestimmt wird. Es ist zu begrüßen, daß Jacoby eine grundsätzliche Skepsis gegenüber der Möglichkeit, Neurotikern durch graphologische Analyse ihrer Handschrift irgendwie zu helfen, hervorkehrt; aber seiner Meinung, daß der Graphologe „vermöge seines Berufes und seiner charakterkundlichen Kenntnisse als Therapeut besonders geeignet (erscheint), wenn er über Schulung in der psychotherapeutischen Technik verfügt und — Persönlichkeit genug ist", können wir nicht beipflichten. Daß Jacoby gegenüber den bisher publizierten Versuchen symbolischer Handschriftbetrachtung eine ablehnende Haltung einnimmt und vor Spekulationen in dieser Richtung warnt, kann ihm beim gegenwärtigen Stand der Dinge nur als Verdienst angerechnet werden. Aber es ist zu bedauern, daß er sich nicht nur hierin, sondern ganz prinzipiell einer Betrachtungsweise angeschlossen hat, die sich letztlich gegen das Erkennen der Äußerungen des Unbewußten in der Handschrift überhaupt versperrt und die sich für die weitere graphologische Forschung kaum noch als fruchtbar erweisen kann.

W. Marseille (Wien)

Jahn, Lic. Ernst: Tiefenpsychologie und Seelenführung. Herausgegeben vom Westdeutschen Sittlichkeitsverein. 2. Schriftenreihe, Heft 5/6, 1931. 115 Seiten.

Diese Schrift stellt eine Auseinandersetzung eines protestantischen Theologen mit der Tiefenpsychologie dar, zu der er nicht nur die Psychoanalyse, sondern auch die Individualpsychologie rechnet. Der Autor ist überzeugt, daß die protestantische Seelsorge oder Seelenführung tiefenpsychologische Fachkenntnisse nicht mehr entbehren könne, doch dürfe sie andrerseits auf positive Zielsetzungen, Orientierung nach Wertgesichtspunkten nicht verzichten. In der Psychoanalyse sieht der Autor „eine auf der Grundlage naturalistischer Weltanschauung ruhende Erneuerung der Beichtpraxis". Von der Grundlage seiner christlichen Weltanschauung kommt der Autor nur zu einer eingeschränkten Anerkennung psychoanalytischer Forschungsergebnisse, ohne daß der Leser die Überzeugung gewinnt, daß diese Einschränkung mit der christlichen Weltanschauung notwendig verknüpft sein müßte. Wenn der Autor auch die Lehre von den Verdrängungen, von den Fehlleistungen, von der Traumdeutung, der kindlichen Sexualität, der Bisexualität weitgehend anerkennt, so warnt er doch vor den Einseitigkeiten der Psychoanalyse. Er schreckt besonders zurück vor der Lehre des Ödipuskomplexes, die er „nicht nur die am heftigsten umkämpfte, sondern auch die grauenhafteste Lehre der Psychoanalyse" nennt. Er möchte Eros und Agape, sinnliche und seelische Liebe, streng geschieden wissen, und eine auf die Libidotheorie gestützte Sublimierungslehre ist dem Verfasser wegen ihres Wertrelativismus suspekt. Aus der Lehre von der kindlichen Sexualität leitet der Autor die pädagogische Forderung ab, daß das Kind vor allen Triebverführungen und vorzeitigen Reizungen bewahrt werden müsse, und daß religiöse

und ethische Beeinflussung frühzeitig ins „Unterbewußtsein" des Kindes eingepflanzt werden sollte. Der Autor übersieht dabei, daß derartige erzieherische Ratschläge leicht zu Verdrängung und Angst führen können. In den letzten Kapiteln befaßt sich der Autor mit der Individualpsychologie, deren Theorien weniger kompliziert seien als die der Psychoanalyse; auf der anderen Seite erkennt der Autor an, daß der Individualpsychologie „die logisch klar gegliederte Architektonik der Freudschen Psychoanalyse" fehle. Zusammenfassend kann man sagen, daß der Autor um ein Verständnis der Tiefenpsychologie ernstlich bemüht ist, daß aber sein Einverständnis an den Grenzen halt macht, wo wir in den Analysen den stärksten Widerständen zu begegnen pflegen, deren Überwindung nicht nur logische Einsicht, sondern auch libidinöse Umstellung erfordert. Der Autor ist geneigt, in den psychoanalytischen Lehren Dogmen zu sehen und nicht Resultate wissenschaftlicher Forschung, die sich von menschlichen Hoffnungen und Befürchtungen nicht beeinflussen lassen.

E. Vowinckel (Berlin)

Lauer, Hans Erhard: Vom neuen Bilde des Menschen. Straßburg, Heitz-Verlag, 1932. 427 Seiten.

Ein Versuch, die Philosophie durch die Lehre Rudolf Steiners neu zu beleben. In dem Interesse der Tiefenpsychologie für das Unbewußte wirkt eigentlich die Suche nach dem Geist. Die Ergebnisse der Psychoanalyse sind bis zu einem gewissen Grade richtig; da aber das Verständnis vom Geistigen her fehlt, werden die Funde verkannt und führen zu unheilvollen Konsequenzen. Die „Libido" ist erst in einer bestimmten Epoche der menschlichen Entwicklung entstanden und wird irgendeinmal in der Zukunft wieder verschwinden. Die vorfreudsche Auffassung, auf die Phylogenie übertragen.

A. Winterstein (Wien)

Lawton, George: The Drama of Life after Death. A study of the Spiritualist Religion. New York, Henry Holt and Company, 1932. 668 Seiten.

Der Verfasser behandelt in einer umfassenden Studie Lehre, kirchliche Organisation und Kultusformen der spiritistischen Religion, ohne zu der Frage nach dem Wahrheitsgehalt dieses Glaubens direkt Stellung zu nehmen. Daß aber Lawton kein Spiritist ist, geht aus einem späteren Kapitel hervor, das sich mit der Psychologie der Gläubigen, Medien und psychischen Forscher befaßt und hiebei Erkenntnisse der Psychoanalyse weitgehend berücksichtigt. Der Autor hält die Psychoanalyse für einen der größten Fortschritte, die jemals in der Geschichte der Psychologie gemacht wurden, trotz der ihr heute noch anhaftenden Fehler und Widersprüche. Das wertvolle Buch erweist neuerlich die Bedeutung der Psychoanalyse für die Parapsychologie (wie Referent schon vor einigen Jahren in einer Arbeit näher ausgeführt hat).

A. Winterstein (Wien)

Lewin, Kurt: Die psychologische Situation bei Lohn und Strafe. Leipzig, S. Hirzel Verlag, 1931.

Lewin versucht in dieser Arbeit, die psychologische Eigenart der Lohn-Strafe-Situation zu analysieren. Lohn und Strafe sind hier als pädagogische Hilfsmittel gemeint, um das Kind zu einem bestimmten Verhalten zu veranlassen. Den durch Lohn und Strafe beeinflußten Handlungen des Kindes stehen jene spontanen Äußerungen gegenüber, die aus dem Interesse an der Sache selbst entspringen.

Lewin meint, ein Verständnis für die Wirkung eines Eingriffes oder für ein tatsächliches Verhalten ist nur möglich, wenn man die Stellung des betreffenden Vorganges im Ganzen der jeweiligen konkreten Situation betrachtet. „Und zwar ist eine begriffliche Ableitung des tatsächlichen Geschehens immer nur aus der Beziehung zwischen einem so gearteten Individuum und der besonderen Aufbaustruktur der jeweiligen Situation möglich. In der Arbeit und im Spiel, beim Ausdruck, in der Handlung, im Affekt, überall wird das wirkliche Geschehen von der jeweiligen Struktur der Umwelt mitbestimmt.“ (S. 5.) Deshalb bekommt die Aufgabe einer wissenschaftlichen Darstellung der psychologischen Umwelt eine fundamentale Bedeutung. Die Methode, die Lewin für die Erfüllung dieser Aufgabe als geeigneteste ansieht, ist die präzise topologische Abbildung der Gesamtstruktur der Situation. Die Topologie ist eine junge mathematische Disziplin, eine nicht metrische qualitative Zusammenhangslehre sehr allgemeiner Natur. Die Tatsache, daß die Topologie sich um die exakte Fassung von Begriffen, wie „zusammenhängend“, „getrennt“, „Grenze“, „zwischen“ usw. bemüht, macht sie für die Anwendung auf psychologische Probleme besonders geeignet. Der Aufbau der Situation, in dem Falle, wo das Kind aus Interesse an einer Beschäftigung etwas unternimmt, z. B. mit einer Puppe spielt, ist relativ einfach. Nach Lewins Terminologie ist für eine solche Situation charakteristisch, daß sie von einem positiven Aufforderungscharakter beherrscht ist. Wenn das Kind in seinem Streben, zu dem lockenden Spiel zu gelangen, auf Schwierigkeiten stößt, so wird es von dem Ziele zwar zunächst abgedrängt, aber es versucht bald wieder, auf Umwegen das Ziel zu erreichen. Anders sieht die Situation aus, wenn das Kind nicht spontan eine Handlung aufnimmt, sondern durch eine Strafandrohung zu ihrer Ausführung gezwungen wird. Nicht spontan gewählte Handlungen haben in der Regel für das Kind einen negativen Aufforderungscharakter. Das Kind hat also die Tendenz, sich von der Aufgabe wegzubewegen. Wenn versucht wird, durch die Androhung einer Strafe, dieses Ausweichen vor der Aufgabe zu überwinden, so steht das Kind zwischen zwei negativen Aufforderungscharakteren, zwischen der unangenehmen Aufgabe und zwischen der Strafe. Es entsteht eine Konfliktsituation. Ein Konflikt liegt vor, sagt Lewin, wenn gleichzeitig entgegengesetzt gerichtete, dabei aber gleich starke Kräfte auf das Individuum einwirken. Die Strafandrohung schafft eine solche Konfliktsituation. Daraus ergibt sich, daß das Kind versuchen wird, unter Vermeidung der Aufgabe wie der Strafe „aus dem Felde zu gehen“. Das kann am einfachsten im körperlichen Sinne des Wortes geschehen als ein Weglaufen,

Sich-Verstecken. Wollen die Erzieherpersonen dies verhindern, so müssen sie außer den Strafandrohungen irgendwelche Maßnahmen treffen, die es dem Kinde unmöglich machen, „aus dem Felde zu gehen". Der Erwachsene muß irgendwelche Barrieren schaffen, die eine solche Flucht verhindern, also das Kind etwa einsperren. In der Regel ist die Barriere jedoch soziologischer Natur: „Es sind die Machtmittel, die der Erwachsene kraft seiner sozialen Stellung und der innerern Beziehung zwischen ihm und dem Kinde besitzt, welche die das Kind rings umgebende Barriere ausmachen. Eine solche soziale Barriere ist nicht minder real als eine physikalische." Mit Recht stellt Lewin fest, daß diese Barrieren, die die Freiheit des Kindes begrenzen, eigentlich stets da sind. Denn der Lebensspielraum des Kindes ist ja an sich begrenzt. „Der Machtbereich des einzelnen Erwachsenen und vor allem der Organisationen der Erwachsenen, die das gesellschaftliche Leben beherrschen, ist übermächtig und pflegt den Lebensspielraum des Kindes vollkommen zu umschließen." Dieser Umstand macht es erklärlich, daß manchmal, wenn das Kind freiwillig, also ohne Strafandrohung, ohne Barrieren, die Ausführung unangenehmer Aufgaben übernimmt, es in Wirklichkeit trotzdem in einer Zwangssituation stecken kann. Wenn man von den Fällen absieht, wo das Kind aus Liebe zu dem Erwachsenen die Handlung ausführt, kann man sicher sein, daß es unter einer unausgesprochenen Strafandrohung steht. Die Macht des Erwachsenen und seine Strafandrohungen haben den Lebensspielraum des Kindes so durchsetzt, daß dem Kinde jede Bewegungsfreiheit fehlt. In einem solchen Falle bedarf es keiner besonderen Strafandrohungen, um das Kind gefügig zu machen.

Nachdem Lewin die allgemeinen Eigenheiten der Topologie und die Feldkräfte der Strafsituation besprochen hat, erörtert er die Möglichkeiten tatsächlichen Verhaltens, die für das Kind in einer solchen Situation bestehen. Die erste Möglichkeit ist, daß das Kind durch die Strafandrohung dazu gebracht wird, die gestellten Forderungen zu erfüllen. In dem Augenblick, in dem das Kind es auf sich nimmt, die Aufgabe zu erledigen, kann die Situation sich ändern, das Kind kann sich mit der vorher abgelehnten Beschäftigung befreunden. Ein anderer Ausweg öffnet sich für das Kind, wenn es die Strafe auf sich nimmt. Freilich eröffnet die Annahme der Strafe oft doch keinen Weg ins Freie, nämlich dann nicht, wenn die Erzieherpersonen trotzdem auf der Ausführung der Aufgabe bestehen. Die Strafsituation kann zu einem Kampf gegen den Erwachsenen führen, die Strafandrohung schafft eine Situation, in der sich Kind und Erwachsener als Feinde gegenüberstehen. Das Aus-dem-Felde-Gehen braucht nicht als Durchbruch durch die Grenzen der Strafsituation zu erfolgen, sondern kann sich auch als eine Abkapselung des Kindes oder in der Form der Trotzreaktion äußern. Endlich kann es beim Kinde unter dem Druck der Strafandrohung zur Flucht in die Irrealität (Tagträume) oder zum Affektausbruch kommen. „Sind die gegeneinander gerichteten Vektoren, die die Konfliktsituation beherrschen, sehr stark, so kann, . . . als Auswirkung der Spannungslage eine diffuse Entladung, d. h. ein Affektausbruch zustande kommen."

Vergleicht man die Strafandrohung mit der Situation, in der eine in Aussicht gestellte Belohnung das Kind zu der Ausführung einer unangenehmen Auf-

gabe veranlassen soll, so ergeben sich strukturelle Übereinstimmungen und Verschiedenheiten. Das Kind sieht sich wiederum einer Aufgabe mit negativem Aufforderungscharakter gegenüber. Es wird versucht, diesen durch einen positiven Aufforderungscharakter, nämlich die Belohnung, zu überwinden. Das Kind befindet sich wiederum in einer Konfliktsituation, es wirken zwei annähernd gleich starke, entgegengesetzt gerichtete Feldkräfte auf es ein. Auch hier fehlt die „natürliche Teleologie", die spontane Lockung durch das Ziel, die für die Interessensituation charakteristisch ist. Auch bei der Lohnsituation ist es notwendig, Barrieren so zu errichten, daß der Zugang zum Lohn nur durch die Aufgabe hindurch möglich ist. Andernfalls würde das Kind den Versuch machen, das lockende Ziel, etwa die Näscherei, zu erreichen, ohne die Aufgabe zu erfüllen. Der Unterschied ergibt sich daraus, daß beim Versprechen des Lohnes die Bewegungsfreiheit des Kindes im ganzen nicht eingeschränkt wird. Es fehlt hier jener Zwangscharakter, den die Strafsituation mit sich bringt.

Zum Schluß stellt Lewin die pädagogisch wichtige Frage, welche Wege einzuschlagen wären, um ohne Lohn und Strafe das gewünschte Verhalten bei dem Kinde herbeizuführen. Eine solche Möglichkeit besteht durch das Erwecken eines Interesses, durch das Erzeugen einer Neigung. „Das Interesse für einen bisher nicht interessierenden Gegenstand oder ein Verhalten kann auf mannigfache Weise geweckt werden, z. B. durch ein Vorbild, dadurch, daß man die Aufgabe in einen andern Zusammenhang hineinstellt . . . und durch ähnliches mehr. Nicht selten hängt das Interesse an einem Gegenstand an der Person eines bestimmten Lehrers."

Es ist im Rahmen dieses Referates nicht möglich, auf die wichtigen methodologischen Fragen einzugehen, die diese Arbeit aufwirft. G. Gerö (Berlin)

Lunk, Georg: Die Stellung der Assoziation im Seelenleben. Ein Beitrag zur Krise der Psychologie. Leipzig, J. Klinkhardt, 1929. 163 Seiten.

Nach gründlicher Studie und Kritik der einschlägigen Literatur — ohne Eingehen in die Probleme der „freien" Assoziation im Sinne der Psychoanalyse — wird die eigene Stellungnahme entwickelt. Erinnerungsfähigkeit und Verähnlichungsfähigkeit bilden die zwei Prinzipien der Assoziabilität. Diese seien nicht mechanische Gesetze, sondern Determinationen, in welchen in gewissem Spielraum auch das Unbewußte mitsprechen darf. Das Prinzip der Verähnlichung soll die Kernarbeit der Seele darstellen. Von einer anderen Seite her wird dasselbe folgendermaßen entwickelt: Statt der Assoziationsgesetze sei eine regulative Dynamik des Seelenlebens anzunehmen, die Dynamik der „inneren schaltenden und umschaltenden, aufbauenden und verdrängenden (Freud!), entgegen- und widerstrebenden Faktoren im ‚Schaltwerk' nicht nur ‚der Gedanken', sondern der subjektiv-persönlichen Tendenzen und Richtungslinien überhaupt . . ." Soweit wird von der Psychoanalyse nur Gutes ausgesagt, doch der psychoanalytische Begriff der Libido solle von seiner einseitigen Sexualbetontheit befreit werden. Dann könne sie als oberstes Kriterium der Seelendynamik gelten.

I. Hermann (Budapest)

Maidl, Franz: Die Lebensgewohnheiten und Instinkte staatenbildender Insekten. (Lieferung 1; 4 Bogen.) Wien, Fritz Wagner, 1933.

Dieses auf zwölf Lieferungen angelegte Werk stellt eine Neuerung in der systematischen Ordnung des biologischen Materials dar, die berufen ist, die für die psychologische Forschung so wertvollen Lebensäußerungen niederer Tiere den psychologisch interessierten wissenschaftlichen Kreisen besser als bisher zugänglich zu machen. Das Material wird nämlich nicht nach Tiergruppen geordnet, sondern die Ordnung geschieht nach eingangs definierten Instinktgruppen. Das ermöglicht dem Leser, sich aus der Fülle des sehr unmittelbar dargestellten Materials den Gruppenbegriff gehaltvoll zu machen. Entsprechend dieser Grundtendenz des Werkes vermeidet der Verfasser weittragende theoretische Auseinandersetzungen über den Instinktbegriff, wie sie heute in der biologischen Literatur üblich sind. Er zieht auch mit Recht den an das Gegebene unmittelbar anschließenden Begriff der Instinkthandlung vor, da ein Beweis für die Existenz eines hinter diesen Handlungen liegenden Instinkts nicht zu erbringen sei.

G. Bally (Zürich)

Man, vol. XXXII, Jänner-Dezember 1932. (Diskussion über die Unkenntnis des Zeugungsvorganges bei den Primitiven.)

Die durch Jahre geführte Diskussion über die bei den Trobriandern verbreitete Theorie der Befruchtung wird mit unverminderter Heftigkeit fortgesetzt. Malinowski (Pigs, Papuans and Police Court Perspective, Februar 1932) antwortete auf die Kritik Rentouls (Man, 1931, S. 162) und beklagt sich, man habe ihm die Meinung unterschoben, daß „die Trobriander über die Physiologie der Zeugung völlig unwissend seien". Seine wirkliche Meinung ist, daß „eine beiläufige Vorstellung über eine Beziehung zwischen Sexualverkehr und Schwangerschaft bei ihnen bestehe, nicht aber eine wie immer geartete Vorstellung über den Anteil des Mannes an dem im Leibe der Mutter sich bildenden neuen Lebewesen". Perry greift die gleiche Frage auf und führt Beispiele theologischer Theorien über die Elternschaft bei Völkern an, die die wirkliche Ursache der Fortpflanzung sehr wohl kennen. Er nimmt an „daß die Trobriander Kenntnis von den physiologischen Verhältnissen bei der Fortpflanzung haben, daß aber bei ihnen ein Konflikt bestehe zwischen gesundem Menschenverstand und Tradition." Hornblower vermutet, daß der bei den Trobriandern herrschende Glaube über die Herkunft der Kinder einer älteren Schichte im Denken angehört, welche bei den Ahnen eines großen Teils der Menschheit verbreitet war.

Rev. T. Cullen Joung weist auf einige unterhaltende Angaben in den Rezeptbüchern der „drei Medizinmänner im nördlichen Nyassaland" hin. Da diese Rezepte einige Hinweise auf die Angstvorstellungen enthalten, unter denen man dort leidet, ist es interessant hervorzuheben, daß sich eine große Anzahl der Vorschriften auf sexuelle Schwierigkeiten beziehen. Einige Beispiele: „Um die Männlichkeit wieder herzustellen", „Um nach dem Verkehr mit einer menstruierenden Frau Schaden zu vermeiden", „Um Vertraulichkeiten: *a)* mit einem Mädchen, *b)* mit einer Frau geheimzuhalten" u. a. m.

Die Aprilnummer enthält einen kurzen Überblick über Glovers Aufsatz „Common Problems in Psycho-Analysis and Anthropology“ (März 1932). Danach vermutet Glover, daß die Ethnologen imstande wären „verschiedene Stammesorganisationen je nach dem Gleichgewichtsanteil psychotischer, neurotischer und realitätsgerechter Reaktionsweisen zu gliedern“ und so interessante Parallelen zwischen individueller und sozialer Entwicklung aufzuzeigen vermöchten.

In der Dezembernummer beschäftigte sich Rentoul neuerlich mit der angeblichen Unkenntnis der Abstammung vom Vater bei den Trobriandern und führt dabei folgende höchst kennzeichnende Legende an: „Die junge Ilouma wünschte sich ein Kind; sie schlief in einer Kalksteinhöhle ein. Der Stalaktit, der unter dem Namen Kaibua bekannt ist, begann von oben her auf sie herabzutropfen und das Kalkwasser (Litukwa) drang in ihren Schoß; sie wurde geschwängert und gebar ein männliches Kind, Tudava, der späterhin eine berühmte Sagengestalt wurde. Noch heute wird diese Geschichte von alten Männern erzählt, und jener Stalaktit gilt als phallisches Symbol. Hervorzuheben ist, daß bei der mündlichen Überlieferung der Sage aller Nachdruck auf den Umstand gelegt wird, daß das Kalkwasser Litukwa die Ursache der Schwangerschaft war. „Offenbar“, meint Rentoul, „weist dieser letztere Umstand auf mehr hin, als auf eine beiläufige Vorstellung von der Verbindung zwischen Sexualverkehr und Schwangerschaft.“

R. Money-Kyrle (London)

Merkel, Rudolf Franz: Christentum und Sexualethik. Eine Auseinandersetzung mit Gegenwartsfragen. Aus der Welt der Religion. Religionswissenschaftliche Reihe, Heft 19. Gießen, Alfred Töpelmann, 1932. 48 Seiten.

Der Verfasser bemüht sich um die Vertiefung in der wissenschaftlichen Behandlung seines Gegenstandes durch ein sehr umfassendes Studium der modernen Psychologie und Psychotherapie. Leider fällt bei diesem Studium die Berücksichtigung der Psychoanalyse so gut wie ganz unter den Tisch: wo der Verfasser die Psychoanalyse erwähnt, geschieht das in einer Weise, aus der man ersieht, daß er sie nur aus Darstellungen von zweiter und dritter Hand kennt.

C. Müller-Braunschweig (Berlin)

Prinzhorn, Hans: Persönlichkeitspsychologie. Entwurf einer biozentrischen Wirklichkeitslehre vom Menschen. „Wissenschaft und Bildung“, Nr. 283. Leipzig, Quelle & Meyer, 1932. 119 Seiten.

„Da die vorliegende Schrift im wesentlichen auf der neuen Wirklichkeitslehre vom Menschen aufbaut, die wir Klages verdanken“ (S. 109), sehen wir uns eigentlich genötigt, erst die Lehre von Klages zu erörtern, um der Arbeit Prinzhorns ganz gerecht werden zu können. Da diese aber in der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ erschienen ist, die allgemeinverständliche Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens bringt, liegt es nahe, anzunehmen, daß die Arbeit auch aus sich heraus verständlich sein dürfte.

Prinzhorns „Entwurf“, der auf 119 Seiten das „Kernstück der menschlichen Person“ zu zeichnen versucht, ist aus einem Vortragszyklus im Winter 1928/29 hervorgegangen und trägt auf Grund einer weitläufigen Belesenheit des Autors eine Menge Namen und Anschauungen zusammen, die sich schließlich um Klages scharen.

Der Darstellung gehen sieben Leitsätze voraus, die die wichtigsten Prinzipien der Untersuchung darlegen (S. 1). Dann skizziert Prinzhorn die allgemeinen Gesichtspunkte seiner Wirklichkeitslehre (S. 3). Die Grundlagen seines „biozentrischen Denkens“ findet er in der Lehre vom Urphänomen, die wir von Goethe her kennen (S. 19), und sucht dann dem Wesensunterschied zwischen Mensch und Tier beizukommen (S. 30). Zur Erfassung der „geistigen Person“ geht er von Anschauungen v. Uexkuells aus (S. 51) und schildert die Menschheitsentwicklung in acht „Stufen des Personsseins“ (S. 65). Schließlich faßt er die gewonnenen Gesichtspunkte in verschiedenen Schemata zusammen, die das „Doppelantlitz“ des Menschen tatsächlich kompliziert genug erscheinen lassen (S. 91). Ein Hinweis auf die praktische Anwendung seiner Ergebnisse, die eine „Anweisung Klages“ enthalten, schließt die Arbeit (S. 116).

Der Drang des Autors, ins Allgemeine zu gehen, liegt wohl in der Anlage der Arbeit selber, ob er aber so ganz des Logos entraten kann, wie er in seiner Kontroverse Logos-Bios annimmt (S. 52), wird wohl zweifelhaft bleiben. Denn schließlich liegt es in der Aufgabe des Forschers, das dichterisch Geschaute den strengen Gesetzen des Denkens zu unterwerfen, wie Freud empfiehlt.

Freud selber kommt nur in sehr mißverständlicher Weise zum Worte. Prinzhorn legt ihn auf einem „rationalistischen Triebrealismus“ fest (S. 96) und übersieht, daß eine Menge Begriffe, die dauernd in der Arbeit wiederkehren, ohne Freud einfach nicht zu denken sind. Einmal erwähnt er die „ärztlich-psychoanalytischen Erfahrungen Freuds“ (S. 80), nennt ihn allerdings unter den „Begründern der neuen Menschenkunde“, aber „nur mit starken Einschränkungen“ (S. 51). Schließlich polemisiert er „zur Abweisung der Geschichtsfälschung, die seitens des Psychoanalytikerkreises immer wieder begangen wird, indem man Freud ein Verdienst beilegt, das in erster Linie Goethe gebührt“ (S. 66).

Trotz vielfacher Berufung auf Goethe lassen aber Wendungen wie „das erste Sichrecken unseres arischen Bauerntums gegen die rassenfremde Weltanschauung und Religion eines Jahwe und Christus“ (S. 79) oder ein Hinweis auf den „um Weisheit bemühten, gegen rationalistische Flachheit gefeiten reifen Europäers der freilich sehr selten vorkommt“ (S. 90), es tatsächlich fraglich erscheinen, ob Goethe sein „Ur-Bild“ wieder erkennen würde. Ph. Sarasin (Basel)

Raiga, Eugène: L'envie. Son rôle social. Paris, Felix Alcan, 1932. 268 Seiten.

Der Autor dieses Buches hat sich bisher im wesentlichen mit staatsrechtlichen Fragen befaßt und tritt mit dieser Arbeit zum ersten Male als Soziologe vor die breitere Öffentlichkeit. Die Rolle des Neides im Zusammenleben der

Menschen wird vorgeführt und als Neid in der Familie, zwischen Freunden, in Klein- und Großstadt, bei den verschiedenen Berufsständen — deren Reigen Rechtsanwälte und Ärzte eröffnen, Politiker und Kirchenmänner schließen — lebhaft und unter Vorführung zahlreicher Beispiele abgehandelt. Die Arbeit bleibt rein phänomenologisch, geht nirgends auf tiefere psychologische Zusammenhänge ein und ist für den Psychoanalytiker dort besonders enttäuschend, wo der Autor über den Ursprung des Neides handelt. Wenn im Eingangskapitel *Genèse de l'envie* die Unterschiede von Stand, Rang und Vermögen für die Entstehung des Neides verantwortlich gemacht werden, so erscheint uns diese Begründung doch reichlich oberflächlich, zum mindesten frei und unbeschwert von jeder psychologischen Einsicht. Die Frage, warum den einen die sozialen Unterschiede zum Neid veranlassen, den andern nicht, wird gar nicht aufgeworfen. Unnötig zu sagen, daß der Autor von der Psychoanalyse kein Wort erwähnt, obgleich Freud im Kapitel IX seiner Arbeit: Massenpsychologie und Ich-Analyse (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 320 ff.) über die Entstehung des Neides Bemerkungen gemacht hat, deren Kenntnisnahme für Raigas Vorhaben gewiß recht nützlich gewesen wäre. — Abgesehen von diesen Beschränkungen in der Richtung der Tiefe ist auch der räumliche Umkreis der Erscheinungen recht eng gezogen: die Welt, aus der das Buch entstand und die es im Auge hat, ist im wesentlichen die Welt der Pariser Salons, deren typische Vertreter für diese Phänomenologie des Neides Modell gestanden haben.

F. Schottlaender (Stuttgart)

Rank, Otto: Erziehung und Weltanschauung. Eine Kritik der psychologischen Erziehungsideologie. München. Ernst Reinhardt. 1933. 183 Seiten.

Otto Rank unternimmt in diesem Buch eine „Untersuchung der psychoanalytischen Ideologie auf ihre pädagogische Tragfähigkeit". In ziemlich ausgebreiteten Exkursen, die vor allem von soziologischen Gesichtspunkten aus unternommen werden, gelangt der Verfasser dahin, die Sexualerziehung des Kindes, als die ihm die psychologische, respektive analytisch eingestellte Erziehung des Kindes erscheint, zu verurteilen. Vor allem deshalb, weil die Erstreckung der Erziehung auf die Sexualsphäre sich als „tiefer Eingriff in die persönliche Freiheit des Individuums" erweise. Die Sexualität sei das einzige Gebiet, das dem Individuum gleichsam zur Selbsterziehung und Selbstentwicklung überantwortet sei, und das Kind wache mit offenem Widerspruch oder geheimem Widerstand darüber, daß ihm diese einzige Sphäre der Selbstverwaltung nicht entzogen und wie alles andere „sozialisiert" werde. Es sei in diesem Widerstand der Abwehrkampf des Individuums gegen die Kollektivisierung ausgedrückt. Dabei meint Rank, gegen die Anerkennung der infantilen Sexualwünsche durch die Gesellschaft, zumindest durch die analytisch orientierte Gesellschaft, auftreten zu müssen. Er übersieht dabei, daß er damit bereits offene Türen einrennt, daß die Phase der erzieherischen Triebbejahung, durch die eine analytisch orientierte Erziehungswissenschaft aus der Erkenntnis der überragenden Bedeutung

der kindlich-sexuellen Triebkräfte für die Neurosendynamik hindurchgehen mußte, bereits der Vergangenheit angehört. Seine Polemik gilt einer vergangenen Periode der analytischen Pädagogik; die Erkenntnis des Ichs und seiner Beteiligung am neurotischen Prozeß, wie an der Sexual- und Realitätsbewältigung, hat vor geraumer Zeit bereits dazu geführt, daß einseitig sexualbejahende Erziehungsmaximen von der analytischen Pädagogik verlassen wurden. Wir wissen längst, daß eine Erstarkung des Ichs die beste Neurosenprophylaxe ist, und der Irrtum, die Neurose allein durch Freigabe der Triebkräfte, die an ihrer Genese beteiligt sind, verhüten zu wollen, lag vor Ranks Kritik hinter uns.

Rank aber benützt diesen nun nicht mehr zutreffenden Anlaß dazu, gegen die analytischen Erkenntnisse generell zu Werke zu gehen. Man spürt diese Absicht durch das ganze Buch als Hintergrund seiner Ausführungen. Auch die Verteidigung der Religion, die für ihn „kollektive Nahrung" bedeutet, ist ihm als Mittel für diesen Zweck nicht zu schlecht. Er findet, daß die sexuelle Wißbegierde des Kindes eigentlich auf tiefere Probleme hinzielt und daß die Fragen der Kinder philosophische und religiöse Probleme der Menschenherkunft betreffen, die wir nur fälschlich in der naturwissenschaftlichen Sprache unserer Sexualbiologie und -psychologie beantworten. „Die religiöse Lösung war jedenfalls um soviel befriedigender, weil sie das Unerkannte zugibt, ja als das Wesentliche anerkennt, anstatt ein Allwissen vorzugeben, das wir nicht besitzen. Außerdem ist die Religion auch trostreicher, wir würden sagen therapeutischer, weil sie mit dem Zugeständnis des Unerkennbaren auch Raum läßt für allerlei Hoffnung, daß es doch nicht so trostlos sei, wie es scheint."

Im Zuge dieser kämpferischen Absicht gegen die Analyse liegt es, wenn Rank schließlich auch noch den Ödipuskomplex soziologisch und kollektivistisch mißdeutet. In der Ödipuseinstellung wünsche der Knabe nicht *seine* Mutter an sich und lehne nicht *seinen* Vater an sich ab, sondern er lehne *den* Vater als Vertreter der Sexualideologie ab und begehre die Mutter, um das Weib zur Mutter seiner Kinder zu machen, die er damit anerkennt. Die Mutterbeziehung sei der Ausdruck des gattungsmäßigen Sexual-Ichs, die Vaterbeziehung der Ausdruck des individuellen Seelen-Ichs.

Die Ausführungen Ranks sind auch dort, wo sie sich nicht bemühen, klare Tatbestände zum Zwecke der Mißdeutung zu verdunkeln, undurchsichtig und gewunden, die Lektüre des Buches dadurch wenig genußreich. R. *Sterba* (Wien)

Schulze-Maizier, Friedrich: Deutsche Selbstkritik. Probleme der nationalen Selbsterkenntnis im neueren deutschen Schrifttum. Berlin, Lambert Schneider, 1932.

Die inhaltlichen Darlegungen dieser Schrift wie ihre nationalpädagogischen Absichten können in dieser Zeitschrift nicht gewürdigt werden. Vielmehr ist hier nur interessant, an dieser Arbeit als einem weiteren Beispiel festzustellen, wie sich die Geisteswissenschaften heute zu unserer Wissenschaft einstellen. Auf Seite 132 führt der Verfasser aus: „Die Ergebnisse der neueren Tiefenpsychologie sind nachgerade so weit gediehen, daß die literarwissenschaftliche Forschung

kaum mehr an ihnen vorbeigehen darf . . ." In den Ausführungen, insbesondere über Hölderlin (in dem Kapitel: Gekränkte als Kritiker), deutet Schulze das traurige Schicksal des Dichters und seinen späteren Wahnsinn „tiefenpsychologisch". Er weist auf des großen Schwaben starken Narzißmus hin und hebt richtig die aggressiven Tendenzen hervor, die im allgemeinen für die Außenwelt durch Melancholie verkleidet waren, gelegentlich aber in Gewaltakten kraß nach außen sich entluden. Wer die grundsätzlich menschenblinde „Forschungs"-art der älteren Literarwissenschaft kennt, freut sich über solche Belege wachsender Aufgeschlossenheit. Im einzelnen ist jedoch das psychologische Material der Schrift nicht ausreichend, um den Standort des Verfassers, der einem psychologischen Eklektizismus zu huldigen scheint, genauer auszumachen.

E. Roellenbleck (Darmstadt)

Servadio, Emilio: Otto sedute col medium Erto. Estratto dalla Rivista «La Ricerca Psichica». Roma 1932. XI. 66 Seiten. Parte riservata. 8 Seiten.

In der vorliegenden Broschüre werden die Ergebnisse von acht Sitzungen mitgeteilt, die mit dem neapolitanischen Medium Pasquale Erto im Frühjahr 1932 in Rom abgehalten wurden. Den Sitzungen wohnte auch der Psychoanalytiker Dr. Edoardo Weiss bei. Es wurden unter Bedingungen und Kautelen, die eine normale Erklärung ausschließen sollen, Lichterscheinungen, telekinetische Phänomene, solche der Durchdringung der Materie (ähnlich wie der bekannte Zöllnersche Versuch mit den beiden Holzringen), „direkte Stimmen" und andere Phänomene beobachtet. Dr. Servadio macht im Sonderheft einige psychoanalytische Bemerkungen über den den medialen Phänomenen zugrundeliegenden psychologischen Mechanismus; die Frage nach den biologischen oder „metabiologischen" Agenzien wird dadurch natürlich nicht geklärt. Der Autor vermutet bei der Mehrzahl der Phänomene Selbstbestrafungstendenzen, die einem unbewußten Schuldgefühl entspringen. Naturfixierung, passive Sohneseinstellung, Masochismus usw. werden zum Verständnis herangezogen; die eine oder andere hier nicht erwähnte Deutung erscheint allerdings ziemlich unbewiesen. *Ceterum censeo medium esse analysandum*, wenn ich auch mit Servadio einig gehe, daß in diesem Falle die medialen Kundgebungen vielleicht zum Stillstande kommen würden.

A. Winterstein (Wien)

IMAGO, Band XIX (1933), Heft 2

(Ausgegeben im Juni 1933)

Seite

A. A. Brill: Über Dichtung und orale Befriedigung 145

Paul Schilder: Psychoanalyse und Biologie 168

Hans Peters: Die Sexualbiologie der Spinnen 198

Hans Kelsen: Die platonische Liebe (II) 225

Albrecht Schaeffer: Noch einmal: Der Feuermythos 256

MITTEILUNGEN

Dorian Feigenbaum: Bemerkungen zu den „Libidinösen Typen" 260

Paul Kecskeméti: Psychologie und Ontologie 261

BESPRECHUNGEN

Aus der Literatur der Grenzgebiete: Allendy: La justice intérieure *(Weyersberg)* 272. — v. Aster: Geschichte der Philosophie *(Roellenbleck)* 272. — v. Bracken: Die Selbstbeobachtung bei Lavater *(Kris)* 273. — Brocher: Le mythe du héros et la mentalité primitive *(Kris)* 275. — Carus: Vorlesungen über Psychologie *(Haenel)* 275. — Eliasberg: Rechtspflege und Psychologie *(Kielholz)* 276. — Hetzer: Die symbolische Darstellung in der frühen Kindheit *(Eisler)* 276. — Hetzer: Das volkstümliche Kinderspiel *(Hoffer)* 277. — Jacoby: Handschrift und Sexualität *(Marseille)* 277. — Jahn, Tiefenpsychologie und Seelenführung *(Vowinckel)* 278. — Lauer: Vom neuen Bilde des Menschen *(Winterstein)* 279. — Lawton: The Drama of Live after Death *(Winterstein)* 279. — Lewin, Die psychologische Situation bei Lohn und Strafe *(Gerö)* 280. — Lunk: Die Stellung der Assoziation im Seelenleben *(Hermann)* 282. — Maidl: Die Lebensgewohnheiten und Instinkte staatenbildender Insekten *(Bally)* 283. — Man XXXII, Diskussion über die Unkenntnis des Zeugungsvorganges bei den Primitiven *(Money-Kyrle)* 283. — Merkel: Christentum und Sexualethik *(Müller-Braunschweig)* 284. — Prinzhorn: Persönlichkeitspsychologie *(Sarasin)* 284. — Raiga: L'envie *(Schottlaender)* 285. — Rank: Erziehung und Weltanschauung *(Sterba)* 286. — Schulze-Maizier: Deutsche Selbstkritik *(Roellenbleck)* 287. — Servadio: Otto sedute col medium Erto *(Winterstein)* 288.

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

A. A. BRILL, M. D., 1 West 70th street, New York City

DORIAN FEIGENBAUM, M. D., 60 Gramercy Park, New York City

DR. PAUL KECSKEMÉTI, Berlin, Fredericiastraße 4a

PROF. DR. HANS KELSEN, o. ö. Professor an der Universität Köln, Mehlemerstraße 26, Köln

DR. HANS PETERS, Münster in Westfalen, Universität, Zoologisches Institut

ALBRECHT SCHAEFFER, Rimsting am Chiemsee, Bayern

DR. MED. ET PHIL., DR. PAUL SCHILDER, Professor an der New York University, 52 Gramercy Park, New York City

Wir bitten zu richten:

Redaktionelle Zuschriften aus allen Ländern mit Ausnahme Nordamerikas an die Redaktion der „Imago", Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Redaktionelle Zuschriften aus Nordamerika an Dr. Sándor Radó, 324 West 86th street, New York City.

Geschäftliche Zuschriften aller Art an Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, Börsegasse 11.

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Gesellschaft m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Robert Wälder, Wien II, Obere Donaustraße 55
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhne, Wien V, Arbeitergasse 1—7